



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

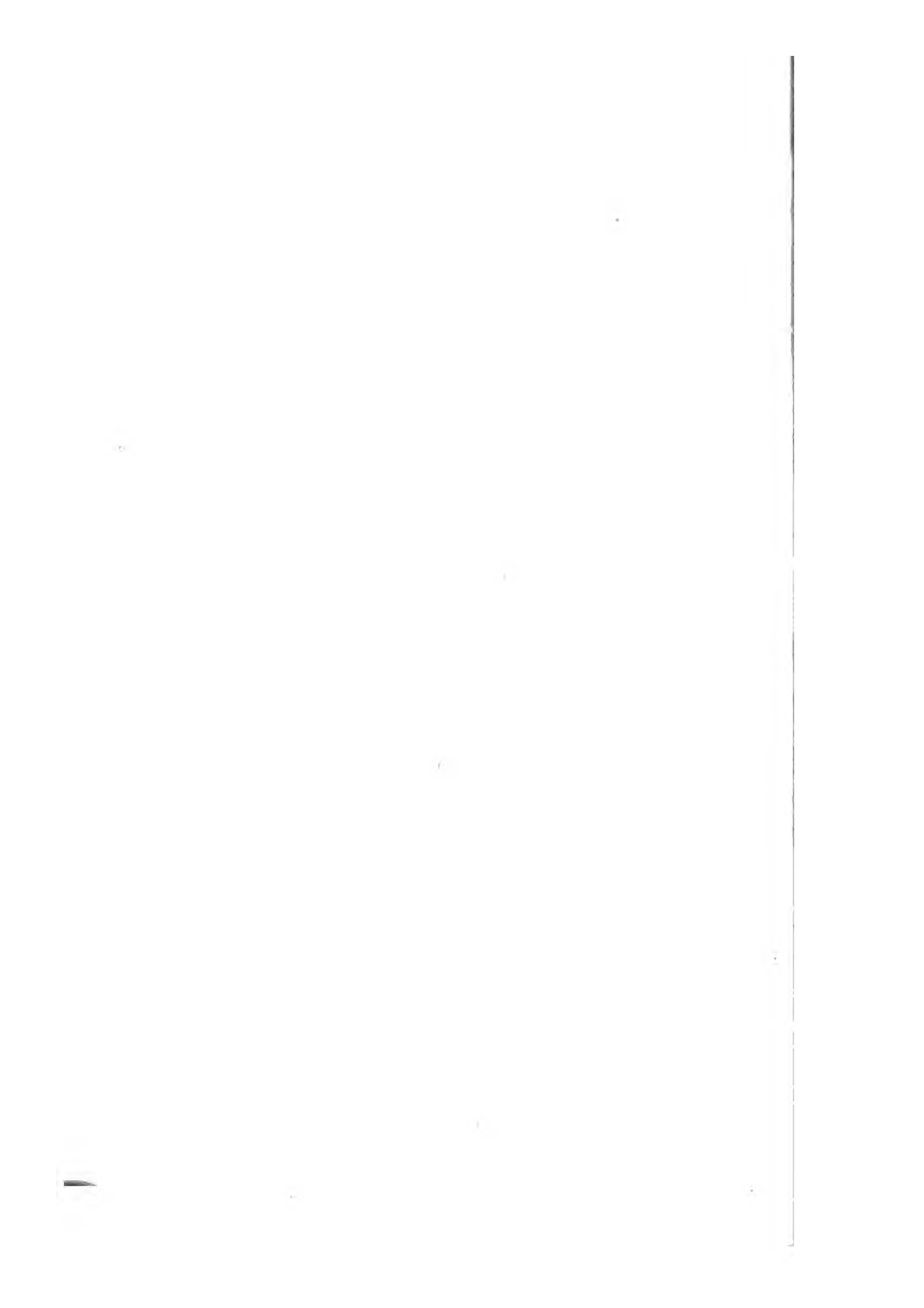




35 b. 18.







# Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

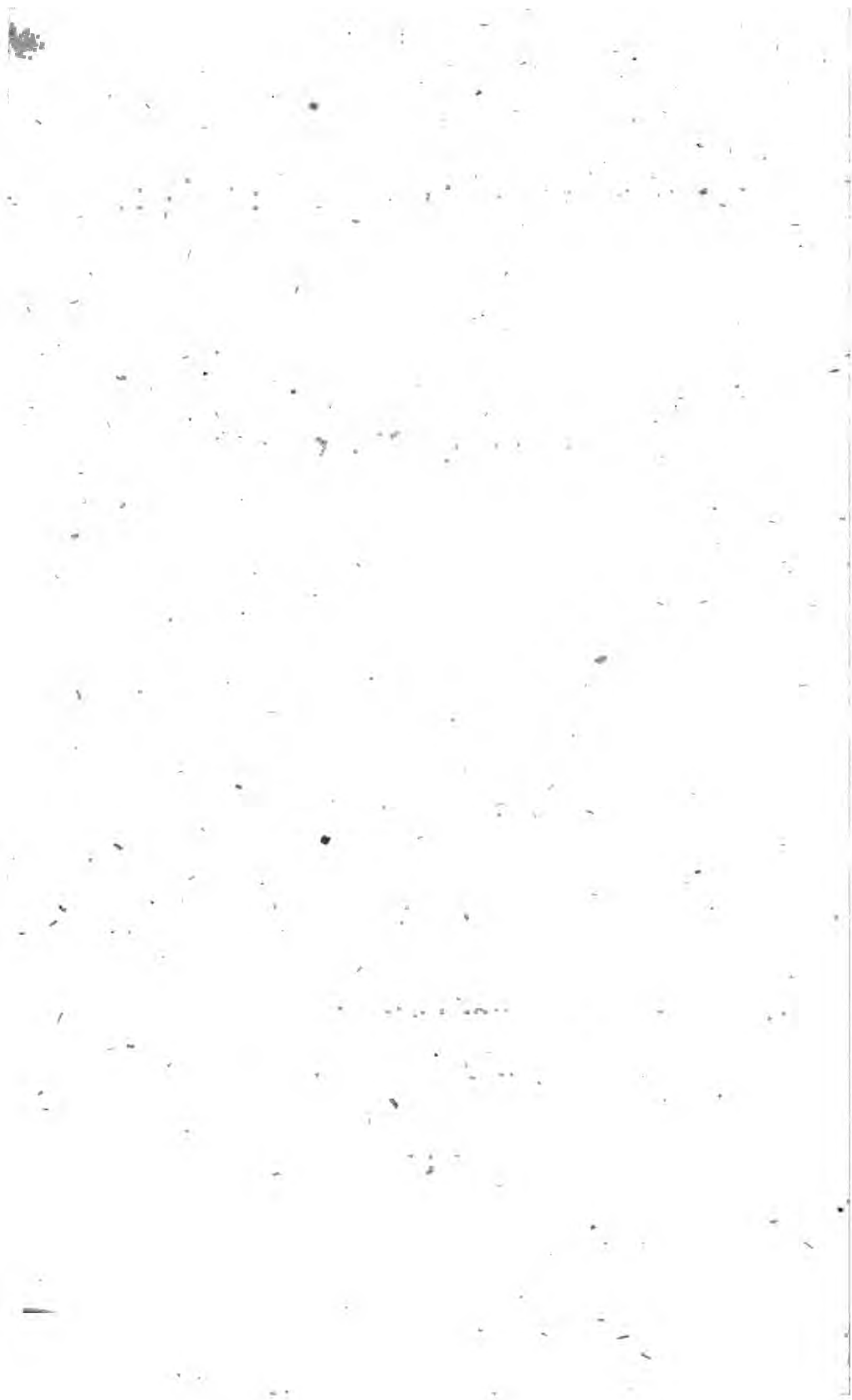
---

Dritter Theil.

Zweite Auflage.

---

**Hamburg,**  
bei Hoffmann und Campe.  
**1840.**



Ludwig Börne's

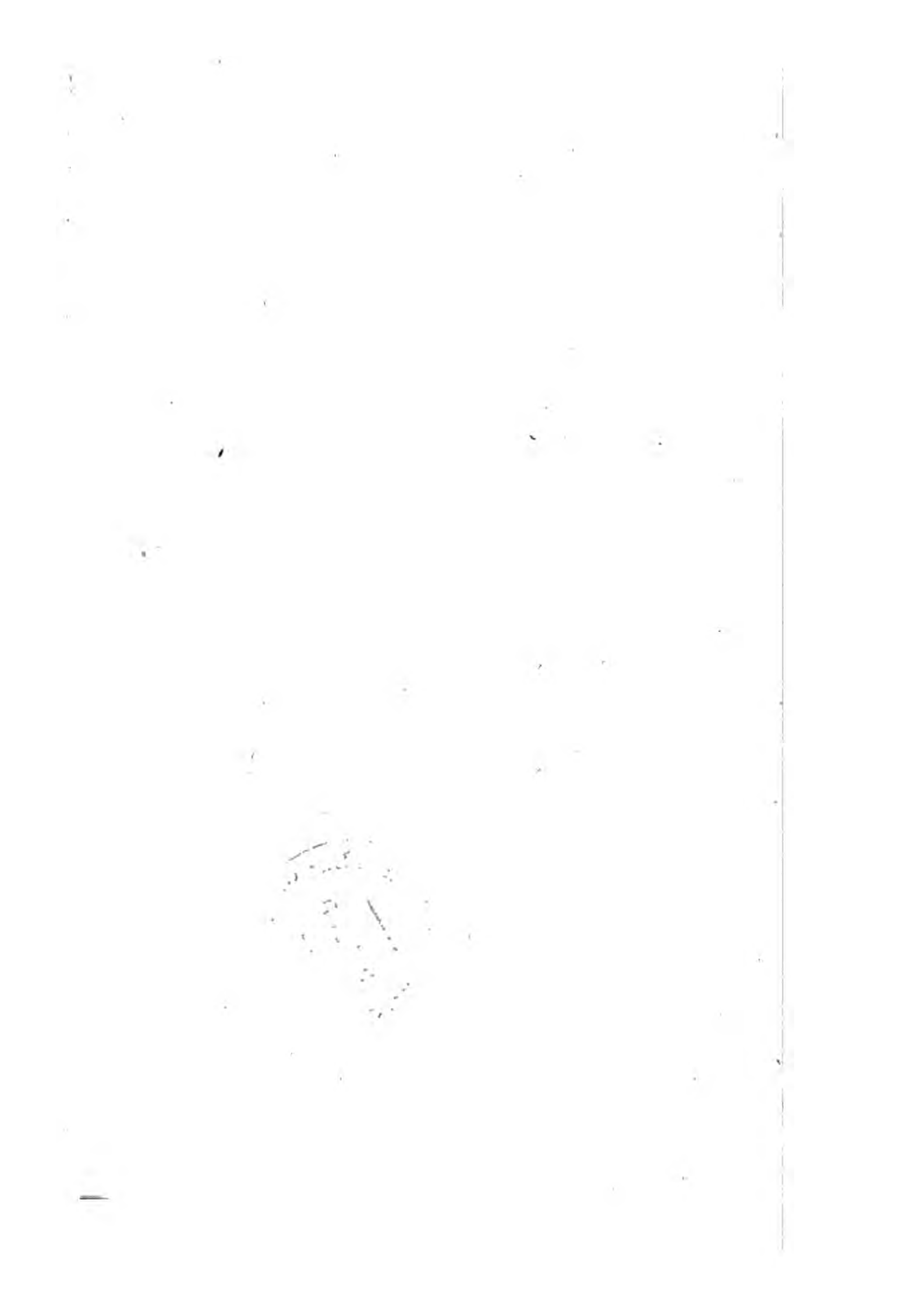
# Gesammelte Schriften.

## III.

Bermischte Aufsätze. Erzählungen.  
Reisen.

Erste Abtheilung.





## B o r w o r t.

---

Man wird in diesem und in dem folgenden Theile meiner gesammelten Schriften Aufsätze politischen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem sie geschrieben worden. Dieses ist aber nicht geschehen, um ihr Alter, sondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie sind noch ganz so blank, als wären sie erst gestern aus der Gedanken-Münze gekommen. Denn politische Wahrheit geht in Deutschland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beschmutzt und vergriffen — nein, sie liegt ruhig und sauber im Koffer, ungebraucht, ja, unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung stirbt! Mit der Weis-

heit unserer Großväter kommen wir auf die Welt,  
und die Weisheit unserer Großväter lassen wir  
unvermehrt zurück. Wir sind eisernes Vieh,  
daß die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt,  
und daß die Gegenwart, wie sie es erhalten,  
der Zukunft überliefern muß. Unsere Päch-  
ter . . . . .

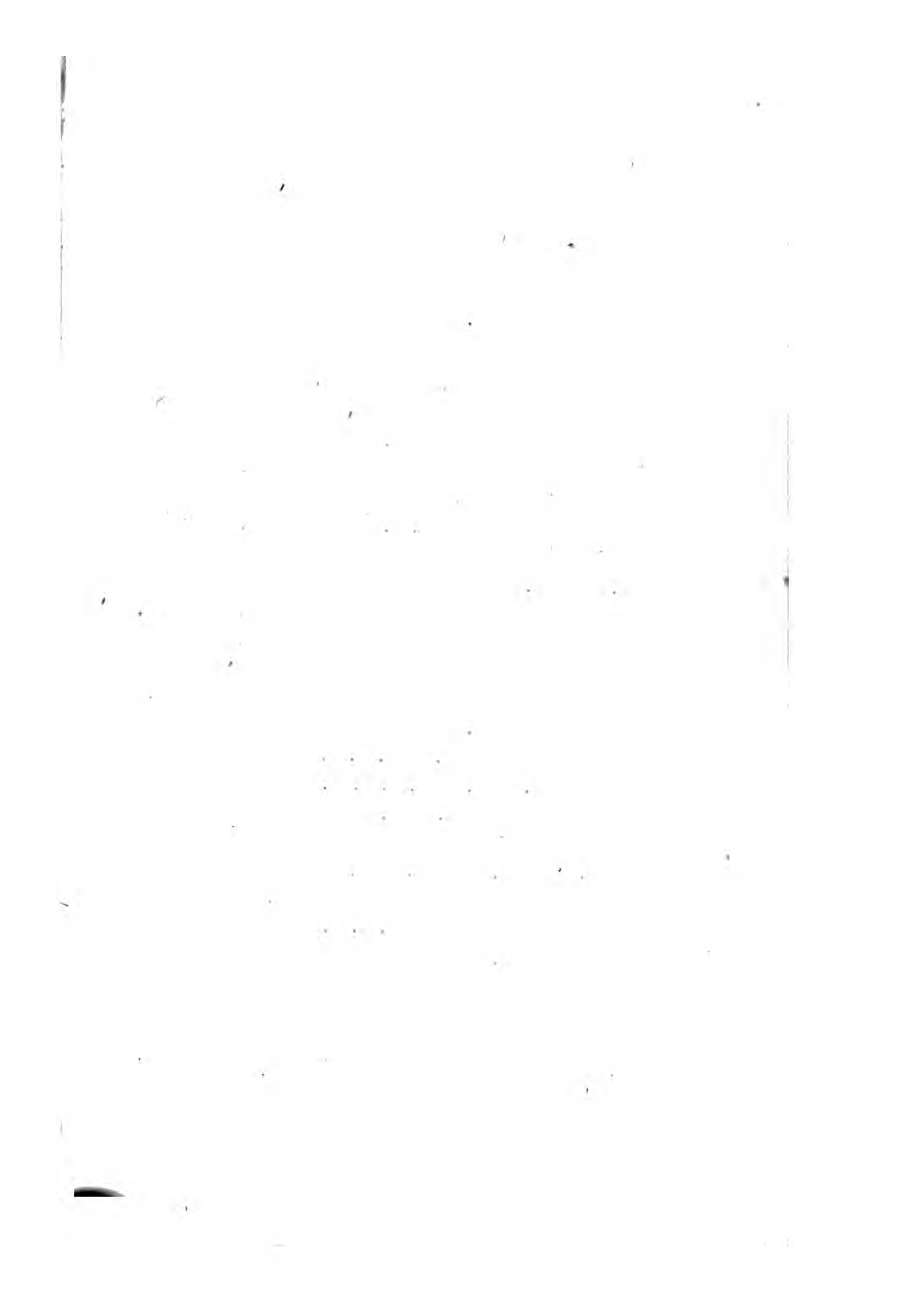
---

# I n h a l t.

---

	Seite
Bemerkungen über Sprache und Styl . . . . .	1
Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens. 1823. . . . .	13
Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland. Eine Novelle . . . . .	32
Die Göttinger Unruhen. 1818. . . . .	47
Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik. 1826. . . . .	51
Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen. 1818. . . . .	68
Monographie der deutschen Postschnecke. 1821. . . . .	78
Ankündigung der Wage. 1818. . . . .	119
Vorwort zur zweiten Auflage der Wage. 1819. . . . .	145
Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt. 1819. . . . .	148
Der Roman . . . . .	163
Altes Wissen, neues Leben . . . . .	180
Der Janus-Tempel . . . . .	208
Die Kraniche des Ibykus . . . . .	225
Die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden . . . . .	231
Ueber den Umgang mit Menschen . . . . .	236
Ueber das Schmolzen der Weiber . . . . .	245
Der Gott in Höflingen . . . . .	251

---



## I.

# Bemerkungen über Sprache und Styl.

---

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „die Engländer sind Spitzbuben.“ Der Herr Polizeidirector strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte, und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun,

und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernnten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirector: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorgenlosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. *Beatus ille, qui procul negotiis* — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. *Atque emolumentis?* frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das *Imp.*, das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von *Impertinent* oder von *Imprimatur* war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über

Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Buffon sagte: le Style c'est l'homme. Buffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: wie der Styl, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, so das Buch — wäre falsch, denn es giebt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Style geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist, wie sein Buch, — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zarresten Lieder, und ist der erste Grobian von Deutschland; der Andere macht Lustspiele, und ist ein trübsinniger Mensch; der dritte ist ein fröhlicher Knabe und schreibt Nachtgedanken. Macchiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen Prinzen, so daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Macchiavelli habe eine politische Satyre geschrieben. Was heißt also Styl? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darstellung von dem



Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft mit einander verwechselt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Styls. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes, und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppierung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Styl sehr von einander verschieden; doch sind sie es nur so lange, als sich beider

Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sey dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch giebt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzen! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich, sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen, der Ausdruck schafft den

Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Daseyn jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neuen Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, angeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemei-

nern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Uchtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren seyn. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und giebt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man

nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie *sub dio moreris* zu übersetzen sey, und erst am neunten kritischen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausprechen darf, ist man genöthigt, für

alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Constitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Constitution sagt er „Leibesbeschaffenheit,“ statt Spanien „Iberien,“ statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen,“ und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt. Die deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenschlage zwölf, die Censur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Styl nicht verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen.

Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Secretair, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben.“ Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin, und übersehe daraus die Ode: *Nunc est bibendum*, und bringe das nasse Manuscript

zum Censiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector saß. Dieser las es, und sprach: „Char-  
mant! Ich muß Ihnen das Compliment machen,  
daß Sie die Ode recht gut übersetzt. Horaz —  
ja, das war ein Mann! Welche Sprache, welche  
Delicateffe, welches attische Salz! (Schade, be-  
merkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!)  
Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche  
Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern  
Mann!“ . . . Als ich Horaz wegen seiner Sitt-  
lichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte  
es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft  
machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feier-  
lich wie ein Gespenst meine Rechte aus, und  
sprach, wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann?  
der? Nun, dann seyd mir willkommen, ihr Mem-  
men und Schelme! Nicht als ich Sylla morden,  
als ich Cäsar rauben, als ich Octavius stehlen sah,  
gab ich die römische Freiheit verloren — erst dann  
weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. Er, ein  
Römer, ihr Götter! und seine Kinderaugen ha-  
ben die Freiheit gesehen — er war der erste, der  
sich am Feuer des göttlichen Genius seine Suppe  
kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Unmuth seyn.  
Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld.  
Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld.  
Er vermochte darüber zu scherzen, daß er in jener



Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, seinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — so leicht macht' er sich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?“ . . . . Ich sagte noch mehrere solche, theils fürchterliche, theils heidnische Dinge. Der Polizeidirector entsetzte sich, trat weit, weit von mir zurück, und sah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er ist doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Unsteckung!

---

## II.

### Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(1823.)

---

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorüber gehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernst begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust und Mühe ist ihnen erlassen; die Andern aber stehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wissens, ein hochgeachteter Adelstand, reich an festen, sichern, unveräußerlichen Grundbesitzungen. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirthschaft des Geistes, und die Lehre wie

das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preussischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzuwenden, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben der Menschen. Sein Hörsaal vereinigte nicht bloß die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifem Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Compasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Keil war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah

man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten, als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen. Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzufloßen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die weltlichen Lehren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt — auferte Neil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horfel hatte sich die Lehren Cuvier's angeeignet, und brachte die Wissenschaft der vergleichenden

Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu jenen Resultaten gelangt. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; ein Schüler Schellings, brachte er die Naturphilosophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphilosophie zu lächeln. Es hätte immer geschehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über seine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphilosophie vergessen, wie sie eigennützig über den spendenden Herbst den Frühling vergessen, welcher zngesagt! Sie denken nicht daran, daß, wenn sie die Naturphilosophie entbehren gelernt, diese selbst es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und

daß sie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er sie des längern Bedürfnisses der Wohlthaten überhob. Die Naturphilosophie ist der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüssel für den Schatz genommen und statt Gold Eisen gefunden — der hat sich selbst anzuklagen . . . . . Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle sein Lehramt begann, der deutschen Sprache, wenigstens der deutschen Aussprache, noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Unmuthige, das an Alcibiades so wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreisender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an.

Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher, als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder schwar-

zen Federn geschmückt; je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillionen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schellingsche Naturphilosophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber sich entzweit. Der Eine sagte dem Andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmuzt! Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen, und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle sich ja kein Anderer mit dieser Sympathie brüsten! Napoleon zertrat den Geist nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn fest, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und

schwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verstanden, wie viel nöthiger sey, die Füchse, als die Löwen einzusperrern.

Keil ist gestorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens ist in Breslau. Von dem letztern hat man seit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einnern, mit Schmerz werden die Andern sagen — er habe sich von der Naturphilosophie „ermüdet abgewendet,“ (das sind seine eigenen Worte), und sey ein Gläubiger geworden (so sprachen die Andern.) Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erscheinung ist nicht neu, und sie thut auch nicht so wehe. Die Irrthümer eines großen Geistes sind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn sie den Weg verfehlen, haben sie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geistreiche oder sonst bedeutende Männer in Deutschland die gewohnte Lebensbahn verlassen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan, und sich begnügt den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräusch, und sind zum Katholizismus übergetreten. Es ist wohl ersprießlich, daß wir uns über solche Erscheinungen zu verständigen suchen. Zuvörderst aber ist hierbei eines zu be-



seitigen. Man schämt sich fast, davon zu sprechen! Ist aber hiebei etwas, dessen man sich zu schämen, so fällt es auf die zurück, deren kindische Fehler die kindische Zurechtweisung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vortheil gefunden, und da war man — soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen — man war so unbedacht zu sagen, den Vortheil, den sie bei ihrer Befeuerung gefunden, hätten sie gesucht. So wunderbar ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt, und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt, und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Mensch seine Meinung seinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieses sey geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzens-Meinung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er giebt es hin, und war es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst Du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung in

Dir, dann giebst Du sie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl ist es schmerzlich zu sehen, daß der Geist, wenn auch nur in seinem Wahnsinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Lasters tritt! Es ist eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, sie glaubten etwas; um ihr Wissen zu verbreiten, um ihren Glauben auch Andern einzulösen, hielten sie für recht und klug, sich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verstanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geist sich zu gemeinschaftlichen Zwecken mit der Maschine verbindet, die Maschine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geist ist gebrechlich, er wird müde, krank, er stirbt; aber die Maschine wird nicht müde, denn die Hände, die sie in Bewegung setzen, wechseln ab; die verdorbene Maschine kann ausgebeffert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue ersetzt werden. So hatten sie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wisse: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit haßt und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber steht.

Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche, und vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren so angenehm ist. Das Leben aber, das der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleicht einer in Zucker oder Essig eingemachten Frucht; oder er verduftet seinen Geist in Cassinos und Theaterflatschereien, ist eine Blume, wenn er viel ist, sättigt nicht und wird nicht satt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Befehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung seiner neuesten Schrift „von der wahren Religion und der falschen Theologie,“ die im Literatur-Blatte abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Ueber solche Erscheinungen will ich gemeinschaftlich mit den Lesern eine Belehrung suchen, die ich, zu bringen, weder Andern noch mir selbst verspreche.

Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und eine himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit diesem Gefühle erwacht das Leben; dann fragst du: wer bin ich? dann fragst du: was war ich? was werde ich? Du darfst aber über die erste Antwort nicht vergessen, was du ohne Frage schon gewußt, du darfst über die zweite Antwort die erste Frage nicht vergessen! Vergebens sagt man dir, wer du bist, wenn du nicht mehr fühlst, daß du bist; vergebens hast du gehört, woher du kommst und wohin du gehst, wenn du nicht mehr weißt, wer du bist! Dein Verstand ist schwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube ist dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdische Seele ist selbstsüchtig, sie nimmt die Welt in sich auf; die himmlische Seele ist allliebend, sie löst sich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen ist, faßt sie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erschei-

nungen, so ist dein Glaube bedingt, löstest du dich nicht ganz mit deinem Geiste und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbstzernichtung ist die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder alles wollen, nichts oder alles haben, das ist ganz eins; Alexander wollte Diogenes seyn, wenn er nicht Alexander wäre. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkst, so denkst du dieses Wissen — doch dies sei dir übersehen. Aber was machtest du mit deiner Vernunft? Du hast sie zerstört oder zurückgelassen, du hast also nicht alles, was dein war, dem Glauben hingegen. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, ist Gott außer deinen Gedanken; sind deine Sinne außer deinem Geiste, ist dein Geist sinnlos. Du sagst: ein kindlich Herz ist Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du hast Recht. Nächst du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, sondern an dein volles Herz sich werfen; kommst du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, giebst du, an deiner Freundschaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube, und fühle mich beseligt in diesem Gefühle über-

schwänglicher Gewißheit.“ Wir wollen sehen, welche Ruhe es ist, die du gefunden, und wir fürchten sehr, es ist „die Ruhe des Kirchhofs,“ wie sie Marquis Posa im Don Carlos nennt. Du wurdest von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da suchtest du den Schwerpunkt deines Lebens, und fandest ihn nicht. Du fandest ihn nicht, weil du ihn suchtest. Er ist in dir, er ist überall wo du bist, du magst dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinstellen. Aber du suchtest ihn im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, und als Du ihn nicht gefunden, hast du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannst du nun nicht mehr verlieren, aber hast du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeschickte Baumeister nicht aufzurichten wußte; da liegt sie — und freilich sie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, hast du dich in die Feste des Glaubens zurückgezogen; du hast nicht gesiegt, du hast dich nur gegen deine Niederlage gesichert. Weil du lahm bist, hast du dich in dein Bett gelegt — bist du weniger lahm, seit du deine Füße nicht mehr gebrauchst? Dein Geist war krank; ihn von

seinen Schmerzen zu heilen hast du ihn getödtet. Immerhin! genügt dir diese Gesundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weise heilen!

Welche Philosophie ist die wahre? Welcher Glaube ist der rechte? Das will ich dir sagen, Leser. Die Philosophie ist die wahre, die, daß sie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu strafen. Der Glaube ist der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen ist, einen andern irrgläubig zu finden. Ich sage dieses, du sagst jenes, ein Anderer sagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht giebt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findest, in einem Menschen oder in einem Dinge, wandelst du im Dunkeln. Lächelst du über deinen eigenen, früheren Wahn, wirst du später über deinen jetzigen lächeln; bereuest du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereuest. Du kommst nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunct in dir gefunden und dir selbst leuchtest. Ragst du mit deinem Geiste noch so hoch empor, verschmähest aber das Thal zu deinen Füßen, und füllst es aus: dann hast du mit dem Thale auch dich vernichtet, du hast

dich selbst abgetragen. Warum schmähest du deine ehemaligen Kinderspiele nicht? Du bist gewachsen, deine Puppen sind gewachsen; dort war Ernst, oder hier ist Spiel. Du fragst: was ist Wahrheit? Frage: was ist Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn sie ihren giftigen Saft bereitet? . . . Die Erde bebt, die erschrockenen Menschen stürzen bleich aus ihren Häusern, und höhere Geister lachen, wie wir selbst lachen, wenn die geschüttelte Mücke, eilig von der niesenden Nase wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben sie nicht verstanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß sie hinaus geschifft nach fremden Welttheilen? Hatten sie nicht Geist, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? . . . Vielleicht hatten sie nicht Geist genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geist, oder für Geist und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben sie alle Saiten, die sie nicht übereinzustimmen vermochten, zerissen, und nur eine Saite übrig gelassen, deren Ton, wie er ihr eigenes Daseyn beherrscht, auch



daß Unsere beherrschen will. Es giebt eine Schwelgerei des Geistes, wie es eine Schwelgerei der Sinne giebt. Daran litten jene Männer; sie hatten einen Durst des Wissens, der um so heftiger ward, je mehr sie ihn stillten. Nun ist zwar dem Menschen Erkenntniß genug verstattet; aber sein Geist hat nur eine Pforte, nur Eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene unschuldigen Wirthe sind aus sich selbst gestürzt, die Schaar der Gäste vor der Thüre zu empfangen. Da sind sie betäubt worden im Gedränge und im Getöse; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Faust, sich dem Teufel verschrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man seine Freiheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder einem bösen Herrn diene — man hat seine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber, soll man nur Gott, das heißt: Allem, Allem, und sich selber; denn Alles, Alle und wir selbst, sind in Gott, und Gott ist in Allem, in Allen und in Uns. Gott ist überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht sieht. Unter Menschen giebt's Fintelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter

die ihre Kinder verloren; Gott aber kennt und liebt alle seine Kinder, auch die Verlorenen.

Auf zweierlei Weise zerfällt der Mensch mit sich, und kommt so zur Sünde, so zur Buße, so zu Bußpredigten, Unschuldigen gehabt. Entweder, er entzweit sich in sich selber, und opfert die eine oder die andere Hälfte seines Daseyns auf, um fortzubestehen; oder die Zeit zerfällt mit sich, und theilt die Unentschlossenen, die nicht wissen, sollen sie drüben bleiben, sollen sie herüberkommen. Sie stehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wissen nicht, wohin sie sich zu wenden, unter ihnen flutet schäumend die Geschichte, reißt früher oder später die Ufer ein, auf dessen Rande jene fußen, und schwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geschah in jeder krankten oder bewegten Zeit, das geschieht in unserer. Wenn die Erde bebt, schwärmen die Menschen. Dann kommen die klugen Leute — so oder so klug — und sagen: das Comité Directeur oder die apostolische Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es ist ihr einziger Trost, zu glauben, daß alles durch Menschen geschähe, die man schrecken, köpfen oder bestechen kann. Auch haben sie Recht; giebt es einen Gott, sind sie verloren.

Ich habe früher gesagt: „du irrst, so lange du einen im Irrthume findest“ — und doch habe ich gesagt, daß Steffens mit seinen Glaubensgenossen irrt! Ich habe es gesagt; ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer liest, aber ich will nicht betrügen. Der Geist ist stark, das Fleisch ist schwach. Eines aber entschuldigt. Der Mensch soll alles dulden — aber auch die Unduldsamkeit? Es ist schwer, sehr schwer; versuche es jeder mit seiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der schwersten Liebe zu lieben, dem fällt die Leichtere dann um so leichter.

Der Beurtheiler des Werkes „vom wahren Glauben und von der falschen Theologie,“ hat gesagt: das Werk sey unheilbringend. Das war ein böses und ein unkluges Wort! Böse — weil es nicht wahr ist; kein Buch, nur Schweigen ist unheilbringend. Unflug — weil es nicht klug ist zu sagen, was manche Menschen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler sprach von Inquisition, von Scheiterhaufen, und andern hergebrachten Jammer, wozu Steffens Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das ist das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen sucht. Als die Inquisition wüthete, schrieb man keine Bücher sie zu vertheidi-

gen, und jetzt, da in keinem christlichen Staate mehr politischer Despotismus herrscht, erscheinen täglich Werke, die den Despotismus anpreisen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es ist todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

---

### III.

## Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland.

Eine Novelle.

---

Ueberhaupt wäre ich sehr dafür, daß der deutsche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fielen es leichter wie jedem andern Stande, denn er bräuchte nur nicht länger mehr ehrlich zu seyn. Die Sache ist von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutsche Akademie hatte beschlossen, ihre philosophische Klasse aufzuheben, weil das schwere Gepäck der Philosophie, sie am schnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philosophie im Schuß. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das eine lobenswerth, das andere natürlich; sondern über folgendes: Ein deutscher Gelehrter, der die Sache erfuhr, und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes so schön, daß er sich darüber wunderte.

Dieser Gelehrte ist kein Träumer, kein Nachtwandler, sondern ein sehr heller, sehr wacher Kopf; er ist ein guter Rechner, hat sich oft als tapftrer Degen gezeigt — und doch hat er das nicht verstanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verstanden. Er wußte sehr wohl, daß in Deutschland die Philosophie einschränken, nichts anders heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philosophie erweitern, nichts anders als die Freiheit einschränken — und was er wünsche und wie er gesinnt sey, darüber hat er in seinen vielen Schriften viel gesprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beispiel. Ein Diplomat schrieb einem Professor, er möchte ihm einen Hofmeister für seine Kinder verschaffen; es müsse aber ein ordentlicher Mensch seyn und kein Liberaler. Der Professor schrieb zurück, daß er bedauere nicht dienen zu können, denn in unseren Tagen wären alle ordentliche Menschen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgesprochen. Wäre aber der Professor ein Spitzbube gewesen, wie es sich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgesucht, ihn dem Diplomaten zugeschickt, und diesem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Mensch, wie er bestellt worden, ein Muster von jungen Menschen, ein Better des Herrn von Haller in Bern. Dann

hätte der geschmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Saamen des Guten streuen können in seine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten selbst umgewandelt. Warum denn nicht? Ist das so unmöglich? Ist ein Diplomat nicht auch ein Mensch?

Was nützt euch euere Gradheit, euere Härte? Könnt ihr etwas damit fassen, etwas damit festhalten, euer Glück, Anderer? Macht euch weich an einem Ende und schmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Hafen um, und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr sie fort, und man weiß es, ihr werdet sie zum Guten ziehen. Wollt ihr böse Grundsätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind besiegen, von dem man aus Hasse sich entfernt hält? Will der Verstand auf den Unverstand wirken, muß er unverständig seyn an beiden Ecken. In der Mitte seyd klug. Ein harter Körper ändert keinen flüssigen; umgekehrt: der flüssige löst den harten auf. Werdet flüssig, Professoren! Seyd nicht so stolz, macht euch klein, ihr großen Geister, zertheilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältnissen dieses sandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz findet hinter der Unwissenheit, findet bei Uns den nämlichen Schutz, auch hinter der Gelehrsamkeit. Diese bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwissenheit aus, mit

dem was ihr von der Gelehrsamkeit abträgt; thut das und ihr werdet sehen, wie bald sie kapituliren. Lernt von den Jesuiten, die das Regieren gut verstanden, wie man solchem Regieren widersteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelstand des Geistes duldeten sie nicht.

Seht Voltaire, seht Rousseau! der eine war was ich ein Spizbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen, der andere war ein edler Mann, und wurde für einen Schurken gehalten und, sein ganzes Leben, verhöhnt und verfolgt. Wo entsprang diese Verkehrtheit? Gegen das Böse stritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rousseau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt wie sie da ist, suchte ihre Krankheiten zu heilen, unheilbare Gebrechen berührte er nicht; Rousseau wollte die alte Welt verjüngen, und glaubte kindisch ihr die Unschuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rousseau nicht gewirkt auf seine Zeit, wie viele glauben in ihrer Täuschung; er dachte und fühlte wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber diese wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf seine Zeit, und ohne ihn wäre erst ein späteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein



Anderer wäre Voltaire geworden. Rousseau führte das Schwert — ein Arm so tapfer er auch sey, wie wenig vermag er! Voltaire verstand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewissen Morgenschein vor sich. Er liebte die goldenen Gewitterableiter, ließ sich folgsam von ihnen leiten und schlug zwischen Menschenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rousseau, ein freier Blitz, schlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire schmeichelte den Großen — glaubt Ihr, daß er sie liebte? Er schmeichelte ihnen, wie man wilden Thieren schmeichelt, sie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindischen Mund mit Zuckerwerk füllte, er sprach, sie hörten. Rousseau gab ihnen bittere Wahrheit und sie wandten sich von ihm. Voltaire verfolgte die Jesuiten mit Haß und Leidenschaft, und er nahm einen Jesuiten unter sein Dach, an seinen Tisch. Das hätte unser Voss nimmer gethan! Der Jesuit hieß Adam, und Voltaire stellte ihn jedem Besuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le premier homme du monde. Der Jesuit stellte sich dumm und verstand den Spott nicht, spielte Schach mit Voltaire, der es schlecht spielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jesuit war Jesuit,

und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Bereinigt die Wissenschaft, die Kunst, das Leben. Getrennt werden sie beherrscht und nicht von euch; getrennt, ist die Wissenschaft blaß, die Kunst mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, soll der Tisch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die französischen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, D'Aclos, Raynal, Condorcet, Mably, nicht gründlich, darum weil sie die Gläser aus Flaschen füllten, nicht aus Brunnen? Waren sie nicht Gold, weil sie glänzten, und nicht alles Gold ist was glänzt? Könnt ihr nicht geistreich seyn, weil ihr tiefsinnig seyd? Morgens versteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wissenschaft dienen, sie ungefällig machen? Fällt euch das Denken so schwer, daß ihr euch davon erholen müßt, so denkt nicht. Das Leben ist Arbeit dem gesunden Geiste, die Wissenschaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte sich nicht von der Philosophie bei Aspasia; von Aspasia erholte er sich bei der Philosophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Kreises, sucht die Kreisung des Quadrats; seyd nicht viereckig, liegt nicht so fest auf, kugelt durch das Leben

und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unsere großen Dichter und nur unsere, immer aus so großen Bechern tranken? Woher, daß sich mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantasie, wenn sie ermüdet war, fand in diesem sandigen Lande keinen grünen Hügel sich auszuruhen, und sie mußte sich entkörpern um nicht herabzufallen in die Wüste. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul, fünfzig Jahre in seinem Phöbus-Wagen, über das schlechte Pflaster und die Misthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne seines Geistes niedersank, sie, statt in die frische Flut zu tauchen, nur umschattet wurde von Pfeifenqualm der Casinos, und wie nur Philister seine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geselligkeit hinauf, wo man die schweren Sorgen, den Dunst und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verschuldet? Ihr, euere Gelehrsamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudesuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden stolz und unzugänglich gemacht. Sie verschmähet euch, wie ihr sie verschmäht. Die wahre Philosophie erhebt das Handwerk zur Kunst — das Handwerk im Leben

und im Berrichten — und die Kunst zu sich. Aber das vermag euere nicht, euere macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariser Gelehrten, fand ich nur einen der hypochondrisch war, und dieser eine beschäftigte sich mit deutscher Philosophie. Er war der edelste, gutmüthigste, eingezogenste, furchtsamste Mensch von der Welt. Einmal reiste er in Deutschland — ich muß lachen wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während so vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geschah. Seht ihr? Euere Philosophie führt zur Hypochondrie, diese zur Demagogie, diese zur Pandantrie — freilich Andrer — und diese führt auf die Festung. Aergert euch nicht, und gesteht, daß ich Recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, versäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einsatz ist nicht groß. Nührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geschmeidiger als das. Doch, wohlverstanden, daß ihr sie betrügt. Geschähe auch, daß euch die Sache Ernst würde und euch der Teufel holte — was liegt daran wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philosoph seyn, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die

geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jesuiten: jene bemüht sich doch nur für diese.

Ihr seyd nicht scharf genug, ihr gleicht den Lichtscheeren in deutschen Gasthöfen, die, wenn dort auch sonst alles gut ist, nie recht schneiden. Gebt euerer Feder Federkraft, schnellts empor; doch seyd artig und nett dabei. Leset fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutscher Gelehrter wie er seyn soll, trägt ein feines schwarzes Kleid, die allerfeinste Wäsche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweste, und einen großen Siegelring an der Hand. Um seinen gesunden Magen tändelt eine Lorgnette. An seiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erste Zahn der Sonntag, der letzte der Mara, eine Haarnadel der Neuman, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — alles in Gold gefaßt — ein Crystallfläschchen voll Diplomatens-Thränen und andere solche artige Sachen. Ist der Gelehrte alt, so daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt sich immer in Sporen, trägt eine blonde Perrücke, läßt sich seine Hefte von einem Bedienten auf das Catheder bringen, riecht sehr gut — kurz ist ein Narr. Auf der Reise ist der Gelehrte splendid, verzehrt viel, befiehlt stark, und giebt starke Trinkgelder. Bei Tische steht eine Flasche

mit langem Stöpsel vor ihm; beim Desert schenkt er seinen Nachbarn Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Essen lächelt er und hat Geheimnisse mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, springen zwölf Kellner hinaus: sie hören schon am Knalle des Postillons, daß ein deutscher Gelehrter kommt. . . . . Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundsätze gewinnen, macht sie glauben, sie wären schon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd ins Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz gesinnt sey, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt, ihr nicht erlaube, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Nichts ist schmeichelnder als das Zutrauen, daß man ein starkes Herz habe und zugleich die Macht es zu bändigen; man sey ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, scheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird eurer Klugheit euren Edelsinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seyd demüthig in euren Worten und stolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr schreibt. Die Schrift ist streng, feierlich, für die Welt: das Wort ist mild, alltäglich, für das Haus. Die Uebel der Menschheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch schmerzt; die Schwächen der Menschen muß man mit Nachsicht behandeln, sie besprechen und streicheln.

Verschwindet die Wissenschaften zu solcher Einigung, daß keine mehr weiß, was sie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und jedes Allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie wenn man sich hingesezt euch anzuhören, und sagt nie, was man erwartet. Kein Essen schmeckt besser, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen ist froh, von dem Zwange der Etiquette erlöst zu seyn. Sprecht von allen Dingen, da wo sie nicht hingehören: in der Religion von den Jesuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutschen Prozesse erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Zensur; lehrt bei der Polizeiwissenschaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechselfieber vom hohen deutschen Adel. Seht! ich bin kein trockner heuchlerischer Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern giebt, ich begleite meine Moral mit Beispielen aus meinen eigenen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spisbüberei wollte sprechen, wären die ehrlichen deutschen Gelehrten davon gelaufen, um sich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich stehen lassen, um sich bei alten, ihnen längst bekannten Geschichten, nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den schönen

sechsten Zinsthaler, die Andern, durch eine artige Novelle, und sie sind gekommen, und jetzt werden sie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr scheltet die Reichen, die im Ueberflusse schwelgen, und sind von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet so schön und geberdenvoll, gegen die in Feuer der Ueppigkeit gestählten Herzen! Seyd ihr denn besser? Ihr wißt alles und euch umstehen Menschen, die nichts wissen; ihr seyd so gelehrt und euch umgiebt ein geistarmes Volk. Schämt euch! Ist es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg, so viele Menschen giebt, die nicht lesen und schreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe, Dummköpfe giebt? Ist es nicht eine Schande daß der Landmann in seinen Feierstunden keine gesunde und angenehme Geistesnahrung findet, und er in Branntwein die lästige Zeit ertränken muß? Befördert den wechselseitigen Unterricht, schreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfschiffe, die Dampf-kutschen, die Dampfmaschinen aller Art. Hört ihr's! das ist die Hauptsache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, seit die Geschichte spricht, zu jeder plumphen Gewaltthätigkeit, Grund, Vorwand und Werkzeug war.



Ich hätte noch gar vieles mit euch zu sprechen; aber — doch still — still — ich habe einen Gedanken — o, er ist himmlisch — das Herz lacht mir in der Brust, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen sich die schönen Geister, nur in Deutschland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zusammen kommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen uns kennen zu lernen, uns umarmen, küssen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obscurus Knopfdistel, wer bist du? Ach wie sehnt sich mein Herz nach dir! Die französischen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Constant, Billemain, Thiers, Souffin — den nehmen wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remusat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thut's? Aller Anfang ist schwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — desto besser, dann giebt es kleine Zeitgenossen. Wir wollen zusammen kommen, wie die Naturforscher, jedes Jahr an einem andern Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographisch und mit Verstand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philosophen, Historiker, Politiker, Novellisten, Humoristen, Aesthetiker, Journalisten, Kritiker. Wir lesen uns unsere Werke vor, die ungedruckten und die unbe-

kannten, — Novellen und humoristische Aufsätze, Bunteß aus dem Leben, Uebersetzungen aus dem Französischen, Tragödien, Comödien, Possen, dramatische Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauspieler seines Wohnorts und von den Leistungen der dortigen Künstler, seit dem Sturze Robespierre's. Wir sind unserer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das schadet nicht; jeder fängt nur seinen Artikel an, die Fortsetzung folgt im nächsten Jahre. Kommt, kommt! Wir essen, trinken, scherzen. Nach Tische prügeln wir alle Rezensenten durch, mit Ausnahme derjenigen die uns gelobt — das sind dumme Menschen und sie sind doch nicht zu bessern — wir prügeln und belehren nur die Anderen. Giebt es etwas Himmlischeres? Um Reisegeld brauchen wir nicht besorgt zu seyn, wir reisen ja, wir können unsere Reisen beschreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden sie die tausend Collisionen vermeiden? Wir sind unserer tausend und beschreiben jeder dieselbe Reise. Es ist eine Erquickung! In den nächsten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort ist der Geist, der Witz, der gute Humor zu Hause. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen streuen. Im geräumigen Marstalle wird uns der Tisch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben kosten. Der

Nadel füttert uns todt, er erdrückt uns mit seinen Liebkosungen. Doch süß ist der Tod den die Liebe giebt. Laßt uns Hannover sehen und dann sterben — *Vedere Annovera e poi morire.*

Seyd Spitzbuben und befördert die Dampfmaschinen, dann braucht ihr es nicht länger zu seyn. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind gesprochen. Sie werden sagen: ein humoristischer Aufsatz! Mit diesen Menschen ist gar nichts anzufangen.

---

## IV.

### Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

---

Der Deutsche, wie die Natur, schätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge sind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze sammeln ohne sie zu gebrauchen, so häufen die Deutschen Grundsätze auf, ohne sie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgesetze abzufassen, wie ein deutscher Bundestag anzuordnen sey, das mögen sie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer besprechen, aber ob das Badische Ständewesen tauglich, wie die Preßfreiheit eines bestimmten Staates beschaffen sey, was die Bundesversammlung zu Frankfurt thue oder unterlasse, diesem nachzuforschen ermüden sie gar bald. So sind die Ereignisse zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug besprochen worden. Jetzt darf

man den schönsten und gelehrtesten Abhandlungen über die akademische Freiheit, deren Ursprung aus dem Mittelalter, über die Erspriesslichkeit ihrer Fortdauer oder Einschränkung mit Gewißheit entgegensehen. Die vaterländischen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen; aber darüber zu fodern versäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat bestraft, und die durch französisch-westphälischen Wiß nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hanöverschen hochadelichen Beamtenschaar, von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechszehndigen Hirsche, nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirenden begangen, was, wenn sie auch wirklich gefehlt, tadelnswürdigeres als was schon hundertmal geschehen? Oder haben die vorsichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfestes gefürchtet, und frühzeitig das Hochgefühl Freiheitsbegeisterter Jünglinge zu demüthigen gesucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder soll-

ten geduldige Deutsche als Heloten zur Schau gestellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit stolzer Britten daran erstarke? Ist es nicht derselbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine so weichherzige Spießbürgerseele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morscher Selbstling, dessen Geist nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfassungen? Sind unsere Fürsten nicht herrlich, ist ihr Wille nicht gut? Wohl sind sie es, wohl ist er es, aber was eine Konstitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne ersetzt werden könne, das mag euch das hier besprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein schlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlamentes nach seinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt die Gewalt zu gebrauchen gegen seine eigne Unterthanen, die er hier gegen schuldlose Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutsches Blatt spricht mehr von dieser Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäischen Adelsbund wird den Gegenstand nach Aachen zie-

hen, und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutscher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademische Freiheit zu zernichten suchen, und — Dank der waltenden Vorsehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle Euch bei, daß die Hochschüler in England ein dumpfes trauriges Leben zwischen Mauern eingeschlossen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerloosesten Vögel sind. Die Freiheit der deutschen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildesten Bursche waren die zahmsten Spießbürger geworden. Sind die Ueberschlauen am Steuerruder toll und verblendet genug die deutsche wissenschaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigesetze zu beugen, zwingt man sie die verlorne Freiheit in Ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft die sie in zweckloser Lust und besinnungslosem Toben vergeudet, in ernste Thaten zu verbrauchen, dann — dann ist sie gesprengt die Kette.

V.

E i n i g e W o r t e

über die angekündigten:

Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik,

herausgegeben

von

der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

(1826.)

---

Was diese meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwissende Gott jetzt schon; ich aber weiß es noch nicht. Nur so viel sehe ich in die Ferne, daß, was ich auch sagen dürfte, der Leser sich doch immer meine Angst, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfasser dieser Blätter vielleicht mehr gedacht als gesagt, und welche Ab-



sicht hatte er, als er sie geschrieben? Um diese zu erfahren, darum schreibe ich sie eben; der Leser soll mir sagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und spotte keiner hierüber! Sage mir Leser, wenn Dir träumte, Dein Freund sey in Gefahr, und jammere nach Deiner Hülfe, würdest Du nicht auffpringen von dem weichen und warmen Bette, und zum Beistande des Freundes eilen? Und wenn unter tausend Traumgestalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erschienen — würdest Du kalt die tausend Täuschungen berechnen, und eitel, die kleine Gefahr verlacht zu werden, mit der des Freundes messen? Nein, das thätest Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen solchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich gelesen, es gäbe Menschen mit so reizbaren Nerven, daß sie eine Wolke am heitern Himmel, die sie nicht sehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es steht eine Wolke am reinen Himmel der deutschen Wissenschaft; ich sehe sie nicht, aber ich empfinde sie. Den Vorwurf, daß ich kränklich sey, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich sage.

Deutsche Recensionen lassen sich in der Kürze mit nichts treffender vergleichen, als mit dem Löschpapiere, auf dem sie gedruckt sind. Ach, man kennt ja dieses Löschpapier und das, was darauf steht! Es löscht den Durst nicht, es ist selbst durstig. Und doch rühmen sich die Deutschen, die besten Kritiker zu seyn! Sie sind es auch, nur daß sie nicht wissen sich als solche geltend zu machen, wie sie überhaupt nicht verstehen, zu zeigen was sie haben und zu scheinen was sie sind. Die Natur hat die Deutschen zum denken und nicht zum schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen, und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden, und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Thüren verschlossen, und werden von jedem unverschämten Hofhunde angebellt. Der Deutsche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch wie es seyn soll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun versuche man es mit einem deutschen Werke, ob man ohne das Titelblatt seinen Inhalt und seine Bestimmung errathen kann. Es sind Baumaterialien, die besten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Cristall-

spiegel, schöne Gemälde; aber es ist kein fertiges Haus. Und ist ja ein Haus daraus geworden, und es ist wohnlich und bequem, so hat man die Außenseite vernachlässigt, und kein Vorübergehender wird gelockt hineinzugehen, und das Haus zu sehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte, ruhen hinter Lehmwänden auf seidenen Polstern, während Pariser Lumpengesindel, durch hohe Marmorportale, zu seinem Strohlager trippelt. So schlimm ist es mit Büchern; mit Zeitschriften, also auch mit kritischen, ist es noch schlimmer. Es giebt kein kritisches Blatt in Deutschland, das verdiente sein eigener Gegenstand zu werden. Woher das Uebel? Der deutsche Gelehrte betrachtet sich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher sind ihm Akten, seine Studierstube ist ihm eine Kanzlei, seine Wissenschaft ein Geheimniß. Er hat es geschworen, den Verstand zu Hause zu lassen, so oft er ausgeht, nämlich, so oft er schreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verstand zu schreiben, macht er es eben, wie jene Beamten, welchen er gleicht. Diese haben über den Gebrauch der Macht, den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, stehen sie unbehülflich da, grinsen wenn sie bitten, sind ohne Grazie wenn

sie schmeicheln, und lächerlich wenn sie rühren wollen. Die deutsche gelehrte Welt ist ein Freistaat und sie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Troste. Da aber in einem Freistaate weder monarchischer noch aristokratischer Einfluß gestattet ist, so bleibt denen, welchen die Natur selbst den Herrscherstab in die Hand gegeben, nichts anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß sie Demagogen werden, und das Volk durch Lehre und Beispiel zu leiten suchen. Aber dieses zu thun, unterlassen die vornehmen deutschen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Anderen aus Feigheit. Sie fürchten das literarische Volk, und verachten es. Aber indem sie es fürchten, machen sie es fürchtbar, indem sie es verachten, verächtlich. Darum ist in Deutschland der literarische Pöbel so herrschend, darum füllt er mit seinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit seinem Geschreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es ist die Schuld derer, die durch ihre eitle Absonderung, das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutschland nehmen die bessern und besten Köpfe keinen Theil an Zeitschriften. Warum thun sie es nicht? Ich frage die unbekannteren Mitglieder der so geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum sie nicht schon früher kritisirt? Sie versprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu schrei-

ben; diese hätten hingereicht, allen schon bestehenden kritischen Zeitschriften einen Werth zu geben, die schlechten Kritiker ins Dunkel zu setzen, sie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beispiel sie zu bessern. Ob aber durch eine geschlossene Societät, ob durch den Glanz einer kritischen Residenz, das arme platte Land der deutschen Kritik, bereichert werden wird, das wollen wir jetzt untersuchen.

Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Nothwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich, als die franke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den seltenen Wölfen, sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden Preis zu geben. Nur allein die deutschen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiste und ihrem Herzen zu Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder Herrsch- noch Schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Gesellschaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geschadet. Die Wissenschaft haben sie aufgehalten,

und den Leidenschaften freien Lauf gelassen. Nicht den edlen Leidenschaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung rascher machen; sondern den unedlen, narkotischen, die betäuben, verwirren, einschläfern und damit endigen, jede Kraft zu zerstören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinschaftliche Kasse legen, lacht der Teufel; denn mit einem Griffe, holt er sie dann alle hundert. Eine solche Gesellschaft hat sich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; sie hat sich angekündigt. Man täusche sich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literarischen Unternehmungen vorausgeschickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfnisse redet, wo man auch verspricht, dem Bedürfnisse abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung ist sehr bedächtig, in sehr abgemessenen Neden abgefaßt, und es ist eher zu fürchten, daß sie mehr, als daß sie weniger halte, als was sie versprochen, und daß der Vortheil die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, sie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu sagen, ich fürchte, die Berliner Gesellschaft möchte die bisherige Freiheit der deutschen Kritik, und als

Folge, die der Wissenschaft überhaupt, gefährden, und vor dieser Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben, und alljährlich, nach Vertheilung der Dividende, ihren Statuten gemäß, von ihrem Verfahren Rechenschaft ablegen. Aber was enthalten diese Statuten? Warum werden sie nicht bekannt gemacht? Moses auch, hatte seine Gesetzestafeln von dem Wolfengipfel des Berg Sinai's herabgebracht, und keiner wußte, von wem er sie erhalten; aber er machte den Inhalt der Gesetze bekannt, und so konnte jeder urtheilen, ob sie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, sich ihr anschließen? Sie werden eine Art dienender Brüder seyn, die nicht Alles wissen, die man aber Alles zu thun verpflichtet wird, was die Zwecke der Allwissenden befördern soll. Zu wissenschaftlichen Zwecken verbundene Männer, sollen nichts gemeinschaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen, und das Papier, auf dem sie drucken lassen. Was sie noch außerdem verbindet, ist als Freiheit beschränkend zu verwünschen, und es wird, nach innen auf die Gesellschaft, nach außen auf die Wissenschaft, verderblichen Einfluß haben.

Leise, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgesprochen, den die in Deutschland übliche Kritik, lauter verdient hätte. Aber die Kritik ist eine Frucht der Wissenschaft, und jede Beredlung, die man beabsichtige, müsse mit letzterer anfangen. Was fehlt dieser nun? Nichts als frische Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgestorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandheit, Anstand, Muth und Gegenwart des Geistes. In Deutschland schreibt jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht schreiben kann, recensirt. Nichts ist verzeihlicher als das, es ist jeder berechtigt, über alles, was Alle angeht, seine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu sammeln wären, daß man sie zählen könne. Diese herbeizuschaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abstimmung zu leiten, dazu sollte sich eine Gesellschaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeschlossen, unregelt und monarchisch wie sie ist, und mögen noch so viele, noch so achtungswürdige Männer sich ihr anschließen, wird das kritische Geschrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannichfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuschen.



Die Societät will nur solche Schriften beurtheilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend sind, und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen.“ Durch dieses Verfahren, würde künftig jedes neue Werk, schon durch die bloße Anzeige in den Berliner Jahrbüchern sich ausgezeichnet, schon durch deren Stillschweigen sich zurückgesetzt sehen — eine schnelle aber scharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit solcher Urtheilssprüche fordern, die kein Entscheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte sie, wären die Mitglieder, die sie bilden, frei; da sie es aber nicht sind, sondern, wie wir schon angedeutet haben, und noch klarer erörtern werden, einer monarchischen Regel unterworfen — so kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens ist es sehr zu fürchten, daß wenn nur solche Werke beurtheilt werden sollen, die eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen, die versprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich, nicht möchten ausgefüllt werden können. Die Geschichte der Wissenschaft, das heißt ihr Wachstum; aber die deutsche Wissenschaft ist ausgewachsen, sie wächst nur noch in die Breite, und da sie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu sich nimmt und sich gar keine Bewegung macht, so ist wohl zu besorgen, daß sie einmal in ihrem

Lehnstuhle der Schlag rühren möchte, und daß sie das viele schöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unsere kritischen Hauptstädter, wollen sich in Klassen theilen, je nach den Fächern der Wissenschaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulassung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten, und mit dem Namen des Verfassers versehen seyn müssen. Ich gestehe es frei — früher konnte ich es nicht gestehen, da es mir während dem Schreiben erst selbst klar geworden — daß dieses der Punkt ist, der meine Gefühle aufgeregt, und sie gegen jene Anstalt so feindlich gestimmt hat. Die Ver-nunftgründe meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erst später gesucht, und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutschen Gelehrten Männer zu finden, die sich einen solchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte sie sie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuversicht. Die Mitglieder jener Societät haben sich nicht genannt; doch sind es ganz gewiß sehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, sich unter den fremden Gelehrten, nur gleich begabte, gleich gesinnte zuzugesellen. Ist dieses aber geschehen, und sind die Männer bewährt,

wozu dann noch jene beleidigende Vorsicht, wozu jene Freiheit beschränkende Censur? Sie sagen, es geschähe: „damit Willkühr und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe.“ Allein, wenn zu wählen ist, zwischen der Willkühr eines Einzelnen und der Willkühr einer Klasse, so ist die erstere zu wählen. Der Einzelne hat seine Leidenschaften, aber sie wechseln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geschieht. Aber die Leidenschaften einer Klasse wechseln nicht. Der Eigensinn einer Gesellschaft thaut niemals auf, und da sie, wie den Gewinn, den sie beabsichtigt, auch die Schuld unter sich theilt, die auf ihr liegt, so hat sie kein Gewissen, und sie kennt die Neue nicht. Alle ihre Fehler sind unverbesserlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn sie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufnehmen lassen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darstellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrschsüchtiger Regel nicht zusagende, Art der Darstellung, warum die Anzeige zurückgewiesen worden. Man weiß ja, wie eine Gesellschaft, gleich der von welcher wir hier sprechen,

sich bildet. Der schaffende Gedanke entspringt aus einem Kopfe; es wird ein guter, ein encyclopädischer Kopf seyn, einer der das ganze Reich der Wissenschaften übersieht, und jeder Einzelnen Lage und Gränzen kennt. Aber mit diesem encyclopädischen Kopfe, wird auch ein encyclopädisches Herz verbunden seyn, das zwar alle Tugenden in sich schließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenschaften enthalten kann. Ein solcher Stifter wählt sich gleich gesinnte Anhänger, diese wählen andere, und so wird es ein Gedanke, der alle beherrscht, und dem Alle, die sich dem Kreise anschließen, sich unterwerfen müssen.

Jede Kritik soll mit der Unterschrift des Verfassers versehen seyn müssen. Warum dieser Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geschähe. Ich habe nie begreifen können, wie man schreiben, wie man kritisiren mag, ohne sich zu nennen. Es ist so etwas Unbehagliches, so etwas Gespenstisches darin. Ach ich habe auch geschrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtsamkeit, meinen Namen verschwiegen, ging ich immer schwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit,

wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht jeder ist so frei, viele deutsche Gelehrte leben in Verhältnissen der Dienstbarkeit, sie haben Familien, und keiner ist verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als sich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutsche Schriftsteller sich nennen müßte, würde manches verschwiegen bleiben, was, fund geworden, sehr ersprießlich gewesen wäre. Die Theilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen sich auch nicht, sie müssen es wenigstens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Ist Furcht etwa keine so gute Entschuldigung als Scham es ist? Wenn es geheime Diener des Bösen giebt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es ist alles bedacht, alles bestimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden soll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen seyn.“ Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Biervierteltakt, von dem wir nur schon zu viel ausgehalten? Thut eine solche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten presto

presto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutschen Federn, den schleichenden Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wissenschaft! Nun freilich, Würde soll sie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht sie nur der Werth den sie hat, nicht der Schein den sie annimmt. Ernst soll die Wissenschaft seyn, und das Leben auch; aber nicht ernsthaft. Nur zu ernsthaft ist sie in unserm Vaterlande, und es wäre gut, sie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe seines Werthes geht darin auf, daß er seine lächerliche Erscheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wissenschaft zu isoliren, gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuschung groß, und ihre Enttäuschung würde bitter seyn. Wahr ist es, die deutsche Wissenschaft konnte sich nur darum zu solcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil sie einsam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt sie Furcht und Arwohn, Haß und Verfolgung von sich fern. Aber die Noth der Zeit hat sie ins Freie gerufen, sie hat sich im Felde des Lebens versucht, man lernte sie kennen, fürchten und hassen. Nun hofft sie vergebens, wenn sie das Feld räume, und

in ihre vorige Einsamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man wird sie bis in ihre Feste verfolgen, und nur erst auf deren Trümmern, wird der Argwohn seinen alten Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe sie den Feind, ihn zu beschwichtigen, ist zu spät geworden.

Die kritische Gesellschaft, spricht am Schlusse ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auspicien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken.“ Ich denke, damit ist München gemeint, und wünsche mich zu irren, wenn ich dieses denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anstalt nicht ihren eigenen Weg einschläge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Professoren werden sich bedenken, sie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhausen nachgestellt. Dieser, band einen guten Bissen an eine Schnur; die erste Ente verschlang den Bissen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von sich. Die zweite Ente verschlang den nämlichen Bissen und machte es weiter so. Dann kam die dritte, die vierte Ente; so eine nach der andern. Nachdem die letzte angebissen, zog der fluge Jäger die Schnur an sich,

hockte die ganze Heerde auf seinen Rücken, und trug sie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da schnatterten sie — zu spät; sie hingen, sie hatten sich fest gefressen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verstand, und, ehe sie nach einer Lockspeise schnappen, sehen sie zu, ob kein Bindfaden daran befestigt.



## VI.

### Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen.

(1818.)

---

Im deutschen Bundes-Parlamente stellt Oestreich das erhaltende Princip (die Pairskammer) Preußen das schaffende Princip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes ist das bindende Azot, dieses das freimachende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein sieches unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraschen Athemzügen sich verzehren.

Oestreich hat in den Verhandlungen des Bundestags einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Theilnahme an den

frohen Lebensspielen des deutschen Volks mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernstern Mannes kommt. Preußens Wirksamkeit war freilich seelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat, that es nur aus Lust und seinem Naturtriebe folgend, was Oestreich mit Verstand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.

Die Oestreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung, und ist folgerrecht genug auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eignen Besten thätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, sie war die einzige Macht, die eine Volksbegeisterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit, die Bürgerbewaffnung, und das Streben der Deutschen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur spielend sich zeigte, hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Oestreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ständischen oder freien Municipal-Verfassungen, die dort noch

statt finden, dienen nur sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit, worin der Geist der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Presse, die Quarantaine, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugniß — alles dieses war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam. Joseph's II. allzurasche und darum mißlungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und der Lage der Dinge, die man mit dem Namen französische Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern, wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege zufließen zu lassen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit den Bürgern freiwillig zu geben, was man sich nicht abtrogen zu lassen, sich stark genug gezeigt hatte. Daß das österreichische Volk

mit innigerer Liebe als irgend ein Anderes an seinen Fürsten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwaltung. Aber letztere sind sterblich, während erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jetzt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein; denn die Völker sind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünf und zwanzig Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath suchend. Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen um ihren Lauf zu schwächen, aber aufhalten läßt sie sich nicht, sie zerreißt die Kette, und zieht jeden der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.

Oestreich ist das europäische China, ein still stehender ausgewachsener Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete, unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, schwerer ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geistreiche Männer für sich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben gesinnt sey, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am

deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt, führen sie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die gut oder schlecht stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Oestreich, kalt, besonnen und lieblos wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oestreich nicht entbehrt, und dessen gutmeinender Fürst, nicht unwillig sind dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber sie gehen zu langsam in dieser eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur wer stille steht, nicht wer sich bewegt. Es ist eine überfluge Staatskunst, in einer Zeit der Neuerungssucht, und eben weil sie so beschaffen, daß Alte trotzend zu behaupten. Vorsicht ist nöthig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.

Es giebt politische Gebrechen, die für den einen Staat als in seiner Organisation gegründet nothwendig, und daher auch heilsam sind, für den andern aber, weil sie seiner Natur widersprechen, verderblich werden, und ihn früher oder später entweder

zu einer Umänderung oder zur Zerstörung führen. So ist die Schuldenlast Englands sowohl die Stütze seiner innern Freiheit als die Bürgschaft seiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schicksal anderer Staaten an seine eigene Fortdauer knüpft. Für Oestreich hingegen ist die Zerrüttung des Finanzwesens an der es leidet, ein Uebel ohne Ersatz. Ohne dieses Gebrechen wäre es ein unabhängiger geschlossener Staat. Sein Finanzwesen widerspricht durchaus seinem angenommenen Regierungssysteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider seinen Willen mit dem liberalen Geiste unserer Zeit zusammen, da es genöthigt seyn wird zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, sich den übrigen deutschen Staaten in Einführung freisinniger Verfassungen anzuschließen.

Über so mußte Oestreich beschaffen und mit diesen Fehlern mußte es begabt seyn, um Europa's Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte, und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wie viel, ja daß sie Oestreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünf und zwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt)

und es hat den gewaltigen Geist der Zeit — besiegt nicht, aber aufgehalten, für so lange als das Schicksal es in der Menschen schwache Hände geben wird. Aber nicht bloß wo Oestreich sich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenstellte, auch da war es Rettung bringend, wo es besonnen dem Laufe der Dinge anscheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden schloß. In unsern Treibhauszeiten, wo jede That von der Glut einer wahnsinnigen Sehnsucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, ist die langsame nüchterne Kraft, die sich nie ganz verbraucht, und darum aushält, die wirksamste und nützlichste. Mit dieser hat Oestreich gestritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene fast bewußtlos handelnde Staatsklugheit, unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger zappelnder Geschäftigkeit. Gleich dieser Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleonischen Herrschaft, da sie noch in ihrem Jugendfeuer war, sich unversöhnlicher entgegengesetzt hätte. Oestreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht absichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener sie zu befestigen gedachte, und die Welt selbst sie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich und viele seiner Anhänger

außer ihm, hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Oestreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf besorgt zu seyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oestreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn sicherte, und indem er, Rußland bekriegend, sich mit seiner Macht zu sehr hinüber neigte, stürzte er von seiner Höhe herab. —

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Grenzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachsen, das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen welche es erworben hat, können auf die alten Länder denen sie einverleibt worden sind, wohlthätig wirken, indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen neuen und heilsamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt



man sich aber dieser Entwicklung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden, und muß bei den Bewohnern hier und dort, einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung, das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der letztern beraubte, es weniger geschah um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es besser diese Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesiens gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrsche! Oestreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten jeder Zeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eigenen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen ist keine europäische Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist

eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preussischen Könige seinen aufrichtigen Freund, die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieses Bewußtseyn, die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu verdienen, kann allein an Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutschland bei seinen ausgedehnten Grenzen, dem feindlichen Andrang nicht zu unterliegen. In dem man der Preussischen Macht jene hohe Bedeutung zugestehet, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Berrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's der den Körper regiert.

---

## VII.

### Monographie der deutschen Postschnecke.

---

Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen.

(1821.)

Es ist sehr einfältig, daß ich gleich vorn sage: ich werde mich in dieser Abhandlung, über vaterländische Postwägen satyrisch auslassen; denn indem ich durch dieses Geständniß die Ueberraschung störe, übertrete ich die heilsamsten Polizei = Gesetze der Redekunst. Aber kann ich anders? Ist nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberschrift werde alle Leser abschrecken, wenn sie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz gewesen? Sie sollte aber keinen abschrecken als den Sensor, zu seinem und meinem Vortheile, und da dieser jetzt schon getäuscht ist,

und der falsche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, so ist längere Verstellung unnöthig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie stärker, als wenn ich an einen Censor denke, der besser ist als sein Amt. Leidet er nicht an den schmerzlichsten aller Plagen, an solchen die man giebt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwig's XIV. aller englischen Freiheit in Neden und Gärten gram erscheinen, und, ein Schüler des *Le Nôtre*, jeden überrankenden Zweig, mit der Scheere abschneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als solche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße übersäet sind? Hat er nicht die vollsten, kühnsten Bäume, in Affen, Bären und andere Viehgestalten umzustutzen? Muß ihm nicht selbst oft wehe seyn, bei seiner Aufsicht über die schnurgerichte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftsteller danken, der, gleich mir, ihn überlistet, unter einer naturgeschichtlichen Ueberschrift, über die öffentlichste aller Staats- Angelegenheiten, über Postwägen schreibt, und erst, nachdem sich die betastenden Finger entfernt haben, seine Fühlfäden aus dem Schneckenhause streckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Postwägen aber habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satyrischen Einfälle gefunden, doch sie auch alle wieder

verloren. Mein Ideen-Magazin ist zu klein, und giebt mir keinen Platz, um Gedanken=Uerndten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwägen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß dieser mit dem Anstöße zu jenen immer zusammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt sah ich, wie einem Commis-Voyageur, der während des Fahrens einen badenschen Kupfer-Kreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, seinem Prinzipalen zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens, so stark die Hand schwankte, daß das 1 statt in die Kreuzer=, in die Gulden=Reihe kam, worüber der junge Mensch ganz untröstlich war; denn, sagte er, es sey nicht mehr zu ändern, da er sich durch Radiren, bei seinem Prinzipalen verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich ohne-darauf zu denken, bereits satyrisch gewesen. Es wäre Unverstand von mir, wenn ich das langsame Fahren der Postwägen innerhalb der Städte, aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in seinem Buche, über den Umgang mit Menschen, das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich sagt, in Städten solle man schnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas zerbrechli-

ches sey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Postillione können hinlänglich beweisen, daß sie jenes Werk über feine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vortheile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jetzt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun, und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, so bald ich draußen bin vor dem Aeffenthore. Ohne jenes langsame Fahren, hätte der mitreisende Franzose, niemals seinen Dukaten Silbermünze wieder gefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeit, er habe einen Dukaten wechseln lassen, und sey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte so gut seyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sey kein Handelsmann, erwiederte er in logischer Zerstreuung: tout le monde est marchand ici.

Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdstöße, die unter dem Himmel der Postwägen so häufig sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus, und hatte schon nach fünf Minuten den letzten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillon zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinen wegen still gehalten, welches gar nicht der Fall gewesen.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechsel der Schritte, von langsamem zu geschwindem, und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach Obigem, in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse, und das ganze Land zwischen Frankfurt und Stuttgart so gesegnet und bevölkert ist, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, so könne man nie dazu kommen rasch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langsamen Schritt eine Viertelstunde fortgesetzt, so müsse man ihn wegen des

nächsten Ortes, zur Vermeidung des schnellen Wechsels, von neuem anfangen, und so immer weiter. Dem ist allerdings so; doch der Grund gegen das langsame Fahren auf der Landstraße ist von größerem Gewichte. Menschen = und Pferdekennner wissen, daß langsames Gehen am meisten ermüdet, weil man dabei länger gehen, und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conduc-teur, Postillon und Pferde, bald so abgemattet, daß sie schon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um sich zu stärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Hordhen und Fragen herauszubringen, daß die junge schöne Frau, die mir im Wagen gegenüber saß, die Neuvermählte ihres Begleiters sey, der sie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereist war, um sie nach Triest in sein älterliches Haus zu bringen. Er hatte sich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten als der Postwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß diese junge Frau so viel glücklicher sey, als andere Neuvermählten, weil sie statt der üblichen Flitterwochen, sich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erste häusliche Zwist, kann nur zu Hause, aber in keinem Postwagen entstehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie sehr die



schlechten Herbstwege die Fahrt verzögern müssen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Triest, nicht bloß eine geliebte Schwiegertochter, sondern auch einen Enkel werde bewillkommen und küssen können.

In Langen, als der ersten Station oder Betfahrt, dachte ich gar nichts, sondern schlief während dem Umspannen der Pferde, sanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht, wegen der Abschieds-Feche versäumt hatte. Wir kamen um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erst um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlassen, und mich, der ich in eben so viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel schwerer aber ein beladener Postwagen fortzubringen sey, als ein 120pfündiger Doktor, bedenke man gehörig! In Darmstadt hatte ich sowohl am als im Darmstädter Hofe, — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gasthauses heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit, ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine schönere Zeit, da man nicht mehr die schlechten Menschen zu geheimen Aufsehern über die guten bestellt,

sondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel besser es alsdann seyn würde, wenn lohnsüchtige Wächter, durch erlogene Gefahren nicht länger Fürsten und Völker mit Argwohn erfüllten und sie ängstigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundschafter gebrauchen, und irgend ein unsichtbarer Ober = Zugend = Direktor giebt mir den Auftrag Deutschland zu durchreisen, um die Stimmung des Volks zu untersuchen, und zu erforschen, ob nirgends unzüchtige, verdächtige Triebe sich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligst von Frankfurt abgereist, und hätte aus dem Darmstädter Hofe zu Darmstadt folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober = Zugend = Direktor!“

„Zufolge erhaltenen Auftrags, bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Postwagen abgegangen und um halb sechs Uhr Abends in Darmstadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Dienstleister zu erregen, so würde ich sogleich wieder zurückreisen, da der Zweck meiner Sendung schon vollkommen erreicht ist. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen bösen Geiste der Einwohner, sondern, im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich

aber sind mir die stärksten Beweise geworden, daß der nämliche gute Geist das ganze deutsche Volk beseelt. Der Postwagen überzeugte mich davon. Posthalter, Conducteurs, Postillone, Wagenmeister, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürstlich-Turn- und Taxisch-fahrende Personal, gehen bei ihrem Geschäft mit solcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl sieht, es sind gute, ruhige Bürger die Deutschen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das langsame Fahren ungeduldig wurde, und etwas aus der Haut fuhr. Ja selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen, zwischen Frankfurt und Darmstadt, sich dreimal erquickte, mit Wein und kalten Speisen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Hut und trinken Wasser, weswegen auch die Deligencen-Postillone im revolutionsfüchtigen Frankreich, kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Zugend-Direktor, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland alles ruhig ist und bleiben wird; denn Sie sind viel zu gerecht, eine einzige

Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren war Einer, der durch seine Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Postdinge, deutliche Spuren neologischer Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, schnalzte mit den Fingern, und geberdete sich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Postillon zu, sie sollten doch ins Teufels Namen nicht so rasch fahren, er verliere den Athem, er werde schwindlicht, und die schönsten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Passagier auf der Station Langen zum Postillon sagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch so sehr munter und rüstig seyd! Da habt Ihr nicht bloß die 8 fr. Taxe, sondern noch 2 weitere, und macht euren jüngsten Enkeln, die noch unverheirathet seyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug gespottet. Ja, in Urheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu sich nahm, spottete er noch offener, und sagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Postwagen ein Hochfürstlich-Turn- und Taxisches Stückfaß gestellt würde, damit das fahrende und gefahrene Personal daraus zapfen und trinken könnte, ohne sich aufzuhalten, und eine vollständige Restauration der Postwägen sey noch wünschenswerther. Dieser gefährliche Passa-

gier hat noch auf andere Weise seine verdächtigen Gesinnungen an den Tag gelegt. In Darmstadt machte er beim Aussteigen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar sehr bequem hätte durchgehen können. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen gesucht. Bei solchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Passagier stets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten lassen. Ich bin so gewisser, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, daß ich nicht erführe, da ich selbst dieser Passagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Oberzugend-Direktor, die Versicherung meiner Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief versiegeln, da trat der Conducteur in die Gaststube des Darmstädter Hofes und lärmte stark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wisse, daß ich auf einem Postwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich solle eilen, denn er könne sich nicht länger aufhalten, als bis er seinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm so eben hätte vorsehen lassen. Nach einer halben Stunde gingen wir beide ans Post-

haus, und wirklich war der Sattelgaul schon vorgespannt. Ich erschrak; wie leicht hätte ich zu spät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergsträßer Freuden=Station. Ich erwachte, wie ein Mühlknappe, aus dem festesten Schlafe, da die Räder still standen, und nicht mehr flapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei — eines Dorfes wie ich dachte, denn das Haus lag abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf, und öffnete rasch und gebieterisch die Stubenthüre. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vier und zwanzig Augen, (worunter mehrere schön) die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Sämmlichkeit, im Bewußtseyn meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah ich nicht sowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupstuche umwunden,

nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu größerer Sicherheit der Müze. Der Postwagen nämlich hatte, gleich einem jungen muntern Kater, seine Freude daran, mit der Müze zu spielen, er machte häufige Sprünge und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie festbinden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schabiger Viber. Ich riß beim Eintreten schnell Müze und Tuch vom Kopfe, und sagte halb fragend, halb positiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Postmeisterin sagte! ja, und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tische stehenden leeren Stuhl etwas zurück schob. Diese Excommunication aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz, und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sey, in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Bliß ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein

Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückseliger hatte vergessen, daß ich in Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen hatte, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zusammengesetzt war. Jetzt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wollte ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze, die hundertästige Quaste bildete. Jetzt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten; das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu feicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es plaste los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Noth, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß, und zur Ghitarre singend, mit fröhlichen und schmachtenden Liedern, in das Herz und Auge der seligen



Braut einzog. Das seidenumspinnene Köpfschen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen, und von dem rothen Bande der Ghitarre umringelt gar wunderbarlich geflochten. „Wilhelm, sprach sie, sanft seine Hand und das Spiel hemmend, so einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen lassen, der hält wohl warm.“ Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem schüchternen Katzenfelle durch Erwähnung seiner vornehmen Verwandten Muth einsprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reise, und das Thaumetter ihrer warmen Stimme, schmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punsche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tisch, und pries zum ersten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde schlich diebisch=leise vorüber. Ich stieg in den Wagen, die Stampf= und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erst am Morgen an den steinigten Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit sechs Professoren, den Schloßgarten, und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzose

einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht Flug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel“ und die „Briefe eines reisenden Franzosen über die geheime Polizei in Wien“ gelesen und war zu Flug daraus geworden. Er war ein großer, starker, zerlumpter Kerl, der sich für einen reisenden Weinfrämer ausgab; aber er hatte seinen Flasfan im Kopfe so gut als Einer, und sprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er dessen geheimer Sekretär gewesen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzose und erhob die Deutschen über seine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablösende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorstellen, die nach Lausanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Postwagen nahm sie ihren Platz und die Passagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei schwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er schwieg und wenn er sprach. Sie warf ein breites Netz aus, dessen Maschen sehr eng waren. Von einem Schreinergefallen, der aus Paris kam, ließ sie sich ein deutsches Zettelchen übersetzen; der Schreiner leimte mühsam, aber stolz und zufrieden, die Worte zusammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm sie ein, indem sie

gegen ihren Gemahl einsylbig war, und diesen gewann sie durch verstohleneß Treten der Fußzehen. Ich selbst betete sie schon aus Dankbarkeit, ob zwar im Stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Oftern = oder Michaelis = Romane unaufhörlich schöpfte. Sie setzte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und sie fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Theilnahme: warum er so stille und zerstreut sey. Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie der Postwägen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd aussteigen mußten, weil es Berg an ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden sollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwägen die Ballen höher schätze, als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so

schwer seyn, brauche für seine Person kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Centner Seidenzeuge aber betrage mehr als das Doppelte. Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf das gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht, und so bald der Conducateur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben seyn wer da wolle... Jetzt konnte es der Conducateur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er war giftig und sagte, (als Rheinländer und recidiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Equartirungs-Pferden dans une voiture générale bequemer gefahren seyn, das habe sich aber jetzt geändert. Er wollte sagen: in einem Generals-Wagen. Die Französin verstand ihn aber nicht, und fuhr in der Weise des Boileau fort. In Heilbronn im Falken machte sie es ärger, und hielt an der Wirthstafel öffentliche satyrische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwagen. Sie frug, warum so ein *lourd animal*, *diligence* hieße,

und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man solle ihr Kamillen=Thee machen, sie sey von dem starken Schaukeln ganz seekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die steilen Bogen durch ausgegoffenes Del breche, und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahnte; warum man Axen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Del nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sey nämlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land=Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt, hätte sich das Fräulein in einen jungen Husaren=Offizier verliebt, und denselben, nach langem Widerstande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte sie ihre Reise=Kosten wieder erstattet bekommen. . . . Einen reisenden Fldtisten an der Wirthstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente Acht gehabt, die alle der Post=

wagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rasselte, zische, maue, belle, knurre, schnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Französin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war). Alle Klagetöne des Jeremiaß gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vier und zwanzig solcher Jammer-Tonarten gezählt, und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal deren Entstehung entdeckt. Bald kimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden; durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sey von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Pakete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten, als nöthig war. Dieses mörderische Geflapper sey ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst

eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, so daß sie sich nicht mehr rühren können. Ueber dieser Arbeit habe sie der Conducateur ertappt, und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Cartouche, eine Schinder=Johanna genannt, denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß sie vermittelst eines Zwirnfadens die festesten Vorhängeschlösser öffnen können. Sie sey damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem sie, den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich, vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken versthmähete, und kaum hinab sah, den Richter von ihrem Ueberflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sey der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von 2 Stunden gewonnen, weswegen sie genöthigt gewesen, mit Extra=Post nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt, und die Extra=Post zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwei Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit

der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten mythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geschicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Ähnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine funfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen, und sie nach der Rückkunft schwören lassen, daß auf dieser Ulysses-Fahrt, nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürch-



terliche Gestalt, in langem Barte und Schwerdt an der Seite, drohte einzusteigen. Der Neuvermählte schrie: Herr Jesus! Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da lieber Herr! so fürchterlich ins Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: Hätten wir nur eine Laterne (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, so bald er sie sähe); der Schreinergefell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten, gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigams-Platz an der Seite der Französin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er sich vor Kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er sich nach Ludwigsburg zu versetzen gedanke, um dort Ableger zu machen. Als die Französin ihre Sprache, die sie keineswegs verloren, sondern nur versteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnseßling das Wagenfenster nieder und sagte, er müsse Luft schöpfen. Es werde ihm immer engbrüstig, so bald er die Sprache des Erbfeindes höre. In

seiner baldigen Erziehungsanstalt werde er zum Nutzen seiner Zöglinge, die das Französische unglücklicher Weise früher kennen gelernt, als ihn, eine falsche französische Grammatik und ein dergleichen Wörterbuch drucken lassen, damit sie es daraus wieder verlernten. Auch dürften sie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrschaft stärker schütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französischen Sprache sey Jedermann hinlänglich bekannt; die der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unübersteigliche Mauer zwischen Kopf und Herz, weswegen beide nie zusammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldaten-Hälse am engsten zugeschnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller, und fühlten verständiger; sie hätten stets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen.

Die Französin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (sie verstand das Deutsche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Lastern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Passagiere alle hatten uns aus Rücksicht ihrer auf der ganzen Reise des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erste Pfeife

gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen, und sagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr,“ hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen, wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mich nichts. Sie sagte: als Französin sey ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sey das Rauchen ausländischen Tabacks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter, und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: das Rauchen ist untersagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden, und worin es Art. 15. heißt: Das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sey erlaubt; nun aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sey, der von Heidelberg nach Stuttgart, und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badensche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt sich der Entscheidung. Ich

aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernst vor den Turner hin, und sprach: Wandersmann, die alten Deutschen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an seine Brust, und sprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aschenkrug, der auf dem Leichenfelde der 22sten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus schenkte er mir Meth in ein Horn ein, und trank mir zu. Wir ließen die freundschaftstiftenden Poststationen hoch leben. Kurz vor dem Einsteigen sagte ich dem Teutonen: Bruder, du bist ein Narr! Dir es mündlich zu beweisen, ist jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber schriftlich in meiner Monographie der deutschen Postschnecke darthun. Er wolle sich gedulden, sagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg frug ich den Conducteur: warum der schwerbeladene, nur mit zwei Pferden bespannte Beiwagen dem mit vieren bespannten Postwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieses sey nothwendig, die Hochfürstlich Turn- und Tarischen fahrenden Postpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitschenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man

ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spießruthenlaufen, ein gelassenes Hinderniß vorangehen ließ. Dieses erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorzüglich aus unverzeihlicher Trägheit so langsam, und ich wollte in meiner wahrscheinlichen Satyre über die vaterländischen Postwägen den Rath ertheilen, man solle den Gäulen vor dem Anspannen einige Original = Fläschchen von den so beliebten als *magenstärkenden Diabolini*, mit welchem der Conditior Schnell in Frankfurt bestens versehen ist, verschlucken lassen, damit sie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber sind sie überflüssig, der Teufel und der Rath. Allerdings sind sie das, erwiederte der verständige Conducateur. „Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh = Polizei hat, das Feuer der raschen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr selbst thut, den Mißbrauch der thierischen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier sah ich den Wagen = und Passagier = Aufseher mit dummen Augen an, und zog meine Fühlhörner vorsichtig in mein Schneckenhaus zurück). Der, nicht bloß mit Habe und Gut der Einzelnen, sondern auch mit steuerpflich =

tigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwagen sey dieser zu hemmen, weswegen auch jeder Wagen, so bald er durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würden, wie Sie sich am nächsten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Turn- und Taxische Haupt-Expedition fahrender Posten im Ramhose, zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen, öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratifikation Einer hochpreislichen General-Post-Direction, würde versteigern lassen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an nichts als an Gewicht.“

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Spätturner seinen Platz Nr. 6. einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien, und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidialstimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sey ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten sey er von der

Wanderschaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meisterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfest gegeben und die feinsten, gebildetsten Honoratioren, als starke Hut-Consumenten dazu eingeladen. Die Gäste, als sie spät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur stammeln können, so voll sey ihnen Kopf und Herz gewesen. Zwei Tage später sey ihm dieser und jener der Hochzeitgäste auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er mit mehr Verdruß, als Erstaunen bemerkt, daß ihn keiner bald mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchstens habe man mit einer leichten Handbewegung seinen Gruß erwiedert. Darüber sey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf seiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt, und erfahren, daß, wenn sie es auch nicht immer verschmäht, sich mit den Geringern gemeinschaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Gesinnung doch jedesmal wieder zum Vorschein komme, so bald die Weinüberschwemmung abgelaufen sey. Er für seine Person habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht, und seines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen sie verdoppelt, indem er seinen Hut, als sein ambulantes Waarenschild und Muster stark

vor ihnen geschwenkt. Eines Tages, da er diesen vor einem Gerichts-Assessor, und der auch bei seiner Hochzeit gewesen, besonders tief geneigt, sey jener zu ihm hingetreten, und habe erzürnt gesprochen: „Wie können Sie sich unterstehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie sind ein Flegel, wissen Sie das?“ Er, Hutmachermeister, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgesehen, und einer ganzen Viertelstunde bedurft, um von den Straßensteinen wieder los zu frieren. Selbst seine Frau, die den Assessor als einen sonst lieben Menschen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinstube oft gegessen, habe gesagt, sie könne nicht flug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe sich das Räthsel gelöst. Die Hutmacher-Geschwornen hatten auf den Abend sämmtliche Meister zusammenberufen lassen, und ihnen vorgestellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetsten Stände der Stadt hätten sich nämlich vereinigt, gemeinschaftlich grob zu seyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, sondern sich beim Beegnen bloß starr anzusehen. Was in dieser Noth zu thun sey? Aber keiner habe Rath gewußt. Wie nun seitdem das Nicht-Hutabnehmen täglich zunähme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und sechs brod- und hoffnungslose Meister hätten sich vor-



genommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Passagier, reise nach Stuttgart, um sich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieser Erzählung um so aufmerksamer zu, je weniger sie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verstand. Ich aber schämte mich der Albernheiten meiner Landsleute, und hütete mich, den Dolmetscher zu machen. Ich leg ihr eine unglückliche Liebe vor, und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeister aber tröstete ich. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund,“ sagte ich, „unsere deutschen Landsleute sind glücklicher Weise keine chronischen Narren, sondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hause zurück, doch wollen Sie sich von Ihrem Auswanderungs-Vorhaben nicht abbringen lassen, so eilen Sie sich wenigstens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutschland wandern, sondern fahren Sie lieber im Postwagen, und ehe Sie die deutsche Gränze übertreten, wird sich die Gesinnung der groben Gesellschaft gebessert haben.“ Meine Zusprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeister aufmerksam machte, wie sehr durch das Rütteln des Postwagens die Hüte gequetscht und abgenüßt würden, man habe sie nun

auf dem Kopfe, auf dem Schooße, oder oben im Neße, so erheiterte sich sein Gesicht, und er sagte, er bemerke dieses mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfangen, wären wahre Pest-Beulen für sie, woran sie sterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hoch-Fürstlich Turn- und Tarischen fahrenden Post-Passagier kein Mittel gäbe, seinen Hut unbeschädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich sollte ihn auf den Boden des Wagens stellen, und abwechselnd den rechten und linken Fuß hineinsetzen, wodurch nicht allein der Hut unerschütterlich, sondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalm nicht genug sorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironischen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ sie frei ihre Tammertöne über vaterländische Postwägen in der Trinkstube ausbrummen. „Herr Major,“ sagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine ästhetischen Flüche gehörig zu unterstützen, hol’ mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Ist der Passagier ein Narr jedes Postmeisters, Conducteurs und Postillons, und muß er liegen bleiben, so oft es diesen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuschwen-

fen? Kommt man in ein Nest und trägt nicht Lust, im Postwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unsern schlotternden Leib, wie die Kage den Brei, und tausend Fragezeichen im Gesichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Passagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cotteletts essen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conductor. Wie weit ist es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Also kaum 40 Stunden! und auf diesem kurzen Wege haben wir 15 Stunden Rast gehalten. Ich bin von Straßburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereist, und hatte kein Sohlleder unter mir, sondern gute Berviers-Mitteltücher, und auf diesen beiden Reisen zusammen, hat sich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Ist das nicht zum toll werden, nämlich das Erstere? Ist es nicht Schimpf und Schande, daß das Zusammentreffen der Postwägen auf den Kreuzwegen so schlecht eingerichtet ist, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt schon, Herr Major, ob es mir zwar erst acht Tage später auf meiner Rückreise begegnen wird — daß ich in Bruchsal 24 Stunden liegen bleiben, und auf den Straßburger Wagen warten mußte,

bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum giebt man den Reisenden nicht wenigstens Wartegeld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis sie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer verstattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Postpapier, die ich in Bruchsal zu dieser Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze diese Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier so uneigentlich Post-Papier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung lesen, Herr Major! dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33. dieses Jahrgangs, die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist sey. Auf diesen Reisen (wird erzählt) die er stets mit Extrapost machte, verursachte ihm aber nichts so viel Aerger, als die Postmeister, Posthalter und Postillone, und wenn er auf diese zu sprechen kam, so war er unerschöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langsamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieser Antagonismus sprach sich auch in seinem letzten Willen aus. In seinem Testament hatte er Nachstehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche seine Leiche zur Ruhestätte begleiten sollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Personen in, mit Extrapost-Pferden bespannten, Wagen meiner Leiche

folgen sollen, und sind die dießfälligen Kosten aus den zu meinem Begräbniß ausgesetzten Summen zu bestreiten; denn da es der Anstand erheischt, daß ein Leichenzug feierlich und langsam vor sich gehen muß, so werden die Postillone das Letztere unfehlbar am besten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung gelesen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man sollte nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst, auf Hochfürstlich-Turn- und Taxischen fahrenden Postwägen zum Begräbniß führen, damit sie Zeit gewinnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünfchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müsse. Wäre dieses nicht eine sehr gute ambulante Todtenschau?

Nachdem ich mich auf diese Weise schlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligst auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt, zu berichten.

Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor!

„Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmstadt sogleich wieder umgekehrt bin, sie wäre selbst umgekehrt worden die Welt, wenn ich

es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verschwörung entdeckt, und halte sämtliche Verschwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht lassen, da ich seit jener Turn-Uebung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Oberkellner geführt, und das ich stellenweise hierhersetzen will. Ich: Welche Zeit ist es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. Ich: Wo ist ihr Herr? Kellner: Er sitzt dort am Tische und trinkt rothen Wein. Ich: Wo ist der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und schläft. Ich: Wo kauft man Apfelsinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reißmarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonaden. Kellner: Die letzte Kohle ist ausgelöscht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule... Der Herr, der Blut trinkt — der schlafende Knecht — der reißende Wolf in den Apenninen — die ausgelöschte Kohle — der Keil — Carbonari... Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den

Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonarischen Umtriebe bestätigte sich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten lassen, berichtete mir, der Postwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Hastigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logiere jedesmal im römischen Kaiser, und werde auch diesmal dort logieren, ich lasse nicht vom römischen Kaiser. Sie werden, Herr geheimer Ober-Zugend-Direktor, von selbst daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutsche Reichsverfassung und das ehemalige Reichs-Oberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecherischen Wunsch, die Einheit Deutschlands wieder hergestellt zu sehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tische mit einem Franzosen sehr eifrig von jambon de Mayence gesprochen, und wäre leichtsinnig genug gewesen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchst wahrscheinlich ist dieser Napoleonische Präfekt nicht gestorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten gesucht, sondern präfektirt in Mainz heimlich fort.“

„Da ich auf diese Weise die Wurzel der Verschwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war so glücklich, die wichtigsten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutschen Carbonari ist in Ludwigsburg, und bereits hat sie zu Tübingen, Stuttgart Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöschten Kohle haben sie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und sie nennen sich Brüder vom standhaften Hute. Ihr geheimer Zweck ist: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit: öffentlich aber sind sie grob, und stellen sich fremd gegen einander, um sich nicht zu verrathen. Ihr Grundsatz ist, die Welt sey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter sie sinnbildlich verstehen, die Völker seyen nicht wegen der Regierungen geschaffen; denn da der Kopf den Menschen beherrscht, so sind die Hüte die Residenzen und Hauptstädte der Menschheit. Sie grüßen sich nicht durch Hutabziehen, sondern auf militärische Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer solchen Verbindung stimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Zugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfah-



ren. Die soldatische Begrüßungsweise ist nichts als eine versteckte Waffenübung, und es ist klar bewiesen, daß die Brüder vom standhaften Hüte eine heimliche Landwehr bilden. Es ist dringend, diesen carbonarischen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutschland die Stabilität der Köpfe erhalten werden."

„Ich muß eiligst den Bericht schließen; denn man meldet mir so eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.

Der Ihrige.

„Nachschrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, so habe ich mir auf meine Kosten mehrere Male Wein vorsezen lassen, und bin so frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überschicken."

Auf meiner Rückreise von Stuttgart nach Frankfurt, fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen satyrischen Feldzug wieder einstellen, diesen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er sollte die Feinde dafür bestrafen, daß sie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weise wurden zu Bruchsal die

versäumten Versäumnisse nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifest ergehen und rückte vor. Dem Turner aber schrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübsal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Besigheim versprach ich, dir ein andres Mal zu beweisen, daß du ein Narr bist, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig sehr beschäftigt, da mein Vortrupp noch in dieser Stunde ins Tagische einrückt. Nur so viel sey dir gesagt: Du bist kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das ist schlimmer; denn das heißt: a l l e r L e u t e N a r r.

Der Ort, wo ich mein schreibendes Hauptquartier aufgeschlagen habe, heißt Bruchsal, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Wiß giebt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wuth. So einen geschlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Erstens, wünsche ich, daß

zehen tausend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest schlägen, und zweitens wünsche ich das nämliche noch einmal.

Ich gehe, zu streiten für die gute Sache. Falle ich, so lasse deine Jungen, jedes Jahr an meinem Sterbe=Tag, einen Burzelbaum über meinen Grabeß=Hügel schlagen. Lebe wohl, Bruder=herz.

---

## VIII.

### Ankündigung der Wage.

(1818.)

---

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen, die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unersreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu seyn, der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulniß seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn

zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu thun, wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigten Blätter seyn. — Aber es giebt auch Uebersdenkende, welche die Lust und Würde des freien Wortes besser erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige, von der breiten staubigen Landstraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen, und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wann die auf einem Wege, aber nach entgegengesetzter Richtung Wandernden sich begegnen und mit den Köpfen an einander stoßen. Mit diesen letztern möchte ich mich sogleich verständigen und darzuthun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der schon Bestehenden, dennoch von Ersprießlichkeit sey.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch sie große und mannichfaltige Kräfte sich verkün-

den, so zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mittheilung viele Wege offen stehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Besitzer ohne Lust und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfnissen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungenießbar, giebt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wissen.

Die Zeitschriften sind es, welche diese Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten sie den Wechselverkehr zwischen Lehre und Ausübung. Nur sie führen die Wissenschaft ins Leben ein, und das Leben zur Wissenschaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgesinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingestehen, daß Zeitschriften, so wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimischung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, ist mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermischt ausgebreitet, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil sich knüpft, so wird doch endlich das Untaugliche zu Boden sinken, und das Gute allein sich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nur an einem ungebührlichen Haffe gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die schöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der schmutzige Schwamm der sie erzeugte, schon längst verklommen ist?

Im deutschen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden

Menschen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speise gab, und die Kunst war eine Blumenflur, die nur das Aug ergözte. Reicher an Quellen des Wissens ist wohl kein anderes Land, und dennoch dürstet das Volk; denn die Wünschelruth, welche jene zu Tag bringt, ist in den Händen der schuldbewußten Furchtsamen, die in den sturmbewegten Wellen, welche das schlechtgesteuerte Schiff verschlingen, und in dem Labetrunke im Becher, nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft, die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich ist, der alle Kräfte, die er in sich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten und wenn es Zeit ist auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht.



Sie sind auf dem Wege es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß keiner vorher zu sagen, aber wer am meisten dabei gewann, für den hat sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß?

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten, und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute, in Worten wie in Thaten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften sich vermehren; ja oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwicklungsstufe, über welche jezt die Menschheit schreitet, bringt

Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, so bald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen, und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit, die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offenen Wunden sehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Theilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient. Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten, vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht, an Glück und Bedeutung über das Vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Lust und Lust nicht mehr so feindlich theilt, und die Toga des Bürgers

zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menschen, und das Hausgewand des ruhenden Waters seyn darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Daseyn zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens sey, daß wir nur genießen um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfern, und dieses bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher alle dieser Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu sagen wäre gefährlich, und fruchtlos ist's, wo man sich verständlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, seitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erscheint, ist uns das Heilige zum Spiel herabgesunken. Das glücklichste aller Völker bei dem jene düstere Lebensansicht am wenigsten vorherrscht, und das den alten Griechen am meisten gleicht, ist das französische. Wer in seinen Zeitschriften liest, wie auf derselben Blattseite, Talma's Spiel auf der Bühne, und das der Minister in den Kammern, beides mit gleichem Ernste und gleicher Heiterkeit besprochen wird; der Deutsche der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht

welch einen Vorsprung die Franzosen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Gesundheit, aus dem umschlossenen gewärmten Tempel der Kunst, in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die Kunst, welche das Geschöpf zum Schöpfer erhebend, und indem sie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Wesen die sie befeelt, Unsterblichkeit giebt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit, schon längst sich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden besaßen, hatten sie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter, in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben sich entfaltete, und die Nacht des Wissens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriss und öffentliches Leben und Malerkunst da gedeihen, wo Philosophie mit dem Glauben kämpft? — Die deutsche Dichtkunst liegt im Dämmerlicht; ob es Morgen- oder Abenddämmerung sey — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunst ist die einzige deren die Deutschen Meister sind, und worin

sie den übrigen Völkern es zuvor thun. Den Verstand der Franzosen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, ist die deutsche Musik plastisch und malerisch, Geist und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genuße nicht dem Himmel um der Erde willen zu entsagen. Könnten die Deutschen in Tönen reden und nach diesen Worten auch handeln, sie wären das erste aller Völker, und würden vielleicht sich selbst achten. Da Werke auch verschiedener Künste wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darstellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinschaftliche Streben Aller ist, so mag die deutsche Tonkunst ihren Mozart, kühn an die Seite Raphaels, Shakspeare's und Canova's stellen.

Diesen Künsten soll in der Wage ein Platz angewiesen werden, welcher der Würde, die sie im öffentlichen Leben der Deutschen genießen, angemessen ist.

Die Schauspielkunst zeigt jetzt in Deutschland einen raschen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nachteilend, verdient sie eine hohe Aufmerksamkeit. Deren Gänge und Halte wird diese Zeitschrift nie aus dem Blicke verlieren. Es ist nicht bloß der Kunstsinne und das Gefühl

für's Schöne, die sich an der Beurtheilung dramatischer Werke und ihrer Darstellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme fesseln. Das stehende Schauspiel eines Orts ist selten besser, nie schlechter als die Zuhörer darin, und so wird es die höflichste Art einer lieben Bürgerschaft überall zu sagen was an ihr sey, daß man über ihre Bühne spreche.

Die Wissenschaft, dieses Meer wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küstenstriche der menschlichen Wohnstätten bespült, und das große Festland trocken gelassen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unserer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Wasserzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean selbst haben fruchtbare Inseln sich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutsche Wissenschaft glich auch darin dem Meere, daß sie gesalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unsern vielen Nöthen, die Destillation des Meerwassers für den Trank etwas erlernt, und seitdem sind unsere Fahrten fröhlicher geworden. Man sagt, die Wissenschaft in Deutschland habe an Tiefe verloren; es mag seyn, aber sie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrsamkeit der Kunstgärtnerei zieht den Blick nicht so heiter an als die ins Freie

gepflanzte Wissenschaft, durch deren Zweige der frische Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichnisse, dem schönsten unter allen in Deutschland erscheinenden Büchern, ersieht man mit Freude, wie der vaterländische Sinn immer mehr und mehr heranwachse, und selbst die entferntesten Wissenschaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unserer Zeitschrift sollen die vorzüglichsten Werke der vaterländischen Wissenschaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einseitigkeit der Kritik sich geltend machen könne, wird man die Aussprüche von Männern verschiedenartiger Ansichten, zu erlangen suchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur sich vermählen und fruchtbar werden, wird unser Blick und Sinn, wie die Zeit selbst es thut, am häufigsten gerichtet seyn. Hätten die, welche alle Macht besaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht so lange verwehrt, dann wäre dieser gesunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen sie denn ihre unbeschreibliche Angst, als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten sollte das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner Eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offenem Hader. Wenn das Erdgeschoss knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wache und lauernde Zwingsherrschaft benutzte diesen Streit, um jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab sie zu essen oder machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, bloß weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unserer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach, und dessen Erdgeschoss durch Ueberschwemmungen litt. Die Zerstörung des Gebäudes unten und oben nöthigten nun das Thier und den Bürger zum Menschen



ihre Zuflucht zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Aerger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen.

Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europas durchzog, folgte was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es ist sonst nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen, ist in der Ordnung der Dinge, und besser ist es, daß die überspannten Gemüther durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abspannung überspringen.

Wie die Zeitschriftsteller diesen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, zu beobachten, und seinen abwechselnden Erfolg zu berichten hätten, darüber ist mehr gesprochen als gedacht worden. Eine falsche Ansicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrsche, von den Schriftstellern selbst, erst angefacht, dann unterhalten, dann beschrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne sie. Es ist als sage man, der kranke Mensch

werde von allen seinen Schmerzen geheilt, so bald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem solchen Wahnwitze gegenüber still zu schweigen, ist leichter als nur gelassen zu eifern. Doch auch zu letztem ist hier der Ort nicht, und es soll nur gesagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel schon hat diejenigen getroffen, die über unsere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich sprachen. Die Schriftsteller, diesmal im Besitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die sie empfangen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit ist nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlaueit, um den Richterspruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben selbst auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entscheidung hierüber. Sie bleibe dem Leser überlassen, und zu dessen Richtschnur werde einiges hier mitgetheilt, von dem was diese und von dem was jene sagen.

Man kann von dem Schriftsteller nicht fordern, daß er ohne Haß und ohne Liebe sey, und über alle Wolken der Selbstsucht erhaben, die Gewitter nur unter sich wahrnehme. Wie sollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Geseße seines eigenen Vortheils, die Regel der Weltordnung zu sehen glauben? Aber das mag jederzeit von ihm

verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflusses sich bewußt bleibe, und nicht keck und unbesonnen, auf die Unfehlbarkeit seiner Ansichten troze. Daß er sie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen suche ist nicht unrühmlich, weil es für den Ernst der innern Ueberzeugung spricht. Aber, wer den Fehdehandschuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweisen, und, wie es oft geschieht, seine aus selbstbewußter Schwäche entspringende Furcht, hinter eine angenommene Geringschätzung verbergen. Es gibt in Deutschland auch nicht eine Zeitschrift, welche so unparteiisch wäre, daß sie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht bloß dann aufnimmt, wenn sie erprobt hat, daß sie sie schlagen werde, sondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben ist. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahlerischer Großmuth gastlich auf. Der Sklave seiner eigenen Meinung trägt auch schimpfliche Ketten; man soll nicht der Diener der guten Sache, sondern ihr Freund seyn. Es giebt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offen stehen, und einer schädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist eben so unverständig, als es wäre, aus der Naturgeschichte

die Lehre der Giftpflanzen und bissigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage soll jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja sie soll sehr willkommen seyn, weil am Widerspruche die Wahrheit erstarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gastfreundschaft ansehen, wenn der Wirth selbst, das, was ihm an seinen Gästen nicht behagt, freimüthig tadeln, oder geschehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verschiedenen Zeiten nicht unedle Menschen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unserer Tage gern und oft: daß das Wissen seine Wendekreise habe, über welche hinaus Geist und Herz verkohle, und daß die glücklichsten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht ist Wahrheit in dieser Lehre, denn auch in den schönsten Sonnentagen der Geschichte, haben Priester und Tempel ein noch schöneres Licht stets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit, und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und ihr Thun. Darum sey man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrschaft des geheizten Ofens, die drohend

oder lieblosend die frierenden Bürger in der Staatsfinderstube zurück gehalten hat, und die verdunstete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht gelispelt wird, wie ein Donner aufschreckt. Sie sagen Euch leise, ganz leise ins Ohr: es wäre freilich nicht alles wie es seyn sollte; aber sie bäten höflichst keinen Lärm zu machen, der stillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längst die Sitte auch für die Meinungskriege, an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anständiger Kunstwaffen gesetzt! — So reden sie. — Aber wißt Ihr, welche am meisten sich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigsten an dieser Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menschlichkeit, und ihre Furcht hinter den Unstand verstecken. Es ist wahrlich gut, daß der Geist des Menschen seine ursprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der türkischen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr ist's, auch im Streite der Meinungen giebt es Waffen, deren Gebrauch, in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es giebt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Faustkampf der Gemeinheit durchfechten. Diesen

nicht gleich zu seyn ist nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird sich ernstlich bemühen, die Wärme der Leidenschaft ohne ihre Ungebührllichkeit sich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieses Bestreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verschieden sind die Deutungen der Menschen! Aber die Pressfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch sie vermeiden ist gut, sie entschuldigen ist besser, und das Beste sie ganz unschuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn sie steif wie Wachskerzen um den elterlichen Tisch saßen, und Messer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garstigen Raupe die schönsten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man sey dieser Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutschen Volke, aus Grämlichkeit und mißverständener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beste Schule für den männlichen Ernst ist.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, sey mir noch ein freundlich ernstes Wort verstattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindische Geisterscheu nie Eingang

fand, und welche kein Krauschen der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schaafs- und Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengstlichkeit den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein, und sagen — Herr Esel! Aber, Herr Sempronius Esel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch selbst der heldenmüthige Ankündiger dieser Zeitschrift nicht eher gewagt den Namen Sempronius hineinzuschreiben, als bis er sich überzeugt, daß er nicht im Kalender stehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert und alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen versteht. Wer sich einer Tugend bewußt ist, spricht den Tadel ohne Aengstlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört;

aber bei selbstbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man sich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und sagen: man möge tadeln ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren ohne wehe zu thun, man möge belehren doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es ist schwer sie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe, mit Zierlichkeit strauchle oder falle, dieß lehrt und lernt kein Bestriß. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schnell um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leise anklopfen ehe sie sie öffnen? Bescheidenheit und immerfort Bescheidenheit! Aber die Natur giebt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne singt der Schmerz in *A moll*.

Wenn es Männer giebt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Unmuth verbinden, und gleich Spartern geschmückt und unter süßen Flötentönen die ernste Schlacht bestehen, so sind sie wahrlich vor allen zu ehren. Aber so hochbegabt mögen



nur wenige seyn, und der Herausgeber dieser Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunst, die der Verfasser des Buches „Welt und Zeit“ besitzt: die Bäume hinter den Wald zu verstecken, ihm eben so fremd ist, als der Wunsch nach ihr. Wer seine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unschuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftsteller, als solche angesehen, wenn sie nur der geachteten Maaße sich bedienen, sind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Toffana, welche die öffentliche Meinung siech und weck macht, und deren Gift weder durch Geschmack noch Farbe, noch schnelles Wirken eine rettende Warnung giebt. Indem sie Fürsten und Völkern zugleich schmeicheln, durch das zur Hälfte zugesprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieser auf Freiheit, machen sie die Einen lüstern, die Andern schlaff, und verderben beide.

Noch so manches wird, verschuldet oder nicht, den Zeitschriftstellern, die nicht sind wie die oben erwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unsern Tagen leichter ist, andere als sich selbst betrügen, so mögen die schlauen Eiferer, wenn sie allein sind und sie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und sich fragen: ob ihnen der Ge-

brauch der Redefreiheit, oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd auseinander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln, und ihren hungrigen Gästen unreifes Obst vorsehen, bald es zu spät thun, wann die Früchte schon faul und ungenießbar geworden sind.

Der Herausgeber dieser Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfterer als es geschieht vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitschriftstellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubte man etwa, die Forderung stets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre so leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt so schön plattirte Lügen verfertigt, daß sie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterscheiden sind. Man sey doch nachsichtlicher hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben suchen oder

finden, für die Zeitgeschichte nicht minder wichtig sind als wirklich geschehene Dinge, weil sie am deutlichsten aussprechen, was die öffentliche Meinung wünscht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitschrift wie eine Postkutsche an bestimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, diese Einrichtung ist ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe lassen es wenigstens an blinden Passagieren niemals fehlen. Aber da es solcher Anstalten schon so viele giebt, so ist ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird sich erst dann in Bewegung setzen, wenn Geschichte oder Wissenschaft sie befrachtet hat, und ihre Erscheinung kann daher an keine bestimmte Zeit gebunden seyn.

Sie hätte wohl gewünscht ihre Ansichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leser auch das kleinste und flüchtigste Ereigniß erstehen mögen; aber die Erfüllung dieses Wunsches blieb versagt. Cäsar, heißt es, habe den hageren Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sei ihm wohlgemuth gewesen. Die Herrscher wechseln und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man sich sicher. Große Schriften sind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — *Dat veniam corvis,*

vexat *Censura columbas*. — Darum, o werthe Leser, findet Ihr künftig, daß in unsern Reden nicht alles Geist und Blut ist, sondern auch unnützes Berg darin steckt, und Tagblättergedanken mit Wulst umgeben erscheinen, so wißt Ihr warum es geschah; sie haben sich nicht ausgestopft um sich zu brüsten; sondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geist des öffentlichen Lebens erfrischt noch lange nicht genug alle Glieder des deutschen Staatskörpers, am wenigsten in jenen Landstrichen, die in der Mitte zwischen süd-deutscher und nord-deutscher Gesinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländische Dinge; unter ihnen ist es nicht dunkel genug um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug um es zu entbehren. Für sie thut es am meisten Noth, daß die zerstreuten Lichtstrahlen sich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzündet. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geistreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem so edlen Vorhaben sich zu verbinden, und kann der Herausgeber der *W a g e* anders als mit Zuversicht auf ihren Beistand zählen?

Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie

vergebens. Es ist Täuschung oder Schwachsinn zu wähen, die Rede sey je fruchtlos gewesen. Was die öffentliche Meinung ernst fordert, versagt ihr keiner; was ihr abgeschlagen worden, das hatte sie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

---

## IX.

### Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

---

Erst fünf Hefte dieser Zeitschrift sind bis jetzt erschienen; aber der Beifall, der mir zu Theil ward, hätte der Lohn seyn dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre dieses Schwäche oder Selbstgenügsamkeit? In unsern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher steht und glücklicher ist als der Mann, weil jenes seine Bestimmung erfüllen darf, dieser aber nicht; in unsern Tagen; wo die zufriedensten Bürger auch der vollkommensten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergenesene sind, die in einem Krankenhause lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch schwach, und in frommen, kindischen und sinnlichen Wünschen befangen, daherschleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt, als Musik, wohlgefällig, wenn sie schön ist, aber auch verhallend wie diese —

einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verstanden, empfunden, und für Wort ohne That, mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menschen mir gegönnt, hat mich erfreut aber in Verwunderung gesetzt, angetrieben und zurückgeschüchtert, geehrt und beschämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit gesagt, wohl öfter wegen ihrer selbst, als wegen des Gegenstandes, an dem sie sich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte, und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit sich so mancher Gedanke dort versteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit ersprießlich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüssig, so bald man ohne Gefahr die Wahrheit spricht.

Aber da das Herz weniger rechnet als der Kopf, und weniger berechenbar ist, so werde ich fortfahren, und versuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl bessere Männer als ich, die früher für das deutsche Volk geredet, schweigen jetzt; das Vaterland hat sie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Was sie abgeschreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widersacher. Edlen Menschen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche,

die Kerker, die Schlangenbisse zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld ausfaugt, und die tausend Nadelstiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil sie keine Narben zurücklassen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht alles thut, hat nichts gethan, wer nicht alles hingiebt, hat alles verweigert.

---



## X.

### Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt.

(1819.)

---

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutsche Uebersetzung derselben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt sich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Gesinnungen, die flüchtig umherirren, und ein dunkles Obdach suchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es ist edel, der verfolgten Unschuld, aber es ist mitverbrecherisch, dem Verbrechen eine Freistätte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutschlands, hat mit so wenig Scham, als das genannte, spanischer Ruchlosigkeit, jesuitischer Hinterlist, und aristokratischem Hochmuth das Wort

geredet, verrostete Grundsätze so emsig gescheuert und ihnen den verlorenen Glanz wieder zu geben gesucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die, uneingedenk, daß auch sie wohl selbst des Wahnes fähig sind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt, wie sie. Noch weniger hege ich für die gute Sache, jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich sehe sie gern dem Sturme Preis gegeben; sie soll ihm widerstehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widersprechenden Geistes scheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber Eins ist, das mich schmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entspringe aus wahlverwandtschaftlichen Verhältnissen, daß einzig unter allen deutschen Blättern, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, alle unfeisinnigen Ansichten aufnimmt und verbreitet. So ist es nicht, und etwa einige alte Basen ausgenommen, finden zu Frankfurt, die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätschelten Grundsätze, so großen Spott und Tadel, als ich selbst ihn wahrlich nicht auszusprechen gedenke. Ich habe dieses Blatt früher selbst geschrieben, und dieses allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich seiner fehlerhaften Richtung entgegenzusetzen. Denn Mancher hätte denken mögen,

es geschehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Gesinnung nicht fortgeführt zu sehen. Dem Vorwurfe der persönlichen Befangenheit entgeht man in Deutschland schwer. So wenig wurden wir zugelassen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu so zahmen Haushieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrschaft gemacht, daß die politischen Schriftsteller der entgegengesetzten Ansichten darin übereinkommen, sich wechselseitig vorzuwerfen, ihr Eigennuß sey ihnen das Höchste, und die einträgliche Sache sey ihnen die gute. Den Liberalen sagen ihre Gegner, sie suchten Verwirrung zu stiften, um wie Diebe im Gedränge zu stehlen; den servilen Schriftstellern wird zugelästert, sie wären bestochen durch Geld oder Eitelkeit, und sie wären nichtswürdige Spione. Diese begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute, aus reiner Liebe für Freiheit und Recht streiten könne; und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven giebt, die nicht, weil sie sich einem Herrn verkauft, sondern aus Herzensneigung knechtischen Gesinnungen huldigen.

Die reinlichsten Gassen und Städte haben ihre Abführungskanäle: ja, sie werden zu jenen erst durch diese. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um sich lauter zu erhalten, eines freien

Abflusses schmutziger Gesinnungen bedürfe. Doch unterirdisch und im Dunkeln sey ihr Weg, und sie sollen in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht erscheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutschen Vaterland=Freundes, in einem Freistaate, im Angesichte der Stellvertreter unserer Fürsten, in Frankfurt, Grundsätze ausgesprochen zu sehen, wie sie das bezeichnete Blatt so oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt von seinen Ansichten trenne, dieses ist eine so verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbstmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche, mit freundlichem Gesichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebisches Gefolge nachzieht — diese muß bekämpft werden. Nicht das Dunkle bedarf der Beleuchtung, um als solches erkannt zu werden, sondern die falschen und schmutzigen Farben. Und solcher gleißnerischen Zusammensetzung, solchen betrüglichen Gewebes, wo mit den bessern Fäden auch die schlechten, als Kette und Einschlag sich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, ist dasjenige, was die Zeitung der freien

Stadt Frankfurt, in ihrem 233sten Blatte unter Deutschland mittheilt. Da wird von dünnem Eise gesprochen, auf das man sich gewagt, von der Zeit der Reife, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben passen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politischen Wiesen mit Wohlbehagen hin- und hergegrast; da werden alle die abgeschmackten Märchen vorgesungen, mit welchen man die Völker, als sie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da sie erwachsen sind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es sey sehr beklagenswerth, „daß durch solche Erscheinungen (wie die Ermordung Rozebue's), die Nachbarn Deutschlands hinlänglichen Stoff zu ebenso bitteren, als die Ehre des deutschen Volkes compromittirenden Betrachtungen erhielten.“ Wollte der Himmel, es wäre Euch so viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles besser werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzosen zu bitteren Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutsche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in solche tolle Lüfte ausbrechen müsse; sie haben ge-

zeigt, wie die mystische mit der Ihr Euch umgibt, aristokratischen Uebermuth aus dem Volke verführt, schweifungen zu begehen, auf welche listige Weise Einzelnen werdet benutzen von Millionen einzuschränken, auf unsere Nachbarn zum Lachen. Sollen wir kommen? Dürft Ihr das Herrlichste erkämpft, mit brechen erkämpft, und genommen, daß nie ein schließliche Verwirrung zur Ordnung

Es muß „der unbefreund mit Schmerz sich immer weiter von dem Scheine, zu welchem die war.“ Heuchlerische Klugheit Schritte, den die Freunde wärts machen, Ihr das oder es vom Wege abschleibt, an wem liegt die Verzögerung, oder daß es nicht hat die Bahn gereinigt?

Deffen Bewegung läßt sich freilich nicht so lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalstock, wie die eines Duzendß gehorsamster Beamten durch Tabellen und Weisungen geregelt wird; aber das thut auch nicht Noth. Berge von Schutt sind wegzuräumen, und bei dieser Arbeit sind Hast und Fleiß das Erforderlichste. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Risse zeichnen und besprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht so viel Zeit fordern, als das eingestürzte Gebäude gestanden hat, dessen Schutt weggeführt werden soll, und nicht die Langsamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden ist.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Bertheidiger der Freisinnigkeit in Wort und That, müssen dem kalten, unparteiischen Beurtheiler wie Kinder erscheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis sich wagen... Mit ihnen zugleich wird die schönere, bessere Idee zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar gewesen seyn und herrliche Früchte getragen haben würde.“ Das sind von den überreifen Früchten,

die von dem Baume der bösen Erkenntniß so reichlich abfallen; das sind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer sucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freisinnigkeit als Kinder erschienen, die Ihr täuschen könntet, dann wären sie Euch sehr willkommen. Weil sie aber klug und besonnen handeln, ob zwar nicht mit Bedacht in Euerem Sinne, da sie den eigenen Vortheil vergessen, und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr sie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung, zugleich mit Eurer List. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters sey da, und man müsse abwarten, bis alles fest zusammengefroren sey, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahn werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freisinnigen wissen, daß der Frühling gekommen ist, und wollen das noch nicht ganz geschmolzene Eis aufhauen, damit der Strom um so früher lustig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat sie zu bestimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutschen, einige Höflinge sich allein vermessen, den Kalender der Natur zu machen? „Die Früchte sind noch nicht reif,“ das ist eine schlechte Vogelscheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen



Pächter des Staates zuriefen: „Jetzt pickt zu!“ kämen wir viel zu spät, denn sie hätten dann alle Bäume schon kahl geschüttelt. Auch ist von Früchtesammeln, von Aerndte, unter uns noch keine Rede, sondern nur vom Säen, und jemehr man schreit, der Boden sey noch nicht urbar, je emsiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! sie reden von „vorzeitiger That,“ als handelten hier nicht auch Menschen, wie sie selbst sind, ja, oft bessere. Seyd Ihr so große Künstler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geschichte auf die Minute zu stellen, die Euch beliebt, und sie schlagen zu lassen, wann es Euch gelüstet? Aber, um dieses Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langsamern Weg, und laßt das Volk seinen schnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk ist der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch rascher umlaufe, so verfolgt er doch gleiche Bahn. Es ist leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haspelt sich so weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache schadet, sondern man scheint auch daran, ob solche Ideen in das wirkliche Leben passen, nicht

gedacht zu haben.“ Und jetzt wird gesagt, was Lüders gesagt hat: daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar sey, nimmer aber eine sogenannte höchste Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politischen Lebens sich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunst sey jede Spekulation zu verbannen: und was dergleichen Göttinger Hofrathsthesen mehr sind. Solche Redensarten zeigen nun zum tausendsten Male seit sechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der stehenden Gesinnungen, die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und sie werden darum, sey es in gerechten oder ungerechten Kriegen, stets von jenen geschlagen werden, so wie die französischen Volksheere, die ungelenke Taktik aller europäischen Feldherren zu Schande gemacht haben. Sie verammeln sich hinter ihre gothischen Grundsätze, legen die ganze Macht ihrer Beredsamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeschickten Ausfall, und meinen, das sey die rechte Art, die feindlichen Ansichten zu bekämpfen. Indessen spottet man ihrer Festungen, hungert sie gelegentlich aus, umgeht sie, und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht ins Leben passen, Spekulationen, Träumereien, mit denen sich ein

ächter Staatsmann nicht befassen mag! Reden diese politischen Marktschreier nicht heute noch, als sey die Regierungskunst noch immer ein Kabinettsgeheimniß, und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Bestandtheile Jedermann kennt. Der ächte Staatsmann ist, wer die Ideen seiner Zeit aufzufassen und anzuwenden versteht; wer dieses nicht vermag, taugt selbst zum Gehorchen nicht, um so weniger zum Gesetzgeber. Man nenne uns doch die politischen Schwärmereien, denen sich „die Vertheidiger der Freisinnigkeit“ hingegeben! Es ist wahr, irgend ein junger Mann hat eine Aller-Deutschen-Stadt bauen, und in einem prächtigen Dome die Reichsversammlung halten lassen wollen. Das ist aber das Uergste, was an den Tag gekommen. Die Franzosen, im Anfange ihrer Revolution, hatten schlimmere Träume, aber sie sind, nachdem sie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freisinnigen Ideen, ob sie sie zwar anfänglich mißbraucht, sind dennoch nicht untergegangen, und auf ein „späteres Jahrhundert hinaus zurückgeworfen“ worden. Sie hatten eine konstitutionelle Monarchie gefordert; da widersetzte sich der Adel, und zog den Thron mit in sein eignes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, sie mit einer konstitutio-

nellen Monarchie zufriedenzustellen. Haben den Franzosen ihre Ausschweifungen geschadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; sie spielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländischen Heerd so sicherer zu behaupten. Die deutschen Schriftsteller, welche die gute Sache verfechteten, sollten sich freilich etwas bestimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht zu benehmen, sie wüßten eigentlich nicht, was sie fürs deutsche Volk verlangten. Sie sollten sagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren sich die Franzosen erfreuen, als da sind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einflusse; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Personen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der Privilegien; Gleichheit vor dem Gesetze; gleichen Schutz allen Religionen; Oeffentlichkeit der Justiz; Geschwornen-Gerichte; Pressfreiheit; Verantwortlichkeit der Minister und der untern Beamten. Und wenn sie dieses forderten, könntet Ihr wohl so unbesonnen seyn, zu antworten: Das sind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die Alles über den Haufen wirft, können solche eingeführt werden. Könntet Ihr mit so plumphen Heucheleien gleich folgenden erwidern wollen:

„Man übereile sich und die Sache nicht, und verfehle dabei nicht die Manier, die schicklichste Art und Weise; man überhebe sich nicht über seinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundsätze, aber man thue dieses nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben bestehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, obersten Behörden compromittire. Diese dürfen solches nicht dulden und indem man dadurch sie zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen starken, Einzelnen, gleichsam selbst zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einst ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungerreifen Zeit zum Opfer!“ Daß es Becken giebt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede ist, von Manier sprechen, mit der man für die gute Sache zu streiten habe, und etwa gar fordern, man solle den Tanzmeister und den Hofmarschall dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das schadet nicht. Aber anderer Rathschläge ernster Art mögen sie sich enthalten! Wie schlau! Die einmal be-

stehenden Mißbräuche soll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erst für bessere Einrichtungen empfänglich machen! Daß diese Erziehung den Jesuiten anvertraut werden müsse, versteht sich wohl von selbst. Unterdessen, und bis die Kinder die Schule verlassen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu versehen, die Rathskammern der Privilegirten wieder anzufüllen, und dann lacht man aller liberalen Grundsätze. Die obersten Behörden dürfen durch Tadel nicht „kompromittirt“ werden. Schon einmal kam dieses Wort vor, und dieser elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier bestrittene Aufsatz, ein Konversationsstück ist, von der feinsten Theegesellschaft gelegentlich abgeschnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde, die Regierungen „zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen starken, Einzelnen,“ gezwungen werden. Dieses ist gar nicht schlau; denn welcher liberale Schriftsteller wird sich abschrecken lassen, wenn man ihm mit scheinbaren Gewaltstreichern droht? Aber das Eine ist wahr und man muß es zugeben: So lange die Machthaber, die Freiheit der

Gefinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, so lange sind sie es berechtigt zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente sie nicht zu erreichen. Hier ist der Besitz ganz der Maasstab des Rechts.

---

## XI.

### Der Roman.

---

#### 1.

Nicht ein Bißchen haben Sie mich lieb — flüsterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern schweben — nicht so viel! Sie stand von dem Stickrahmen auf, setzte sich auf den entferntesten Stuhl im Zimmer, und schmolte. Wie unartig bist du wieder — rief ihr die Mutter zu — und sieh nur, wie du den Obersten verstimmt hast! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Gesichter, das sind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit? . . . entgegnete Karoline, und schüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen . . . das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geschickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei, du liebe Un-



schuld, wo hast du denn das gelernt? Du sprichst ja wie eine moralische Erzählung von Marmontel! Sey geschickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen. — Sie geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Ist das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß sie sie nicht alle lesen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten? Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wissen, Karl hat mir einen Roman versprochen, worin er mich schildern wollte, ich freute mich so sehr darauf. Das sind nun sechs Wochen, und so oft ich ihn daran erinnere, sagt er: morgen, und macht ein Paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachtparade bei seinen garstigen Schnurrbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberst schien gekränkt und schwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde seyn, sey nicht böse, lieber Karl! — Sie streichelte ihm die Haare von der Stirne . . . . Wo war es, wo du diese Wunde bekamst? Kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abscheulichen Kosacken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine schmerzlichste Wunde nicht. — Du bist ja heute sehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls

fühlen . . . Sie legte die Hand auf seine Brust; der Oberst drückte sie mit Hefigkeit in seine Arme . . . Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unsterblich ist jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann sie tödten. Sie schlummert nur, wie im Sarge, so im erkalteten Herzen, unter der Winterdecke, um mit der Frühlingssonne, frischer und grünender zu erwachen! Die Stunde ist die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben sich ewig, die sich auch nur eine Stunde geliebt. — Was sagst du, Karl? . . . Der Oberst zog ein Heft aus seiner Tasche, und überreichte es lächelnd seiner Braut. — Hier, Karoline, ist der versprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigsten Liebeskosungen das längst erwartete Geschenk. Aber, warte — sagte sie mit drohendem Finger — jetzt sehe ich, wie du dich verstellen kannst! Dachte ich doch, du seiest fürchterlich böse auf mich, weil ich dich an dein Versprechen erinnert, und — nicht wahr, du hast nur ein so ernsthaftes Gesicht gemacht, um mich zu überraschen? Doch, wie heißt dein Roman, ich sehe ja keine Ueberschrift? — Wie du willst, liebes Kind! — Wie endigt die

Geschichte, ist sie traurig oder lustig? Wie es kommt, Karoline. — Nun setzt euch jetzt, Karl soll uns seinen Roman vorlesen. Und du, Frits, sprach sie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit schweren Tritten das Zimmer erschütterte, störe uns nicht mit deinen Sporen, mache dir's in diesem Sessel bequem, aber rühre dich nicht. Hörst du?

Die kleine Familie setzte sich um den Tisch. Der Oberst legte das aufgeschlagene Heft vor sich, stützte den Kopf auf seine Hand . . . Friede des Kriegs, o süße Ruhe der Schlachten — sprach er leise vor sich hin. — Du mußt lauter reden, flüsterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich sonst nicht verstehen.

„Die Winterschule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöscht, die Fenster geöffnet, muntere Sonnenstrahlen erheiterten die düstere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tausend Spielen.“ . . . „Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufsprang, und den Obersten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß schon die ganze Geschichte. Jetzt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein besonderer Baum, und darunter sitzt Rinaldo und seufzt oder flucht.“ . . . Karoline legte dem Schwäger die Hand auf den Mund. Horch doch, Frits, dein Schimmel hat schon zwei-

mal gerufen, du mußt hinuntergehen und sehen, was deinem Freunde fehlt. — Nein, erwiederte der Hauptmann, sich niedersetzend — ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet sehen, daß ich recht habe. Rinaldo sitzt unter einem Baume und seufzt oder flucht.

Der Oberst fuhr fort. „Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und schwieg, die unglückliche weinte heißer, aber stiller. An einem dieser schönen Tage gingen August und Klara den Hügel hinauf, von dem sie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäste sehen konnten, die eingeladen waren, Augusts Geburtsfest zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hause, in das er als Kriegsgast gekommen, eine schwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus seinem Fieberschlummer genesen erwachte, lächelte ihm wieder-gefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara, die schöne Tochter seiner freundlichen Wirths, hatte ihm den letzten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeschlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das sich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das sich der Dankbarkeit geöffnet, schlich die Liebe ein. Sie erriethen sich bald; Klarens Eltern sahen froh diese Wechselneigung entstehen.

August war Sekretär bei einem französischen Prinzen und Marschall, und hatte Gelegenheit gefunden, sich dem Kaiser bemerklich zu machen. Er schritt auf dem Wege des Glücks rasch und rascher fort. Klarens Hand wurde ihm zugesagt."

„Die Liebenden saßen oben auf der Moosbank in süßen Gesprächen versunken. August erzählte von seinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erschienen sey, der ihm Genesung verheißt. Klara erzählte von ihren Aengsten, von ihren durchweinten Nächten. So säufelte eine Paradiesesstunde vorüber. Die Sonne neigte sich zum Untergange, die Luft ward kühl, Klara erinnerte ihren Freund, daß er sich noch zu schonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gästen empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Brust ihrer Mutter. August, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu sprechen wünschte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich, aber wunderlich gekleidet und geschmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. August stürzte in ihre Arme... Meine Mutter!.. Mein Sohn!.. Nun Gott sey Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und gesund finde. Jetzt will ich gern sterben. — Welche Ueberraschung! —

Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt schreiben ließeſt, reiſte ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich ſelbſt ſchwach, und mußte acht Tage liegen bleiben. . . . Theure Mutter! . . . Biſt Du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert haſt! Und ein vornehmer Herr biſt du geworden, Dein Vater ſelig hat es immer geſagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du haſt ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, daß darſt du ja nicht tragen! . . . Liebe Mutter, erwiederte Auguſt lächelnd, es iſt kein Kreuz, es iſt ein Stern. . . Ja, es iſt wahr. Schau, waß daß koſtbar iſt! Aber wie leicht kannſt du daß verlieren; laß es dir feſt nähen.“

„Unterdeſſen waren die Gäſte, welche die wunderliche Scene auß der Ferne mit angeſehen, herbeigekommen. Klara hielt neckiſch daß Schnupftuch vor den Augen, und ſprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Böſewicht, haſt dein Mädchen betrogen, liebeſt eine Andere! — Klarenß Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, ſauberer Herr, daß erfahren wir noch zur rechten Zeit. . . Ah! Frau Rachel — ließ ſich ein junger Offizier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da haſt ihr früher auß der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, haſt ihr ein

Wechselchen? Macht's christlich. . . . August wandte sich dem Spötter zu, und sprach mit flammendem Gesichte und drohendem Blicke: Sie ist meine Mutter!" . . .

Ein Schmerzensschrei, den die Gräfin ausstieß, unterbrach hier die Vorlesung. Karoline und ihr Bruder sprangen erschrocken auf. . . Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem sie sich wieder erholt hatte, bat den Obersten, morgen fortzufahren, der Kopf schmerze ihr. — Haben denn Klarens Eltern nicht gewußt, daß August ein Jude ist? fragte Karoline den Obersten. Daß werden wir morgen hören, erwiderte dieser. — Das ist eine Teufelsgeschichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume seufzt, ist ein Hebräer. Muß doch morgen unsern Haus-Jud fragen, ob sich ein Hebräer verlieben darf, nach Mosi's Gesetz. — Es ist wahrlich eine verdrießliche Geschichte, fiel der Oberst lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein solches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte sich nach ihrem gefallenen Taschentuche. — Und ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel — erwiderte der Hauptmann, mit den Füßen stam-

pfend — wenn mir ein verdammter Jude einen solchen Streich spielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham Ach und Weh schreien soll, wenn ihm so ein schwerer Klotz in den Schooß fällt. . . . Und du — und Sie Fräulein?.. fragte der Oberst Karolinen. Diese machte einen tiefen Knix. Bedanke mich schön für das Kompliment, Herr Oberst. Wahrhaftig, Sie sind ein artiger Herr. Wie kannst du dir nur denken, Karl, daß ich einen schwarzen, spitzbübischen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es giebt auch blonde und ehrliche, erwiderte der Oberst. — Es ist freilich schlimm, es ist sehr traurig, nachdem man sich geliebt und geküßt hat, sich wieder zu verlassen. Aber was ist zu thun? — Du würdest also deinen Geliebten verstoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdischer Mann dürfte ja nicht einmal ins Casino gehen. Aber sie muß es gescheidt anfangen, wenn sie ihn fortschickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam sagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es ist wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närrisches Mädchen gewesen — aber lieber Herr Schmul, seyn Sie vernünftig, wir können



uns nicht heirathen. Seyn Sie nicht böß, lieber Herr Schmul: sehen Sie, ich schenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, sind viel Geld werth, Sie können gute Geschäfte damit machen auf der Braunschweiger Messe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! sprach der Oberst mit bebender Stimme, und stürzte wie im Wahnsinne fort.

## 2.

Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit gestohlen, Ihr schlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückische Verläumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, sie zu züchtigen! ich kann sie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten, wie immer, wird das schlaue Vieh... Ach, dieser schöne Sonnentag, wie schnell ging er vorüber! Da sind sie wieder, die

alten Fledermäuse, die mir so lange um Stirn und Ohren schwirrten; da bist du wieder höhnisches Gespenst, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber!.. Verloren, verrathen, betrogen!..

In diesen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens suchte Karl sich seines Grams zu entladen. Corre, sein treuer Freund und Waffenbruder, stand ihm längst zur Seite. Bravo! — rief dieser, in die Hände klatschend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Hast Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie auführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie ist aus, erwiederte Karl. — Schon geschehen? Schade, wäre gern dabei gewesen. Hast Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippschaft dich gelobt? Hat die hohe Götterschaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibst mir noch. — Karl sank mit thränenden Augen an die Brust seines Freundes. — Was ist das Charles, was bedeutet das? Das ist nicht Spiel, rede, was ist geschehen? — Karl sprach und weinte sich aus. — Das ist Alles? Weil du ein

Jude bist? frug Corre unter Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger, als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott sey Dank! mein Name steht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Länder, die sich geduldig schlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre besser zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerrissen. — Alles, seufzte Karl, Alles ist verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und diese Narbe ist dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du sie trägst, rechnest du für Nichts? — Mit tausend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und so zurückgestoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sey ein Mann, Charles, du hast ein Mädchen verloren, und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir sprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges seyn, was meinen Charles besiegte. Doch hättest du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die schielende Allison, die liebliche Tochter unserer Marktenderin gewesen; ich hätte Mondnächte mit dir durchseufzt und durchwacht, und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeschlecht ist meiner Seele verhaßt. Du kennst sie nicht, Charles, ich kenne sie besser. Den Hund verachten wir

nicht so, wie sie uns verachten. Die übermüthigen Verdorbenen, ob ich sie kenne! Sie haben uns alle unsere Siege vorgebahnt. Fürst und Land und Volk haben sie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen besiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Land, und überall. Sey froh, Charles! Wein her, laß uns dieses Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeistert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Hestigkeit aufgestoßen, und der Hauptmann, Karolinen's Bruder, stürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erst an seiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, spitzbübischer Jude! Hab' ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieser suchte seinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er sich an Corre, ihm den seinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre stieß ihn zurück. Wag' es nicht, sagte er; dieser Degen ist mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht schrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos, Franzos und Jud, das gehört zusammen, das steht Eins für das Andere. — Zieh! schrie Corre, wahr' dein Rosenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange stürzte der Hauptmann nieder und badete sich in seinem Blute.

— Hil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Corre beflommen. — Schick zum Pfaffen, sprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

## 3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergessen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück ist mir nur mein Leid geblieben, und das ist leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Gestern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter gestorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltsam den schlummernden Zorn in seiner Brust auf; am Abend warf er Blut aus und war sehr krank. Ach wie schrecklich sind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu hassen. Es ist keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Trost entgegenkam, ehe ich ihn suchte. Die Stichwunde, die er in der Brust erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unsere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberst getadelt, und

mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlassen. Nachdem uns das Unglück getroffen, sahen sie uns mit schadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einsam ist doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen stets engeren, einen stets süßern Kreis um Sie schließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, sich Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Obersten habe ich nichts gehört. Neulich sagten sie, er sey in Gefangenschaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchste Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Mensch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er ist ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anstalt zu kommen suchen, Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder sehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern gesellen, denken, sie wären auch verlassene Waisen, und ihre ältere Schwester seyn.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren gütigen Brief.

4.

Oberst W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich sagen: Du liebst die Freiheit, und kannst der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebst du sie. Brutus hat den Blödsinnigen gespielt — ich vermochte mehr als dieser. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, stecke Gold ein wie ein Bube, und schließe mit allen Rutten Brüderschaft. Wohl manchmal am Abend sinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann lasse ich mich in das Meer hinausshippen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre gestärkt nach Hause. Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieses um-

panzerter Herz geöffnet, und da haben sie mich schnell und gut getroffen. Es geschieht nicht wieder.

Alles ist gerüstet, die Winde sind günstig, in wenigen Tagen wölbt sich ein schönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu sprechen, aber wisse, der Tag, an dem Du diesen Brief erhältst, war der glücklichste in dem Leben Deines Freundes.



## XII.

### Altes Wissen, neues Leben.

---

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Astronom, der Philosoph und der Weise — hat gesagt: „Vieles besitzt der Mensch, Vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens sind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Gesellschaft, und alte Bücher zum Lesen. Das Uebrige ist Lumperei.“ Da jede wackre Hausfrau weiß, daß dürres Holz besser, als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer, als junger mundet, und dieser wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — so wollen wir bloß von alten Büchern sprechen.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgesprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; wahrscheinlich giebt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geschieht, geschieht zum wiederholtenmale; was gedacht wird, wurde früher schon gedacht; was gesagt, geschrieben wird, haben schon Andere gesagt und geschrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden sie auch nur — ein Anderer hatte sie verloren. Wir entdecken sie, wie wir Amerika entdeckt, und so wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erstenmal beschreibt, geschaffen hat, so wenig haben wir die neuen Ideen geschaffen, mit welchen wir zum Erstenmale unsere Zeitgenossen bekannt machen. Da sich nun dieses so verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, ist die Frage: soll man diese Belehrung mehr aus alten, oder mehr aus neuen Büchern schöpfen? Wohl ist das Erstere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wissenschaft nicht getrennt, sie dachten ihr Leben, und lebten ihre Gedanken, und diesen, da die ganze Fülle des Daseyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Ministerium des Herzens, und aus

der geheimen Kanzlei des Geistes. Über die Philosophen und Staatsmänner unserer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen, und einen sehr großen nichtoffiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdrüßlichen Amtsstunde gethan und geschrieben wurde, in einer Stunde der Zerstreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch ist zu bedenken, daß viele neuere Schriftsteller, die wissentlich von den Alten Ideen genommen, und sie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebstahl zu verheimlichen, das Zeichen an den gestohlenen Ideen vertilgt, und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit sich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftsteller; woher entstand diese Einfachheit und diese Klarheit? Die Alten suchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß sie bescheidener gewesen, als wir sind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht so groß, als es jetzt ist, und man hatte, um sich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu schreien und zu blenden. Die Alten hielten sich an der Sache, an der Wahrheit, sie gebrauchten keine schmetternden Worte, keine schimmernden Redensarten; sie begnügten sich, von ihren Ansichten scharfe und genaue Umrisse zu ge-

ben. So sind sie der neuen Zeit zugekommen; es ist aber mit den Gedanken, diesen Abdrücken des menschlichen Geistes, wie mit den Kupferstichen: die Abdrücke vor der Schrift sind die besten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei sind die Ansichten der Alten sehr vervielfältigt, sehr verbreitet, aber auch sehr geschwächt worden. Ueberdies sind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtsamkeit, Ungeschicklichkeit, oder weil es schwer ist, den Pinsel immer fest und genau zu führen, oft rechts und links ausgeschweift sind, haben wir die Contouren verwischt, und man kann von unserer neuen abgebildeten Wissenschaft sagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglücklich ist dieses Ueberschreiten! Um einer Wahrheit Daseyn wird selten gestritten, auch nicht zwischen den feindlichsten Gesinnungen; gekämpft wird nur um die Grenzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unserer und früherer Zeit. Wie schlimm! Als Christen können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perspektive nicht entbehren. Jeder Grundsatz ist uns nur ein Vorhang, den wir wegschieben, um das zu sehen, was dahins

ter ist; da aber das Hintere auch ein Vorhang ist, werden wir nicht fertig. — Jede Wissenschaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu steigen, und sind wir oben, oder glauben oben zu seyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, so bald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwischt, und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter sind wir freilich, als die Alten, wir sind aber so weit gekommen, daß wir unsere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engeren Kreise ihres Wissens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unsern weiten Fahrten, in Angst und Sorgen, den Kompaß um die schwankende Welt-richtung an.

Wir wollen nur zweier Wissenschaften gedenken — es sind freilich solche, die das ganze menschliche Daseyn umfassen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums ist uns zu enge geworden, wir sind ihr entwachsen; die Sittenlehre des Christenthums ist uns zu weit, wir füllen sie nicht aus, und so le-

ben wir — nicht ohne Sittlichkeit, denn, Dank der Güte und Kraft der menschlichen Natur, daß nicht Wahnsinn, nicht Bosheit und Gewalt sie zu zerstören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzichtig; sie sahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verschwender vergeudeten sie des Lebens Reichthum in wenigen irdischen Jahren; aber sie starben satt, in Unschuld und Unwissenheit, wie die Kinder, und die Kinder sind es, die am nächsten stehen Gottes Throne. Die Christen sind weitichtig, sie erkennen das Leben nicht; sie vermögen nur zu lesen, was mit Sternen am Himmel geschrieben; eine Schrift mannichfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen sie Schätze auf Schätze, Zinsen auf Zinsen, sterben im und am Hunger, mit Sünden belastet, und dieser Bürde sich bewußt; aber verloren ist, wer sich aufgibt; schuldig ist, wer sich schuldig fühlt; dort oben giebt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen sich selbst gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geschaffen, die sie als Partheihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müsse, wolle man mit dem andern es halten! Man müsse unglücklich seyn, um selig zu werden! Als wäre

die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit, und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde sich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So stehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben, und nicht den Muth zu sterben. Freilich sind wir besser, als wir denken, sind glücklicher, als wir zu seyn glauben; aber unsere Seele ist hypochondrisch — nicht krank genug, am Uebel zu sterben, nicht gesund genug, sich wohl zu fühlen. Jede natürliche und gesunde Neigung halten wir für eine Leidenschaft; jede Leidenschaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, sie werde uns in die Hölle stürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geist versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird der glückliche Mensch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbst verbinden, zugleich Christ und Heide seyn — und

dann wird der Himmel seyn überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre ist es noch viel schlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, so haben wir doch wenigstens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht bloß keine Staatslehre, sondern auch keine Staatskunst. Der Beweis für diese Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweise weniger wären; man muß sich aber durch das Gewühl der neuen erst durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen sind. Seit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften in Europa haben alle Menschen, jeder in seinem Kreise, die Erfahrung benutzt. Aerzte, Naturforscher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte sich vorzüglich daran, daß sie mühsam ihren Scharfsinn vergeudeteten, die Verschiedenheit der geschichtlichen Verhältnisse aufzufinden, aber nie ihren Wiß gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten und verfuhrten darnach, wie ein Mensch urtheilen würde, der dächte: Ich werde nie sterben, denn von allen



Menschen, die je gestorben, hat keiner völlig meine Gestalt gehabt. Hätte man den Anstiftern und Lenkern des dreißigjährigen Kriegs gesagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther dem Churfürsten von Sachsen geschrieben: „Ew. churfürstliche Gnaden wissen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg, über diese Sache beschlossen ist.“... Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — sie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg gesprochen, und nicht von Prag.“ Wie ist mit solchen Leuten fertig zu werden? Büschings Geographie ist gar dick. Und hätte Luther von Prag gesprochen, so hätte er nicht von Leipzig gesprochen; und hätte er von Leipzig gesprochen, so hätte er nicht von Magdeburg gesprochen; und hätte er von Magdeburg gesprochen, so hätte er nicht von Nördlingen gesprochen, und von welchem Orte er also gesprochen, er hätte vergebens gesprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geschichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeschichte, und man regierte Europa, indem man höchstens sechs Menschen leitete. Dieses ist so wörtlich wahr, daß, so bald

in einem Ereignisse der siebente Mann hinzutrat, sie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlaueit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die englische und die französische Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freilich kann man sagen: „Daß lag außer dem Kreise menschlicher Macht!“ — aber versucht haben sie es doch, und wer das Unmögliche versucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental=Politik hat keinen größern Werth als die Experimental=Physik; sie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erscheinungen der Geschichte zu erklären, die Elemente und Mischungen der menschlichen Verhältnisse den Sinnen darzuthun, aber sie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Physiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektrische Funken herausziehen, galvanische Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darstellen: aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen sie nicht. Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats=Chirurgen, aber keine Staats=Ärzte. Zwar hatten die Besten unter ihnen den Lehrsatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das

Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber sie hatten den Satz umgekehrt und gesagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneimittel.“ Demnach hatten sie gegen franke Zeiten zuerst Kanonenfeuer gebraucht; half dieses nichts, operirten sie die Köpfe, und half auch dieses nichts, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät, der Kranke war gestorben, und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eisen überstanden, so zwangen sie ihm nicht bloß die bittere Arznei, sondern auch den Löffel auf, worin sie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erstickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menschen! Die heutigen Spanier, so schlimm sie auch seyn mögen, sind lange nicht so hartnäckig, als das jüdische Volk gewesen — denn dieses konnte man bis jetzt noch nicht bändigen — und doch war Moses mit ihnen fertig geworden! Wie mächtig haben Sesostris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben sie ihre Völker umgeschmolzen: Ihr sagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten sie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“ ... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts anders

hören wollen! Ausgebildete Völker schmilzt auch kein Moses um, und stünden ihm alle egyptischen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunst haben? Zu dieser Untersuchung ist hier der Ort nicht, und sie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es soll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine solche Kenntniß aber würde nicht bloß auf die wissenschaftliche Bildung der Zeitgenossen, sondern auch auf das wirkliche und allständige Leben von unaussprechlich wohlthätiger Wirkung seyn. Was die Kämpfe unserer Tage so schrecklich macht, ist nichts anderes, als die Ueberraschung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erscheinungen der Geschichte entgegenreten. Ueberraschung aber gebiert Schrecken, Schrecken ist der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung ist blind. Wir alle, verschiedenen Gesinnungen zugethan, sind im Wahne, es geschähe Neues; neue Laster, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Unmaßungen wären entstanden. Aber

die Tyrannei ist alt, und die Freiheit ist alt, und der Kampf zwischen beiden ist alt. Weil wir den Umlauf der Menschheit nicht kennen, verwechseln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln diese und trauern jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen jene und jauchzen diese: der Frühling komme; und so tritt nach jeder gewonnenen und verlorren Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüsse gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufsperrn! Kennen wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landcharte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der besten Charte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, so geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr versehen, wird man nie einen Ort in Europa suchen, der in Amerika liegt. Manche Menschen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil sie glauben, daß sie im Drucke lebten; kennten sie aber die Lage, worin die alten Völker gewesen, würden sie ihre eigene beneidenswerth finden. Sie würden einsehen, daß ihnen Gewerbfließ und Wohlstand eine

Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie besaßen; daß diese ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almosen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrscht, und von ihnen zum ersten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Aristokratie des Geistes herrschte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil sie sich auf Wenige erstreckte, und viel entmuthigender, weil sie Keiner, dem sie die blinde Gunst der Natur versagte, je verdienen oder erschmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikanischer Regierungsverfassung weniger schwärmen, wenn er wüßte, daß die ersten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfassung den Vorzug gegeben, in der eine starke Mischung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigsten Staatsverhandlungen seine Stimme geben oder versagen, Krieg und Frieden beschließen, verdammen und freisprechen, bestrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz so gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den

Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu schlagen, stoßen, tödten, schreien, schimpfen, zu plündern verstattet, die aber Alles, was sie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil, sondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Mensch findet es beschämend, daß er den Lohn für seine Verdienste nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wisse aber, daß es sonst viel schlimmer war; daß man sich jetzt bei den Großen wenigstens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine gesetzliche Herrschaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältnissen äußerst drückend war. Und wenn dieses auch nicht so, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich schlimmer wäre, als die der Alten war, so würden die, die für eine Verbesserung dieses Zustandes kämpfen, ihren Streit besonnener und milder führen, wenn sie das Alterthum besser verstünden; sie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geschäftigkeit fruchtlos verschwenden. Wissen wir nicht, wie sich eine Freiheit ausbildet, so wissen wir doch, wie eine Freiheit zerstört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang gesehen, kann sich eine Vorstellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geschichte Roms, von der

Zerstörung Karthago's bis zur Zeit der römischen Kaiser verfolgt, braucht, um die Zukunft zu bestimmen, diese Geschichte nur zurückzuführen; denn die Vorsehung heilt die Krankheiten der Menschheit, wie die Natur die Krankheiten der Menschen heilt, die, wenn sie in Genesung übergehen, mit ihren letzten Erscheinungen zuerst, und mit ihren ersten zuletzt verschwinden. Auf diese Weise würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den strebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, sey es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerstreben, so würden sie schneller und sicherer ihren Zweck erreichen, wenn sie, statt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taschenspieler waren, sich Mäcenäs zum Muster nähmen; sie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Augustus besser lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsbrausche begegne, als aus der ganzen Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht „Halle's Magie der Staatskunst,“ da diese jetzt in Jedermanns Handon ist, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erstaunen setzt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Ist denn die klassische Literatur nicht verbreitet genug? Geht



nicht unser Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Zuvörderst ist zu bedenken, daß nur die gelehrten und die höhern Stände sich einer klassischen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, sondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das gesellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes soll dadurch nicht herabgesetzt werden. Er bildet das Magazin der Wissenschaft, aus dem man sich für die täglichen Bedürfnisse versorgt; aber eben an dieser Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern schützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim Bäcker stillt den Hunger des Augenblicks. In Deutschland sind die Wege, die von der Wissenschaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und sie sind unfahrbar. Der wissenschaftliche Reichtum der Franzosen ist vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutschen, er wirkt aber eben so stark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgesetzt wird, geschieht es in Deutschland nur einmal. Der Franzose weiß freilich nicht mehr, als was er gesagt und geschrieben; aber Alles, was er weiß, sagt und schreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutschland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deut-

sche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorsehung was sie thut und geschehen läßt; vielleicht hat Deutschlands Schutzgeist auch seinen Traum gehabt von den sieben magern Kühen, und sorgt für die Zukunft. Aber die Absichten der Vorsehung können wir nicht durchschauen, und wir müssen das Unsrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt sich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutschen Wissenschaft zurückhalten; daß Hagelschlag und Heuschrecken deren Fluren zerstören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologischer und politischer Beziehung für unsern Welttheil ist: der feste Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberschwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrschaft sichert — das ist Deutschland für Europa in ethischer Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotie noch Anarchie Alles überschwemme. Würde die Neutralität der deutschen Wissenschaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr ist zu groß, als daß sie zu befürchten wäre.

Der vorausgesetzten Einwendung des Lesers: daß die Kenntniß der klassischen Literatur verbrei-

tet genug wäre, wurde erstens dadurch zu begeg-  
 nen gesucht, daß daran erinnert wurde, wie sich  
 diese Kenntniß nicht auf alle Stände erstreckte.  
 Jetzt aber ist noch darzuthun, daß selbst jene  
 Menschen, auf deren Erziehung das klassische Al-  
 terthum einfließt, nicht innig genug davon durch-  
 drungen sind, daß man eine sonderliche Wirkung  
 auf das gesellige Leben dabei spüre. Man macht  
 uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen  
 und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr  
 als deren Sprache? verstehen wir mehr als Worte?  
 Ist ein Knabe fähig, den Zusammenhang der  
 alten Religionen, Sitten, Philosophien und  
 Staatsverfassungen zu begreifen? Kann er daher  
 Cicero, Tacitus, Demosthenes, Plato verstehen?  
 Er wird nicht einmal fähig seyn, die Schönhei-  
 ten Homers und Virgils zu fassen. Nach geen-  
 digten Schuljahren aber legt man die Klassiker  
 zurück, um sie selten mehr zu öffnen. Freilich  
 war jener Jugendunterricht dennoch nicht verge-  
 bens. Er öffnete uns die Pforten des Alter-  
 thums, und es bleibt uns freigestellt, ob wir  
 hineintreten wollen. Er übt unsern Geist, wie  
 ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letz-  
 tere so sehr vergessen, daß wir in reifern Jahren  
 oft kein gleichseitiges Dreieck mehr zu construiren  
 wissen. Diejenigen, welche das Studium des

klassischen Alterthums fortsetzen, die Philologen, halten sich aus Neigung und Bestimmung mehr an der Form, an Buchstaben, und ihnen gilt das „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ nicht bloß zum Troste, sondern auch zur Aufmunterung — sie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann also höchstens sagen, daß wir mit dem klassischen Alterthum bekannt sind, aber befreundet sind wir nicht mit ihm. Nur in England ist dieses besser; man merkt es aber auch den brittischen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß sie noch etwas mehr gelernt, als ihren Wattel und Martens, und daß sie häufiger an das alte zerstörte Karthago, als an die schönsten neuen Colonisirungssysteme denken.

Es giebt zwei Mittel, den Einfluß der klassischen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenossen zu vermehren: Uebersetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch diese in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutschland weniger als jedem andern Lande an guten Uebersetzungen, aber das Bedürfniß ist noch lange nicht vollständig befriedigt. Der Mangel entspringt daher, weil es meist Philologen waren, welche jene Uebersetzungen verfaßten, aber auch die genaueste

Kenntniß der alten Sprachen eben so wenig ausreichend, um in den Geist der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der Muttersprache genug ist, uns jedes Buch, das in ihr geschrieben ist, verständlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Ciceros Buch von den Pflichten vortrefflich im Deutschen übersezt, weil es dort ein Dichter, hier ein platonischer Geist und hier ein tugendhafter Mann gewesen, der das Werk unternommen. Von manchen historischen und politischen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Uebersetzungen. Ein Conrektor in seinem glücklichen beneidenswerthen Still-Leben ist nicht fähig, Welthandel zu begreifen. Zu den Uebersetzungen müsse sich die Kritik gesellen, welche die Aufmerksamkeit des lebenden Geschlechts zu den alten Schriftstellern hinleitet, und deren Werth bestimmt, und zwar in der Münze unserer Zeit berechnet. Durch eine solche Kritik würde nicht bloß die klassische Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, sondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir sind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß sich die meisten Ideen der neuen Denker auch schon bei den Alten fanden. Will man nur irgend eine Ansicht der Kritik unterwerfen, so verfährt man viel vorsichtiger und

schützt seine eigene Rechtlichkeit viel besser, wenn man diese Ansicht aus einem alten, als wenn man sie aus einem neuen Schriftsteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenossen oder gleichzeitig geltender Ansichten muß nothwendig persönlich in der Art werden, daß die Persönlichkeit des Kritikers zum Vorschein kommt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem sie der Kritiker, will er seine eigenen Ideen aufstellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber sind unter der Erde; sie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können sie daher bestehen lassen, ohne unserm eigenen Urtheile zu schaden. Wollten wir uns z. B. über die jenseitigen Vorzüge einer monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung aussprechen, und zu diesem Zwecke ein Werk in Untersuchung nehmen, worin jener Gegenstand behandelt worden, so würden wir allerdings in Benjamin Constant's und in den politischen Werken anderer neueren Schriftsteller alle die Ansichten finden, die Cicero und Aristoteles hatten, und vielleicht mehrere und bessere; der Unterschied ist aber, daß wir die erstern als Gegenstände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturwesen ganz so, wie dem Naturforscher die Geschöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erscheinen,

die er mit gleicher Treue und Unparteilichkeit beschreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder gesund, die Blume schön oder unansehnlich seyn. Man denke sich, es erschiene heute ein geschichtliches Werk, wie das des Nömers Suetonius von den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser ist. Das Buch ist in einem elenden langweiligen Kanzleystyle geschrieben. Der Verfasser erlaubt sich nie ein Urtheil; wahrscheinlich hatte er keines. Er hört nichts und sieht nichts und stellt den ungehörten Schall und die ungeschene Farbe den Sinnen der Leser zur beliebigen Aufnahme vor. Er spricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiser. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimsten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, sondern weil er einem Anatomen gleich, der ein Ohrläppchen wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erschiene jetzt ein solches Werk, würde er sicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringschätzung behandelt werden. Sie würden sagen: „Der Herr Verfasser hat einen schlechten Styl; es fehlt ihm an historischem Forschungsgeiste; er macht Sittenlosigkeit bekannt, die besser verheimlicht worden wären; die Geschichte ist keine Spinnstube.“ Weil aber

das Buch alt ist, sind wir im Stande es unparteiisch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichsten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es ist wahr, Sueton hat keinen schönen Styl; aber um so weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geschichte. Er hat kein Urtheil; desto unbefangener kann der Leser urtheilen. Er spricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Eckel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiser Rom, und das Laster den Kaiser beherrschte, so war die Welt im kaiserlichen Schlafzimmer, und die Weltgeschichte in den kaiserlichen Sünden.

Diese Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte sich nicht bloß auf die Schriften der Griechen und Römer beschränken, sie müßte auch auf die ältern Werke der spätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzosen, Spanier, auf die der Deutschen zumal. In Frankreich ist das literarische Fürstenthum erblich, Corneille und Racine sind heute noch so angesehen, als sie es ehemals waren; in Deutschland aber sind die Geistesfürsten Wahlfürsten, und es ist daher in jedem Jahrhundert neu zu untersuchen, wer zu herrschen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Lesern des Morgenblatts kennen Lessing, Klopstock — was man kennen heißt, wie



sie Goethe und Schiller kennen? Die Ansichten älterer Schriftsteller sind aber oft lehrreicher, als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenossen schöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verstorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelssohn, der von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie viele kennen den holden Fielding, Richardson, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldsmith? Wie Viele kennen Montaigne, Kabelais, Bayle, den man heißhungrig verschlingen würde, wären die Bissen nicht zu groß, und wären seine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharsis auswendig, wie das Einmal=Ein — eine Kenntniß, die Jeden in diesen Tagen allständig erquickten würde? Sie sind in Erinnerung zu bringen und anzupreisen. Ja es ist zu vermuthen, daß die Bibel selbst, die das schönste aller Bücher wäre, wenn sie auch nicht das heiligste wäre, Weltleuten von Geschmack sehr gefallen würde, kämen sie nur erst dazu, sie zu lesen. Aber sie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis sie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet steht, „die wirklich fertig geworden sind,“ und sie lesen sie nicht eher, als bis sie in einem

beliebten Literatur=Blatte gelobt werden. Auch noch Anderes ist zu bedenken. Es giebt Schriftsteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verstanden worden, weil sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat sich die Pflicht herabgeerbt, sie in ihre angeborne Würde wieder einzusetzen. Es giebt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geist keinen Stoff vorfand, sich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beschäftigung zu geben. Als Luther lebte und schrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luther's Feinde, wie seine Freunde, suchten und fanden in seinen Werken nichts Anderes, als Waffen zu seiner Vertheidigung oder zu seiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenossen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiste in Luthers Schriften bekannt zu machen. Lessing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Amboss schlug; denn zu seiner Zeit hatten die Deutschen weder Theater noch Literatur, und der Hammer fand kein Eisen zu schmieden. Wir aber sollten die Werke der spätern Schriftsteller dem strengen Urtheile jenes unterirdischen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlechte, und er steigt mehr und mehr in der Liebe und

Achtung der Zeitgenossen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er später unschuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und sich der Theilnahme der Menschen erfreut; doch das alte förmlich ausgesprochene Urtheil ist nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre schön und ersprießlich, die Kritik jener ältern deutschen Philister, die Jean Paul in seinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutsch = bibliothekarische Menschen“ bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und sie umzuändern. Voltaire's Flammegeist droht zu verlöschen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuser, alle die Zwingburgen, die er angezündet, sind jetzt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Um besten wäre, für die Kritik älterer Schriftsteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Conversations = Lexikon, das sonst viele Vorzüge hat, ist darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftsteller so so beurtheilt, die ältern aber nicht einmal so so. Von Fielding, Richardson und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß sie selbst bei diesem oder jenem jungen Herrn Hofmeister gewesen, und daß sie am Schlage oder am Podagra gestorben. Eine

Zeitschrift erwähnter Art wäre sehr ersprießlich; das alte Wissen würde das neue Leben bezaubern, und das neue Leben das alte Wissen verjüngen.

---

### XIII.

#### Der Janus = Tempel.

---

„Frühe Weisheit, späte Liebe!“ . . . So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unsere Freundschaft, er ist so alt — diesen selbst gezogenen Spruch her sagt, macht er ein gar narrißches Gesicht dazu, und schüttelt sich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Wasser kommt. Neulich besuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf der linken Hand gestützt; in der rechten Hand hielt er eine Feder, und schien in das vor ihm liegende Papierheft geschrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du siehst ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, späte Liebe!“ erwiederte er, und begleitete seine Worte mit einem langgehaltenen Bierviertel = Seufzer. — Wo ist deine liebe Frau? — „Liebe Frau!“ Er sprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb sind sie alle, bis man sie liebt.“ — Ich ließ ein helles Gelächter erschallen. . . . Eheliche Leiden! Das ist prächtig! Warte,

Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen. . . . Ich setzte mich in den weichsten Sessel, schlug die Beine über einander, und strich mir behaglich den Magen. . . . Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß ist's, vom sichern Hafen aus, Schiffbrüchige zu sehen!

„In meiner sechswochentlichen glücklichen Ehe habe ich mich schon achtmal mit meiner guten Sophie gezanft, und habe schon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und im Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In sechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, sieben und zwanzig Tage, elf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden astronomische Trauerzeit beträgt.“ — Wahr, sehr wahr, Fritz! Die Ehe ist ein mathematisches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher stirbst, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.“ — Darüber sey unbesorgt, Fritz, ich werde dir diesen Verdruss nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge seyn, über die ihr

euch entzweit! Das sind die Frühlings = Aequinoctial = Stürme der Ehe; sie gehen vorüber. — „Ja, sieh nur selbst, wie sie vorübergehen!“ Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit messingnen Bändern umgeben, die zwei Stufen, auf welchen er stand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Ansehen eines Altars. Ueber der Platte erhob sich eine messingne Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehst du das offene Thürchen?“ — Du wirst doch nicht einheizen wollen? Es steht ein Gewitter am Himmel. — „Was kummert dich das Gewitter; es steht an meinem Himmel. Schon zwei Tage steht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Friß, seit deiner Heirath bist du ganz parabolisch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln giebt sie dir großmüthig baare Geschichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erstenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus = Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden schlossen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, sagte ich, hier der Ofen sey unser Janus = Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willst du Frieden, kannst du

es ungefragt zumachen; du weißt, - liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen." — Das hast du gut gemacht, Friß. Man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zep-  
 ter: das ist der Mann; und in der linken einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja; aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat, denn sie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert.“ — Und das wundert dich, Friß? In der Erkenntniß ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den besten Juristen auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen sehen. Wenn sie einige Stunden geschmollt hat, schließt sie den Janus-Tempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir sind ausgeöhnt.“ — Und was ist es, worüber sie jetzt so hartnäckig zürnt? — „Du sollst es erfahren, Karl, ich will dir es vorlesen.“ — Wie, du führst ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetisch unsere Fasti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieses Papierheft voll ist, es drucken zu lassen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.“



— Sey klug, Friß, laß dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jezt alle beliebte Schriftsteller. Fange nur zu lesen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erstenmale auß einander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni....“ — War nicht an diesem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher.... O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunst! Welch ein Geist! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erst selbst klar geworden; sie hat meine schlummernde Seele mit Saitenspiel aufgeweckt. Wie zart faßt sie Alles! Sie giebt mir Besseres, als den schönsten Rath: sie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unschickliches gesagt! Welch ein Wiß des Herzens! Sie befriedigt nicht bloß alle meine Wünsche, sie weiß neue in mir zu erregen, um sie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfschmerzen bekomme.“ — Friß, das ist gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeiungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindesten gelegen ist. — „Du gute Sophie, wie

belohne ich dir deine Liebe? Es ist ja deine einzige Freude, mich glücklich zu sehen, und diese Freude schaffst du dir selbst!“ — Willst du mich zum Besten haben, Friß? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.“

„Abends zehn Uhr.“ — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!“ — Schäm’ dich Friß! Als du Morgens glücklich warst, riefst du die Götter an, und erst als du Abends in Unglück kamst, wurdest du ein guter Christ, und wendetest dich zu Gott. Du bist ein arges Weltkind! — „Wir saßen in der Laube, und lasen Romeo und Julie. Wie viel werther ist mir Sophie geworden, seit ich weiß, daß ihr Shakspeare werth ist. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dilons Flöte! Es wollte mich etwas Eifersucht anwandeln, denn ich argwöhnte, sie habe mein Jagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an nichts; sie hatte ja Thränen in den Augen. . . . Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggesellen-Herberge hatte herholen lassen. Sophie ging mit nassen Augen hinaus, sie in Empfang zu nehmen. Ich laß unterdessen weiter. Eine

ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich schickte nach ihr; das Mädchen sagte, Madame wäre beschäftigt, und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anstrengung, vor einem großen Schranke stehen. Sie hatte meine Wäsche und meine Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, systematisch geordnet, das Beschädigte in große Globen zusammengebunden, aus Allem ein tabellarisches Verzeichniß gefertigt, und den Zettel an der innern Seite der Schrankthüre genagelt. Friß, sagte sie mir schwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären sind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte sie freundlich: Aber Sophie, wie konntest du um einer solchen Bettelei willen mich und Shakspeare auf länger als zwei Stunden verlassen? Das verdroß sie, sie machte ein trübes Gesicht, und sagte, sie hätte Kopfschmerzen." — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie schmolte, und legte sich um neun Uhr zu Bette." — Du mußt auch nicht Alles gleich so übel deuten, Friß.

„Samstag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbesuch bei einer ihrer

Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, stand sie auf. Mir ward ganz leicht zu Muth, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Thüre, eine Viertelstunde vor der Thüre draußen, und eine Viertelstunde auf der Treppe.“ — So machen es alle Weiber, Frig. Keine Frau kann einen Brief ohne Postskriptum schreiben, noch einen Besuch ohne Postdiktum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen, die wichtigsten Dinge bei offenen Thüren verhandelt. — „Beim Abendessen hat ich

Sophie, sie möchte doch künftig nicht so lange auf der Treppe sprechen, sie könne sich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es sey ihr Grundsatz, sich in alle Leute zu schicken. Denk' nur, Karl, Grundsätze hat sie auch! Sie fing zu schmollen an, und sprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, schon ganz frühe, schloß sie den Janus-Tempel; sie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen.“

„Donnerstag, den 3. Juli. Als ich nach Hause kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und sagte: Sieh nur, Friß, wie hübsch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erschrak außs Hestigste; sie hatte meine Bücher so in Ordnung gestellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Uebersetzung des französischen peinlichen Gesetzbuches stand neben Winkelmann: weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdose, die sie für ein Buch angesehen, hatte sie neben Rousseau's Heloise gestellt: weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat sie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte sie, und um einer solchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!“ — Friß, mein Professor der Mathematik

pflegte zu sagen: Die Ehe ist die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur seiner häuslichen Zufriedenheit vergebens gesucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis sie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Professor wohl recht froh?“ — Ach nein; er weinte, und starb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer, und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenster, und sagte mit gedämpftem Ernste: Friß, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! . . . . Karl, theurer Freund, hast du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von geseßtem Charakter!“ — „Alter, willst du sagen. — „Nun, meinethwegen, wenn du willst, Alter. Frühe Weisheit, späte Liebe!“

„Montag, den 14. Juli. . . .“ — Deine Montage sind nicht blau, wie es scheint. — „Meine Sophie ist aber auch gar zu furchtsam! Einige Aengstlichkeit steht dem Weibe gut; ein muthiges Weib ist so häßlich, als ein furchtsamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtsamkeit nicht seyn. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brunnchen führt. Eine Lämmerheerde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie be-

merkte, der Hund strecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog sie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward sie. . ." — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich sagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Setzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verschweigen muß, Karl.“ — Behalte sie für dich, wenn du Verschwiegenheit geschworen. Freimaurer-Geheimnisse, die jeder erwachsene Mensch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euren jetzigen, nun schon dreißigstündigen Krieg veranlaßt.

„Vorgestern brachten wir den Tag auf unserm Landhause zu. Vor dem Essen gingen wir spazieren. Da sah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warst dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Westphalen geschlagen; aber wenn ich Frau Marthe sehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetorisch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauses, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was seit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn sie fertig ist, verdreht sie die Augen, und sagt, das Beste, nämlich das Schlimmste, verschweige sie aus Menschenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei

so viel Geist und Herz, an einer solchen Lästertunge Wohlgefallen finden kann!“ — Und das begreifst du nicht, Friß? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geistreichsten wie in der dümmsten, ein Gänßchen steckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen sympathisirt. — „Noch trennte uns ein Hügel, um den sich mehrere Wege bogen. Ich schlug den Weg ein, auf dem ich sie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein schlechter Taktiker; denn als wir aus dem Hohlwege kamen, stießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erst wurden weibliche Küsse gewechselt, diese geheimen Ordenskennzeichen der Schwesterschaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geschlafen; aber wenigstens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter schön. Doch Frau Marthe ist häßlich, wie die Nacht.“ — O wehe, du armer Friß! Wenn Frau Marthe häßlich ist, ist das Freundschaftsbündniß gar nicht aufzulösen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennst diese Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich sechszig Schritte um meine



Sophie, während sie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht fassen, die ich erst empfände, wenn ich starken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte!... Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unsern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat sie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe schlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie spricht mit ihrer Flötenstimme: Beste, Sie haben uns nach Hause begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hause begleiten. Wir, hat sie gesagt, als wär' ich der Kometenschweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewusstlos, als würde ich zum Nichtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich stieß meine Frau leise an. Da trennten sie sich. Ich schöpfte freie Luft; auch hatte ich sie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte sich, wie ein Alp, auf meine Brust, und erdrückte sie fast. Sie sagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob gewesen, und sie selbst hätte ich gestoßen. Ich schwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Rosenfingern hätte sie nicht zarter berühren können. Aber sie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff

gegeben, und sie sagte, ich wäre ein Bär." — Ein Bär! — „Ja, ein Bär! Und das war das letzte Wort, das ich seit vorgestern von ihr gehört.“ — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da sollte doch lieber... Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechisch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden sehen, so wäre sie auch fähig, dich zu vergiften. Lass dich von ihr scheiden, Fritz. Ich habe zum Späße Karls V. peinliche Halsgerichts-Ordnung gelesen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdroffelt, geviertheilt, ersäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich schlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben sie kein Wort gesagt; von dem Verbrechen, einem menschlichen Wesen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Gesetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor sich ließen oder wegschickten, empfangen oder verabschiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten so wenig daran, eine Strafe auf dieses Verbrechen zu setzen, als Solon an den Elternmord ge-

dacht. Ist Langeweile verursachen nicht ein wahrer Elternmord? Ist nicht die Zeit unser Aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verletzt oder ermordet meine Seele. — „So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnschmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die ist stärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verursacht zu haben, vermehrt sie noch dieselbe, indem sie schmollt, und mich seit zwei Tagen allein gelassen hat.“ — Führe mich zu ihr, Friß; ich will ihr den Kopf zurecht setzen. — „Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, sey nicht grob.“ — Laß mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat schon in zwanzig Fällen gute Dienste geleistet. In zehn Minuten hast du sie wieder gewonnen, oder du hast nichts an ihr verloren.

Friß führte mich in das Zimmer seiner Frau. Das liebe Weibchen saß ganz vergnügt an einem Tischchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taschenbuch für Liebe und Freundschaft lag vor ihr aufgeschlagen. Als wir eintraten,

wollte sie fortgehen; ich bat sie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu sagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, sondern gleich ganz erschrecklich, wie die Ouverture zur diebischen Elster.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!  
 Nicht Hohn geschneilt aus dem entflammten Blick  
 Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürstlich Haupt!  
 Das kränkt die Schönheit, wie der Frost die Flur,  
 Entstellt den Ruf, wie Sturm den Blütenbaum,  
 Und ist durchaus nicht hübsch, noch angenehm.  
 Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,  
 Morastig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;  
 So lang' er das ist, nicht der Durstigste  
 Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.  
 Dein Eh'mann ist dein Herr, dein Licht, dein Leben,  
 Dein Fürst, dein Oberhaupt; er sorgt für dich  
 Und deinen Wohlstand; er giebt Preis den Leib  
 Mühsamer Arbeit, rings zu See, zu Land,  
 Ausharrt er Nacht' im Sturm, und Tag' im Frost.  
 Weil du daheim liegst warm und wohlgemuth;  
 Und keinen Zins verlangt er sonst von dir,  
 Als Liebe, heitern Blick und Folgsamkeit:  
 Zu kleine Zahlung für so große Schuld!  
 Was schuldig ist der Unterthan dem Herrn,  
 Das ist die Frau auch schuldig ihrem Mann.  
 Und ist sie kopfstarr, launisch, düster, sau'r,  
 Unfolgsam, selbst dem billigsten Gebot,  
 Was ist sie, als auffässige Rebellen,  
 Danklos und frevelnd am liebeichen Herrn?

Ich fühle Scham, daß Weiber sind so dumm,  
Krieg suchend, wo man sollte knie'n um Frieden;  
Erstrebend Herrschaft, Macht und Tyrannei,  
Wo besser ziemt Gehorsam, Lieb' und Treu.  
Warum ist euer Bau zart, fein und sanft,  
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?  
Ein sanftes Herz und Sitte, zart und fein,  
So stimmen mit dem Außern überein.

Anfänglich machte Sophie einen spöttischen  
Mund; dann lächelte sie; dann ward sie still;  
dann ward sie ernst; dann fingen ihre Augen zu  
tröpfeln an; dann entstürzte ihnen ein Strom  
von Thränen; dann schlüpfte sie hinaus, schloß  
den Janus-Tempel, kam zurück und fiel ihrem  
Manne schluchzend um den Hals. Shakspeare's  
Geist lächelte von den Sternen herab; ich aber  
eilte fort, und ließ die Glücklichen allein mit ih-  
rer Liebe.

## XIV.

### Die Kraniche des Ibykus.

---

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du bist der Mann, bist fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du bist ein Mädchen, dein Herz ist zehn Jahr älter als das meinige, an dir ist es, anzufangen. — Sey mein Meister, Karl, gehe mir mit deinem Beispiele vor, ich werde dir folgen. — Es soll geschehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner ältesten Liebe. Nie haben diese Lippen einer Andern den Schwur der Treue besiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erste volle Lied meines Herzens. Was früher sonst ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war . . . . — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schwester wurde jeden Abend von einer Freundin besucht, die

ich nach Hause begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing schüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre sagte sie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte sie nicht, und antwortete: Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiselle! Aber so bald sie hinein war, setzte ich mich auf eine Thürschwelle gegenüber, und wartete, bis Licht im dritten Stock erschien. Sie streckte die Arme weit heraus, die Fensterladen zu schließen; ich verbarg mein Gesicht mit den Händen, sah zwischen den Fingern hinauf, taumelte selig nach Hause, und träumte manchen schönen Traum. — Kinderspiele, Karl! Weiter. — Ich sollte die Schule verlassen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen besuchte ich meinen Conrector; er war nicht zu Hause. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters, und verschloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf seinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierstreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden sollten, und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Bin ich Ihnen nicht sehr gut, lieber Herr Karl? Gut war sie freilich, aber sie war

häßlich . . . — War sie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Universität lernte ich die schöne Nichte meines Professors der Geschichte kennen. Er trug viermal wöchentlich, Nachmittags zwei Uhr, die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die westphälischen Friedensverhandlungen fielen in die heißesten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten, und schlief ein. Da blieb ich aus der Vorlesung weg, und schlich mich, ein Viertel nach zwei, mit der Mappe unter dem Arme, in des Professors Garten, wo die schöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die französische Revolution ausbrach. — War dir die französische Freiheit lieber, als das deutsche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man setzte mir den Doktorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philisterland zurück. Die Schweiz und Frankreich sah ich vorher. An einem rheinischen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechselten traulich tausend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens standen die Alpen. Ich reiste am folgenden Tage fort, und hatte das reizende Geschöpf bald vergessen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Ist das Alles, Karl? — Das ist



Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich schwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich sieben Jahre alt war... — Sieben Jahre? Du beschämst deinen Meister. — Der wilde Knabe sprang über die Mauer, die unsere Gärten schied. Es war Herbst. Wir warfen uns mit Kastanien, von welchen der Rasen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte... — Du weinst noch, Julie? — Ach, der arme Knabe ist todt! — Ist er gewiß todt? — Ja, er starb am Scharlachfieber. — Schön, Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstag meiner Mutter kam zum Erstenmale ein Herr in unser Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erst fünfzehn. Er verliebte sich heftig in mich, und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Daß war recht, Julie! Aber woher wußtest du, daß er schon dreißig Jahre alt war? O, er mußte noch älter gewesen seyn. — Weiter, Julie! — Vor zwei Jahren reiste ich mit der seligen Tante ins Bad von... — Wie alt war deine selige Tante, als sie starb? — Achtzig Jahre. Dann war sie schon fünfzig Jahre auf Erden selig. — Spötter, du zeigst mir meinen Himmel sehr nahe! Die Tante legte sich schon um neun

Uhr zu Bette, und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine süße, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich auf die schlafende Erde herab, der Strom blinkte die silbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniwürmchen funkelten im Laube, süß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Gesang und Saitenspiel näher und näher kommen. Es war eine Gesellschaft von ältern und jüngern Personen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenster und luden mich zu sich ein. Ich fürchtete, sie möchten die Tante wecken, schlich mich hinab, verschloß leise die Thüre, und gesellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einsiedler, rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, hier ist eine Einsiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unsere Julie.“ ... Du bist zerstreut, Karl? — Nein, ich höre sehr aufmerksam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir stiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir sprachen von Musik, vom Tanz, von der Freundschaft, von Tod und Unsterblichkeit, von Shakspeare, Goethe und Jean Paul — mein Lieblingschriftsteller, und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Grase. „Liane!“ lispelte mein

Begleiter. „Wie er hoch über der Erde schwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelsten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küßend.“ . . . „Selten — sagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber ist Zögerung Sünde“ — und er raubte mir einen Kuß. — Karl sprang auf, und sprach im komischen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwischen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, besann sich, lächelte, erhob sich rasch, und sprach mit froher Hast: Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken; Du warst der Räuber! — Karl! schlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie! süße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, süßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten sanken sich an das schlagende Herz.

---

## XV.

### Die Kunst, in drei Tagen ein Original= Schriftsteller zu werden.

---

Es giebt Menschen und Schriften, welche Unweisung geben, die lateinische, griechische, französische Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei sogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original = Schriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch ist es so leicht! Man hat nichts dabei zu lernen, sondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, sondern manches zu vergessen. Wie die Welt jetzt beschaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und also auch ihre Werke, den alten Handschriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen = Stiefvaters, oder die Fafeleien eines Mönchs, erst abfragen muß, um zu einem römischen Klassiker zu kommen. Jedem menschlichen Geiste sind schöne Gedanken, und weil mit jedem Menschen die Welt neu geschaffen wird, auch neue angeboren;

aber das Leben und der Unterricht schreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken sie. Man bekommt eine ziemlich richtige Ansicht von dieser Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Gestalt, was sie sind, erscheinen sie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerstrauchs, einer Rose eine wahre Anschauung haben, der nur eine Rebhuhnspastete, Himbeersaft und Rosenöl kennen gelernt? So ist es aber mit den Wissenschaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiste und nicht durch die Sinne auffassen: zubereitet und verwandelt werden sie uns vorgefetzt, und in ihrer rohen und nackten Gestalt lernen wir sie nicht kennen. Die Meinung ist die Küche, worin alle Wahrheiten abgeschlachtet, gerupft, zerhackt, geschmort und gewürzt werden. An nichts ist größerer Mangel, als an Büchern ohne Verstand, an solchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es giebt nur eine kleine Zahl origineller Schriftsteller, und die besten unterscheiden sich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Ziele; aber Ziel und Weg ist Allen gemein. Große und neue Gedan-

ken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunst, sich unwissend zu machen, ist die wahre Kunst der Selbsterziehung, die nöthigste, die schönste, aber die am seltensten und am stümperhaftesten geübt wird. Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker giebt, so giebt es unter tausend Denkern nur einen Selbstdenker. Ein Volk ist jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit giebt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herauschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Columbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulysses-Fahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath suchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert, und trüben das Wasser mit

Waschen, mit Baden, mit Flachs rösten und andern schmutzigen Handthierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich aneignen, man kann sie steigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Censur der Regierungen ist die Censur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu seyn, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so vieles mit den schlechten gemein. Im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Und hier folgt die versprochene

Nutzenwendung. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hinter einander, ohne Falsch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngsten Gerichte, von euern Vorgesetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Bewunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Original = Schriftsteller zu werden!

---



## XVI.

### Ueber den Umgang mit Menschen.

---

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr, nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig seyn, und das bist du nicht, wenn du willst; Wenige sind außerkoren. Was

dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder theurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeltlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kinder- tag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe, ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vor- über, erwirbst du, wie dein Brod, so auch Liebe nur im Schweiß deines Angesichtes. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einsatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vie- les lernen wir auf niedern und auf hohen Schu- len: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen, unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen, und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem über- mütigen Pferde schmeicheln, und das träge an- spornen, schwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln, und den Stillen antreiben;

wie wir Brücken über Tyrannen bauen, und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: Das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch soll man um den Menschen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklichen einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es giebt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es giebt noch einen dritten breiten Weg, auf dem die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten;bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wütherich, ein Attila.“ Er ist ein Bliz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das flügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinstock giebt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe; er ist ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maas von Kraft

hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Gesundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten Einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es giebt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig.

Du hassst Könige, wenn sie rasen — rasest du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber sie sollen nicht trinken, sie sollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber sie sind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man ist nur Herr sich den ersten Becher zu versagen, nicht den zweiten. Du Liberaler hassst den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für

sich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!“ Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht ist wie Reichthum. . . . Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will sie nur mit dir theilen, er ist ein Mensch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz.“ Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig. „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten läßt, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Fontaine, der Antheil der Verstorbenen fällt

den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schooß legen, und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?“ Nein, das sollt ihr nicht. Bertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen, wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein seyn, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe

unter Philistern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu seyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche dir Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzt oder verachtest; und giebt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich und verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beispiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — suchte ich von einem Großen etwas zu erschmeicheln. Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Minister auf dem Blocksberge in Goethe's Faust gesungen:



Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,  
Ich lobe mir die guten Alten;  
Denn freilich, da wir Alles galten,  
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich  
Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das  
Schönste und Beste; band es zierlich zusammen,  
und überreichte den Blumenstrauß. Aber ich war  
falsch; mein Rücken war frumm, meine Seele  
war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und  
Salz im Herzen, und der Minister — warf mich  
zur Thüre hinaus.

---

## XVII.

### Ueber das Schmolten der Weiber.

---

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehemetter aber heiter, einen gestuhten. „Warum gestuhter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum Erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sey, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Eheure Wilhelmine! — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestuht wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflattertest“ . . . . und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte

ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?“ fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmolte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmolte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmolten der Weiber kennen, und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmolstuhl, dann nahm sie einen Schmolwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmolkkämmerchen, bis sie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmolten.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmolten konnte ich bis jetzt noch

nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheirathet ist kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillas-Krieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Luntten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens,

sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finstere Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt seyn werde; mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständnis trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der lieblosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner Mina vorkommt — so geschickt weiß sie den Guerillas-Krieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen mo-

natlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns besser stehen, aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolttage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und trauriges Ansehen giebt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmolten angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmolten aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wenn der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hineingekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertelstunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stünde. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinausmoltt, so ist das nur meine

eigne Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Prinzip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein atheniensischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geist, Wiß, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in zwei Kammern getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein Bayerischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist, und der Frieden!

---

## XVIII.

### Der Gott in Höflingen.

---

Das Späßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leser anfänglich glauben werden, ich mache Späß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer spotten, und daß der letzteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernst gemeint, voller Angst zu seinem Arzte schicken und dem herbeigeeilten sagen wird: „Medizinalrath, ich bin ein Mann, und zittere vor dem Tode nicht; darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, ist die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beispiele von deren glücklicher Heilung? Was halten Sie von meinem Zustande?“ Ja, Herr Hofmarschall! Sie sind schwärmerischer als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantastischer als Jakob Böhme; Sie leben in einer luftigen Ideenwelt und sind gar nicht praktisch. Aber beunruhigen Sie sich nicht, Sie haben eine gute Natur,



und werden nicht daran sterben! . . . Ich sage: daß ist allein der Spaß; im Uebrigen aber wird man den heiligen Ernst nicht verkennen.

Jener Haushofmeister eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Festmahle, daß er für seinen Gebieter angeordnet, sich den Degen in das Herz stieß und starb, weil auf dem Tische eine Schüssel Stockfische gemangelt — gemangelt ohne sein Verschulden, (der Gilbote war damit eine Stunde zu spät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, seinem Künstlerauge, nicht den Gästen und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeisters werdet Ihr ihn verspotten? Thut das nicht, nur seiner Zeit dürft Ihr lachen. Gibt es einen himmlischen Lohn für jede irdische Hingebung, dann wird auch der Haushofmeister seine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen schweben, aber sie werden ihm lächeln, wie einem Kinde; und wenn der Himmel seine Spiele hat, werden sie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeister wird mit seinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäsars stehen, und die Majestät wird seine Kunst loben, und an Stockfischen wird's nicht mangeln! . . . Racine, welcher krank ward, und starb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — Er

starb nur seinem Gotte, doch er starb dem Göttlichen. Der Himmel hat tausend Pforten, die Hölle hat nur eine, und feltner, als man denkt, gelingt es Menschen, und schwerer, als man glaubt, sich verdammen zu lassen.

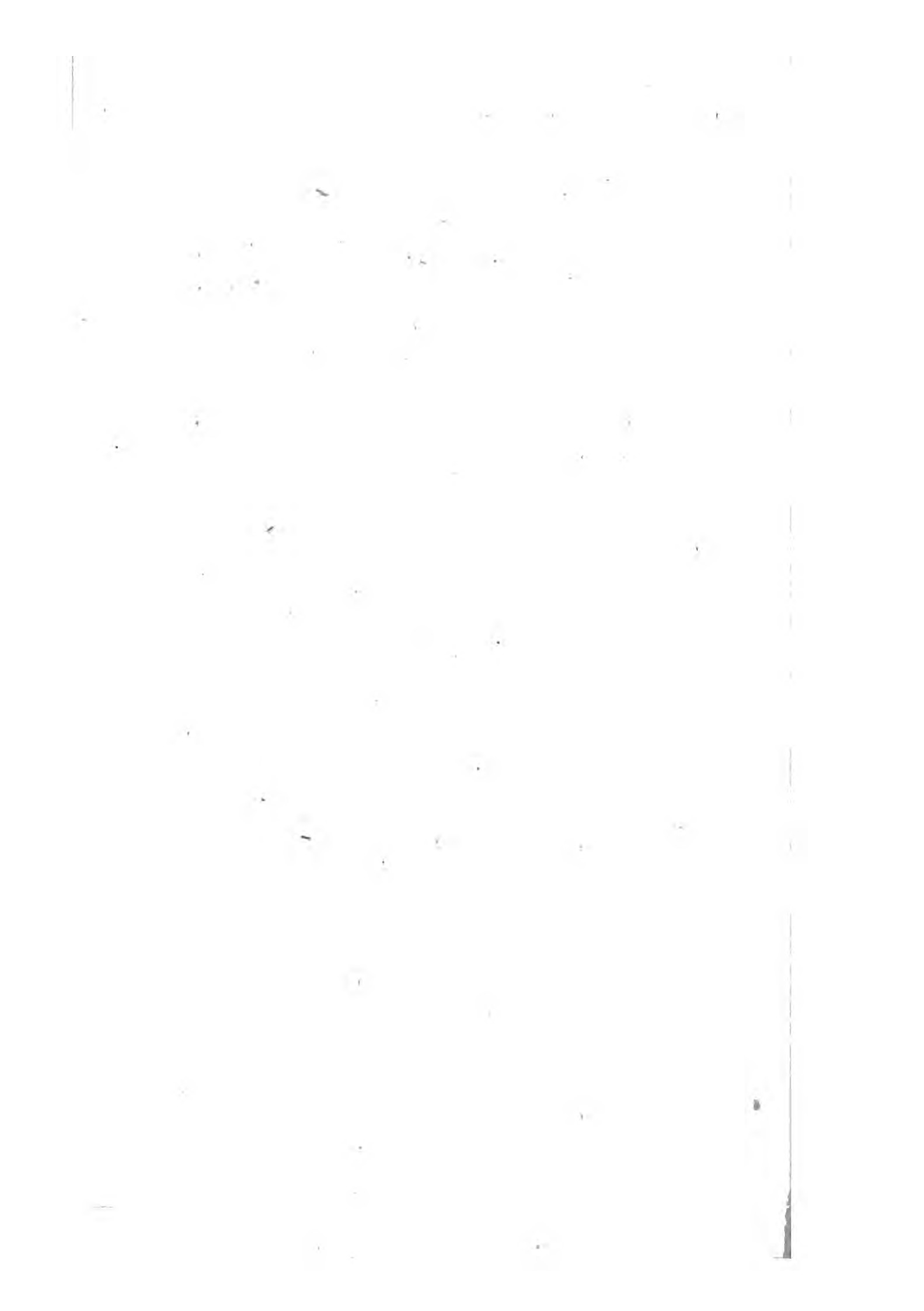
Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Wasser, auch verdünnt von seiner Kraft. Der Mensch, so gemein auch sein Treiben sey, lebt in Ideen, bis in den Sumpf spiegelt sich der Himmel ab. Der Höfling, der sich alle seine Jahre um ein Band am Kocke, um ein Lächeln seines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und ist es sein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenossen summt, die den vergoldeten Thurmknopf, um den sie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der sich fogern an den Pranger stellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunst, die in alter oder neuer Zeit diesem oder jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eifersucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und schöneres Recht, als jener Höf-

ling, aber kein anderes. Wohl ist es größer und schöner, den nach Bewegung lechzenden Geist auf weiter See schiffen zu lassen, und das glühende Herz an Meeresstürmen abzukühlen, als sich auf einem Gartenteiche zu schaukeln, und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfrischen; aber hier und dort ist Wind und Wasser, ist das göttliche Element, woraus Jeder schöpft nach Vermögen, mit kleinern oder größern, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann spottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er sich selbst nicht kennt. Nachdem er seinen Hunger gestillt, und seinen Durst gelöscht, wofür bemüht er sich? Für ein Gedankenbild; er schwärmt selbst. Wir bewundern die großen Männer des alten Rom; kehrten diese zurück, sie würden uns mehr bewundern, als wir sie. Was ist leichter, im Rausche der Begeisterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern funfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen, und mit klopfendem Herzen ängstliche Blicke rechts und links auf die Balancirstange der List zu werfen, um keinen andern Lohn, als sich von kindischen Zuschauern begaffen und beklatschen zu lassen? Was ist gewinnfuchtiger, schnödes Gold gegen Frei-

heit eintauschen — oder eine eiserne Kette schlep-  
pen, sich damit eine goldne zu verdienen? Darum  
nicht verachten oder hassen, belehren und belächeln  
soll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung  
spotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungs-  
recht über sie selbst hätte, würde sie zu ihrer Be-  
schämung dahin bringen, daß sie mit Füßen treten,  
was sie früher angebetet, und anbeten, was sie  
früher mit Füßen getreten. Alle Menschen aller  
Zeiten wurzelten in dem schmutzigen Boden des  
Eigennußes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen  
und Früchten erhoben sie sich über die Erde, und  
lebten im reinen Elemente, höher oder niederer  
wachsend, heller oder dunkler blühend, mit mehr  
oder minder süßer Frucht, je nach Saamen, Wit-  
terung, Jahreszeit, Himmelsstrich und Pflege —  
aber alle nach dem Himmel strebend.

---



# Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

---

Vierter Theil.

Zweite Auflage.

---

**Hamburg,**

bei Hoffmann und Campe.

**1840.**



Ludwig Börne's

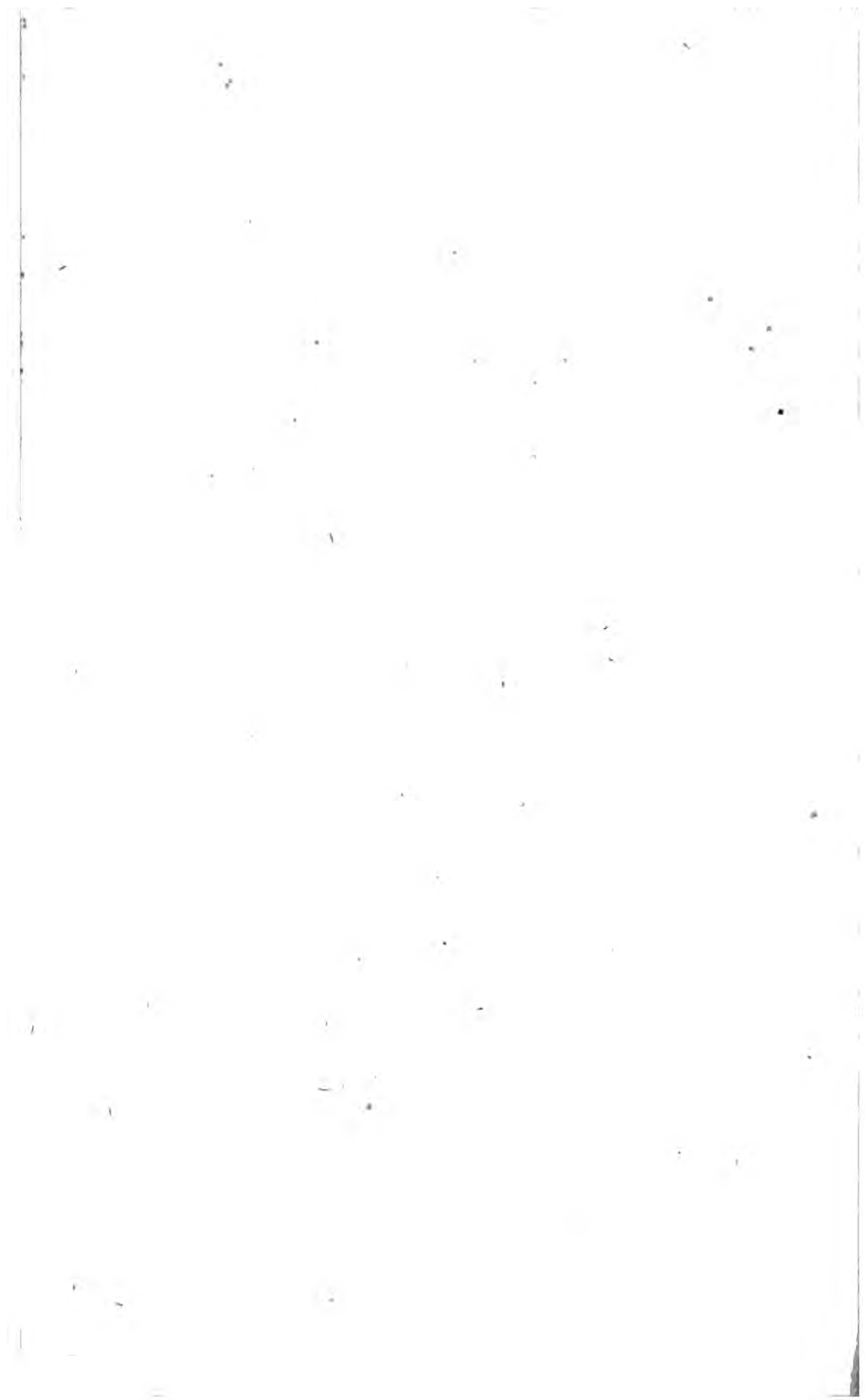
# Gesammelte Schriften.

## IV.

Vermischte Aufsätze. Erzählungen.  
Reisen.

Zweite Abtheilung.



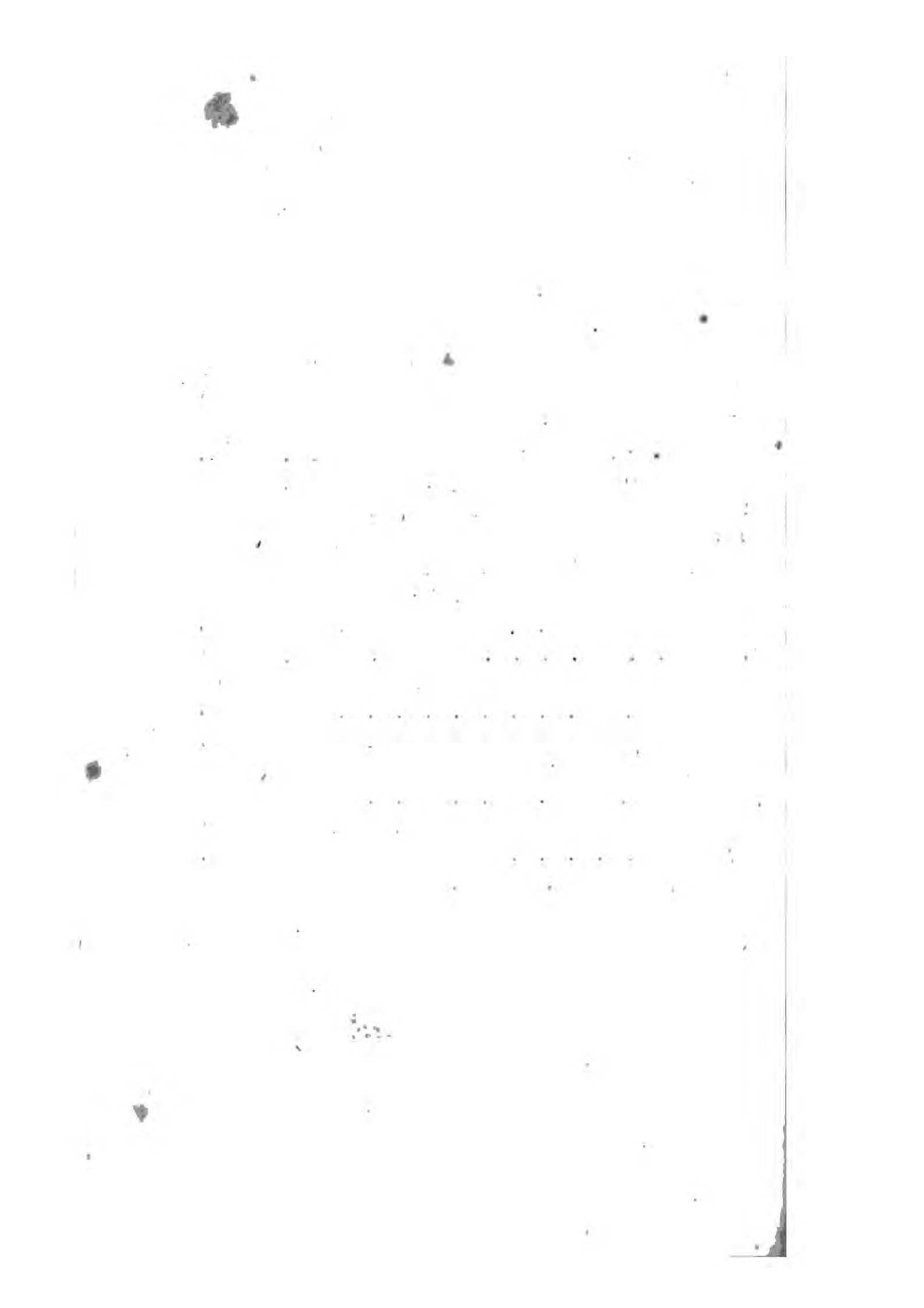


# I n h a l t.

---

	Seite
Die große Verschwörung. 1819 . . . . .	1
Die Carbonari und meine Ohren . . . . .	9
Ueber den kritischen Lakonismus . . . . .	25
Ankündigung der Zeitschwingen. 1819 . . . . .	33
Das Testament der Zeitschwingen. 1819 . . . . .	41
Denkrede auf Jean Paul . . . . .	46
Fastenpredigt über die Eifersucht . . . . .	60
Dioptrik . . . . .	70
Honestus . . . . .	78
Die Freiheit der Presse in Bayern. 1818 . . . . .	96
Die Meneen . . . . .	109
Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel . . . . .	153
Vorrede zu dem Buche „die Spende“ . . . . .	162
Für die Juden. 1819 . . . . .	172
Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur. 1819 . . . . .	182
Der Eßkünstler . . . . .	243
Der Narr im weißen Schwan . . . . .	259

---



## I.

### Die große Verschwörung.

(1819.)

---

Wie viel leichter es sey, mit vielen Worten nichts, als mit wenigen viel zu sagen, hat die Preussische Staatszeitung in ihrem zweiten Bülletin der großen Polizei-Armee, abermals bewiesen. Der Herausgeber jenes Blattes verrieth schon oft, daß ihm der erforderliche Mangel an Verstand mangle, um eine Hofzeitung gehörig schreiben zu können. Man muß selbst befangen seyn, um das Urtheil Anderer zu verstricken, man muß selbst glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Ueberzeugung pflanzt sich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunst nie ersetzt werden.

Es hätten die größten Spötter, um dem Verschwörungstraume und dessen abergläubischen Deutung, die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karrikatur davon zeichnen können, als

es die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte gethan, nur daß jenseits, der Spott zugleich grausam ist.

Gleich anfänglich wird der, gegen die schwarzen catilinarischen Bursche, mit so großer Uebereile und fürchterlichem Geprassel unternommene Krieg, als eine bloße polizeiliche Maaßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verstehen habe, zumal in Deutschland, wo mit der schändlichsten Willkühr, die hierbei aller Orten Statt findet, auch noch die tölpelhafteste Ungeschicklichkeit verbunden ist, weiß wohl Jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunstgeübter und erfahrener ist, besitzt sie eine Art Zuversicht, die sie vor unbesonnenen Schritten bewahrt. Allsehend, allwissend, die Fäden der Ereignisse nie verlierend, ist sie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und schüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden sind. Die Berliner Polizei aber hat in einen sauern Apfel gebissen; sie gesteht es nicht ein, doch ihre Gesichter verrathen es. Ich kenne meine Landsleute, und weiß, was sie zu thun fähig sind. Darum erbiete ich mich kühn, selbst als Verschworner angesehen, und als solcher bestraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten Männern und Knaben sich am Ende der Untersuchung auch nur

ein Einziger finden sollte, über den die Gesetze das Schuldig aussprechen werden.

Die Staatszeitung versichert, es bestünde eine durch mehrere deutsche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutschland in eine Republik umzuschaffen. Sie sagt ferner, um diesen Entwurf zu bearbeiten, bestünden an vielen Orten eigene Vereine, theils förmlich konstituiert, theils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen. Sie sagt ferner, die Freiheits-Apostel zögen in Deutschland herum, um den Samen der Unzufriedenheit unter das Volk auszustreuen. Ungenommen nun, dieses sey alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Besorgniß nicht zu weit getrieben, so ist hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten strengen Maaßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erst bearbeitet, Samen der Unzufriedenheit, welcher erst ausgestreut werden soll, das bildet wahrlich, noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verschwörung. Höchstens hatten einige akademische Milchknaben sich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeschwindelt, die sie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erstehen wollten, und da strauchel-

ten sie, und da fiel der Topf, und — was ward verschüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero seyn in Deutschland, und meine Krone in den nächsten Strom werfen, und den gefährlichsten schwarzen Bruder herbeirufen, und ihm sagen: apporte! und der treue Pudel spränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wesdelnd meine Krone zurück.

„Theils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen,“ sollen die zum Umsturze der deutschen Staaten sich gebildeten Vereine bestehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieses strafrechtlichen Grundsatzes oder die Naivetät bewundern soll, mit der man sich zu ihm bekennt. Wenn Gesinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz? . . . Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimniß der Sache ausgesprochen. Es giebt wirklich eine Verschwörung, die nicht bloß in Deutschland, sondern in ganz Europa verzweigt ist. Die Verschwornen kennen sich nicht, sie sehen, sie sprechen sich nicht, sie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch sind sie verbrüderet — durch die Gesinnung nämlich. Aber dieser Bund ist nicht gegen die fürstliche Gewalt, sondern gegen deren Mißbrauch in den Händen

der Staatsdiener, sie ist gegen den geschlossenen Zustand, gegen jede Willkür gerichtet, und er wird trotz aller Polizeien seinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die Preussische Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beschlag genommenen Handschriften gezogen, so beweist, deren hochtrabende, stolzirende, tragisch-komödienhafte Abfassung, daß sie nichts Anders, als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Gestikuliren und Rühren schön verfertigt. Man gebe sie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbessert zurück, und überreiche ihnen dabei Adlungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutschen Reformationprojekte, die ich bisher gelesen habe, waren übrigens sehr trocken, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein nasses gefunden hat.

In der Behauptung, es wären nur sehr wenige Individuen verhaftet worden, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verschwörung wirklich so ausgebreitet war, als man vorgiebt, wenn die Untersuchung bereits sehr erhebliche Resultate geliefert hat, warum hat man so wenige Verdächtige gefunden, die sich zur Verhaftung geeignet hätten? . . . Noch



zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehreren Orten in Beschlag genommenen Papiere werden eingegangen seyn, dann auf dem völlig gesetzlichen Wege, eine unparteiische Untersuchung Statt finden werde, so liegt in diesen Worten zugleich das Geständniß, daß die Untersuchung, wie sie bisher geführt, auf keinem völlig gesetzlichen Wege, und nicht unparteiisch geführt worden sey.

## II.

### Die Carbonari und meine Ohren.

---

Als ich nach Mailand kam, herrschte dort eine sichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhnisch, achtsam, streng; das Gesindel freute sich auf die kommende Verwirrung; und manche angesehenen Bürger sahen wie vernünftige Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Gesicht machen. Ich hatte in Mailand italienische Sprache gefunden, aber keinen italienischen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieses zu kommen. Nachdem ich mit einem Betturino, auf den folgenden Tag, für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scala. Man gab die Oper Othello von Rossini.

Da mir die abgöttische Verehrung bekannt war, die man in Mailand, wie in ganz Italien vor Rossini hegte, mußte meine Bewunderung groß seyn zu bemerken, daß man im ganzen Saale, der Darstellung nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Man lachte, schwatzte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfrischungen, und der Himmel weiß, vor wem sich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf, und ward mit Beifallklatschen empfangen. Sie verneigte sich dreimal, zuerst vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Urie, die sie zu singen hatte, es trat, so bald sie erschien, die größte Stille ein. Sie sang eine tödtliche Viertelstunde; der Hals war mir wie zugeschnürt, und es ward mir erst leichter, als ich an den Schnörkeln, und schnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß sich die Cavatine dem entscheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Bresche, die sie in das Herz der Zuhörer gesungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapftrer Triller drängte sich voraus — man hörte keinen Athemzug . . . . . da fiel ein Kanonenschuß. Ich sprang erschrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel

entstand im Saale, ich hörte wie in einer etwas entfernten Loge, man sich in das Ohr flüsterte: bis morgen sind sie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmlische Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelmie immer das Herz bis am Munde steht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir selbst zu sprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief so vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quieckte ein Sopranstimmchen hinter mir; ein anderer feister Herr sah mich mit Verwunderung an; eine schöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine auführischen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten sollen, wahrscheinlich, weil man den Sinn der deutschen Worte nicht verstanden. Ich selbst aber hatte sie nur zu gut verstanden, und als der Begeisterung Ueberlegung und Kopfschmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältnisse gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomischen Gerichten, schon fühlte ich den

Scharfrichter das Maas von meinem Halse nehmen, und wollte ich noch so gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Untersuchung, und eine lange Gefangenschaft nicht erlassen, und meine verzagte Hoffnung schmeichelte sich nichts Größeres, als daß sie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abscheulichen Dammuß einsperren würden. Ach, seufzte ich, säßest du jetzt an einem Froschteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem süßen Geleyer der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende ist, kommt die Wache und holt dich! . . . . Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren absingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet sollte folgen. In der stillen Zwischenzeit trat ein junger Mensch in meine Loge, der zuerst mit diesem und jenem sich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überrascht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich seiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verschiedenen Gesellschaften gesprochen, murrte ich zum tausendsten Male über mein schlechtes Gedächtniß für Namen und Gesichter. „Ich wundre mich, sagte der junge Mensch, daß

mir Herr S. nichts von Ihrem Hierseyn erzählt hat.“ — Wie! rief ich, S. ist hier? — „Und das wissen Sie nicht? dort in der Loge sitzt er. Ich will Sie hinführen.“ — Ich, sehr vergnügt, einem meiner ältesten Freunde so unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienstwilliger Herr verschwand, und acht Soldaten Sarmatischen Ansehens, mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachtstube des Opernhauses. Dort durchsuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taschen, meine Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es ihnen gefällig ist,“ sagte der Polizei-Commissair; ich folgte ihm. Vor dem Hause hielt eine Kutsche, man hieß mich hineinsteigen, der Commissair setzte sich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenstimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich gesprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch selbst mein unsterbliches Ich ist voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war so niedrig, eng und so fest verschlossen, daß ich zu ersticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde mit einem Drahtgeflechte bedeckte Scheibe,

die nicht viel größer war als das Glas eines Fernrohrs. Der durchfallende Mondschein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angstvoll zappelte. Mein Wächter neben mir sprach kein Wort, er war vielleicht beschäftigt, meine Seufzer zu übersetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen still. Ich hörte ein schweres Thor hinter ihm zuschlagen. Die Kutsche wurde geöffnet, ich stieg heraus, und sah mich in einem, mit hohen Mauern umschlossenen und mit zahlreichen Wachen besetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängniswärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeyt, wie es in einem Passe zu geschehen pflegt. Meine Namensunterschrift mußte ich auch hineinsetzen. Numero vier — sagte der Polizei-Commissair dem Gefängniswärter. Dieser, ein alter Mann mit Essigsauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte seine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commissair wünschte mir gute Nacht, und flüsterte mir zu: Seien Sie guten Muths, es wird so schlimm nicht werden. „Nennchen, leuchte dem Herrn,“ rief der Gefängniswärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe

hinauf, ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie sich's bequem, sagte mir dieser, indem er ein Zimmer aufschloß, wenn Sie das Nachtessen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort, und ich war erstaunt, daß die Thüre von außen nicht verschlossen würde. Meine Bewunderung stieg, als ich mich im Zimmer umsah, und die bequemste und schönste Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiserne Maske konnte es nicht besser gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieses Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör so gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geschichte von der romantischen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendessen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und schnitt mir die Speisen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entschuldigte sich mit der eingeführten Ordnung. Das Essen war gut, der Wein noch besser. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutendem Blicke auf eine zusammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentische lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünschte mir wohl zu schlafen. Als sie fort war, verschloß ich das Zim-



mer, legte die Serviette auseinander, fand aber nichts darin. Ich kleidete mich aus, und schlief diese Nacht sanfter, als man in meinen Verhältnissen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Festungswerke meiner Unschuld, untersuchte genau alle ihre Punkte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verstärkte die schwachen Seiten. Wennchen brachte mir das Frühstück und sie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erst die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtsam vorüber gegangen war. Wennchen stand in der Zauberstunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen giebt. Rosen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines schlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde seiner eignen Last, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten sie als ihre Schwester geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anschauen verloren, sprach=

loß vor ihr stand, da zuckte etwas über ihr Gesicht, daß sie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verstand. Wennchen durchsuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte sie wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete sie diese und schüttelte sie. Ich fragte was sie suche? Sie trat mir näher und sprach schnell und ängstlich: „Mein Onkel ist ein harter Mann, und viel zu streng. Neulich hatten wir einen Gefangenen der unser Dienstmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ohngeachtet sie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf diese Weise unbenutzt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich selbst die Gefangenen bedienen, und genau nachsehen ob sie nirgends was geschriebenes versteckt.“ Ich fragte Wennchen, ob sie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und sah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! sagte ich, Mädchen, so jung, so schön...“ guter Landsmann, lispelte sie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter.... „so schön, so jung, und schon so schlecht!“ Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine

Stimme, ich sank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen nassen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei = Commissair, mein Begleiter des vorigen Abends, stand vor mir. Er sah meine Bewegung, und diese mißdeutend sprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie sich doch, es kann ja nicht unsere Absicht seyn, Sie unglücklich zu machen. Wir sind ja alle Deutsch . . . Verführung . . . Leichtsin . . . Schwärmerei . . . Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können sich um die Regierung noch Verdienste erwerben . . .“ Ich schüttelte den Kopf — das ist es nicht, sagte ich; doch lassen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unserer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen Protocollführenden Secretair zur Seite, saß da schon in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand. . . . Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständniß eines Unschuldigen, wie ein armes Wild, in immer engere Kreise getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch

kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: Was war ihre Absicht, als Sie gestern im Theater es leben die Carbonari riefen? Und, es lebe Italien — setzte der Secretair hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber so räthselhaft ist die menschliche Natur, so mannichfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzen, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen, oder die Wahrheit gestehen, und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig,“ erwiderte ich. „Setzen sie sich doch gefälligst,“ sagte der Secretair sehr leise, und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und setzte mich. Sie sind also harthörig? — schrie der Polizei-Director. — Ich war es — wollte ich sagen, ich war es bis gestern. — Nun? — der Secretair versammelte alles, was pffiffiges und böshafte in ihm vorrätzig war, um die Spitze seiner Nase, und paßte sehr auf. Ich fuhr fort . . . „Als die Nachricht von der Neapolitanischen Revolution nach Deutschland kam, eilte ich nach Italien zu kommen . . .“ Der Secretair war wie ein Geier hinter diese Worte her, und schrieb sie hurtig

auf. Ich fühlte, daß ich dumm gesprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich setzte meine Rede fort: „den Wunsch Italien zu sehen hatte ich schon längst, ihn auszuführen schien mir jetzt die gelegentlichste Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel besuchen. . . Festlichkeiten. . . Sicherheit der Wege; kurz ich beschloß die Reise zu machen. Aber unglücklicher Weise verstand ich kein Wort italienisch. Ich nahm mir vor, noch schnell in dieser Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und so viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich ist. Ich las von Morgen bis Abend italienische Bücher und Zeitschriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erscheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich schon viele Jahre litt. Das Mittel bestand darin, daß man beim Tabackrauchen, den angezogenen Rauch, statt ihn gleich weg zu blasen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Nase dabei fest verschließt. Nach wenigen Wochen dieses Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein russischer Graf der dieses Mittel empfahl, behauptet, daß sich dessen Wirksamkeit schon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beschloß es anzuwenden.

Drei Wochen lang befolgte ich die Vorschrift, ohne Besserung zu spüren. Gestern in der Oper schmerzten mich die Ohren sehr. Die Ursachen dieser Schmerzen wurden mir erst später klar, und ich konnte dann auch erst begreifen, warum mir der Gesang aller Mitspielenden so abscheulich vorgekommen. Während einer Bravour=Urie der Desdemona, glaubte ich einen Kanonenschuß zu hören. Ich erschrock, entdeckte aber bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern sah (sehr poetisch! — brummte der Secretair) lag jetzt nah und sonnenhell vor mir. Ich hörte das leiseste Geflüster in den entferntesten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie sonderbar Großes und Kleines in der Welt zusammenhängt, und daß ich eigentlich der Verschönerung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohne dies, und in meiner Freudigkeit, dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — — der Secretair sprang wüthend auf, und sprach: Herr, wollen Sie uns zum Besten haben? — Herr Director, sagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört ist lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abge-

schmaekt. Sie werden mich nicht für so dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Märchen aufzubinden. — Beharren Sie auf ihre Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entscheidung meines Schicksals ab. Wennchen ließ sich nicht wieder sehen, und der Alte der am ersten Tage meiner Gefangenschaft mich freundlich behandelt hatte, betrug sich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück, und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man sich von meiner Unschuld überzeugt hatte, ob sich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was sonst meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen Lombardisch-Venetianischen Königreiche, war keiner froher als ich. Selbst meine erlittene Gefangenschaft schien mir ein Gewinnst, denn ich sah sie als ein Gläschen Bermuth an, das man vor dem

Essen nimmt — und stand nicht ein herrlich gedeckter Tisch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüssel, blinkte nicht das Meer in kristallener Flasche? Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vier und zwanzig Stunden Mailand zu verlassen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. „Zum Teufel fahren Sie — schnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Enß gemästet — Marsch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht so leicht entwischt.“ — Bei diesen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Nase: „da lesen Sie,“ der Paß war nach Tyrol und der Bayerischen Grenze visirt, und stand darin, „hat sich Signalisirter bei Vermeidung gefänglicher Haft, nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten, und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen,“ gleich einem Blitzstrahle fuhr dieses Gebot durch mein Herz; entseelt stand ich da. Wie ich nach Hause gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erst in München kam ich zur Besinnung.

So mußte ich auf dem Wege den ich hergekommen zurückkehren in das Philisterland! Italien,



Wunderinsel meiner Träume, so habe ich dich gesehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balsam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warst es, Phantasie, himmlische Trösterin, die den Hungrigen in der Wüste mit Manna speißt, die aus Baumrinden Brod bäckt, und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir gnädige Göttin!

---

### III.

#### Ueber den kritischen Lakonismus.

---

Es gereicht Rezensenten, sie mögen nun Bücher, Menschen oder Verhältnisse beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn sie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld besitzen und schwarze Suppen essen; denn wer Vertrauen braucht erhält es nur, wenn er sonst nichts braucht, und nur wer die Menschen entbehren gelernt, darf sie belehren. Aber schreiben dürfen die Rezensenten nicht wie Spartaner. Sie sind Richter; sie müssen also freisprechend oder verdammend, ihre Entscheidungsgründe angeben, und das klar und umständlich. Thun sie dieses nicht, begnügen sie sich zu sagen: das ist gut, das ist schlecht — so kann ihnen jeder Leser mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das sagt mir mein Gefühl; du aber sollst mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieses gut,

warum dieses schlecht sey. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieser Gelegenheit noch einiges Andere berühren, was auf unserem Wege liegt. Sie verdienen um so mehr Vorwürfe, da Schriftsteller in unsern Tagen gar nicht nöthig haben, so ängstlich auf Kürze bedacht zu seyn; für das Erforderliche hierin sorgen schon andere Leute.

Da sind zuerst die Kritiker der Büchertitel. Manchmal steht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplicirende n. Mikroskopische Rezensenten bemerken diese Mängel, und schieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutsam in einem Parenthesen=Futterale gesteckt, damit die kostbare Verbesserung nicht beschädigt werde. Wie kann ein Rezensent, der nur etwas menschliches Gefühl hat, so hart seyn, den Titel eines Buches zu kritisiren? Ist er nicht selbst Mensch? Ist er nicht selbst Schriftsteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeschrieben? War er nicht felig an diesem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauscht: heute habe ich auf meinen Todesfall gesorgt, heute habe ich meine Unsterblichkeit in die Wittwenkasse gebracht? War er an jenem Tage fähig, auf ein Komma zu achten? Fürchtet

aber der Rezensent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, so verbessere er es im Stillen; der Schriftsteller wird dann den bescheidenen Vorwurf gerührt annehmen, und dem Rezensenten bei nächster Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt ist es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es sind aber nicht immer die schlechtesten Werke, die in der Eile geschrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verstorbene berühmte Physiker Ritter eine ungeheure hohe galvanische Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutschland hätte sanguinisiren können. Ritter brachte aber nur Krebse und Frösche in ihren Wirkungskreis und stellte Versuche an. Zu gleicher Zeit schrieb er seine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, stand ein kleiner untergesetzter Druckerjunge ganz verdußt am Fuße der Säule, und wartete auf's Manuscript. Daß Ritter, wie es die Physiker manchmal thun, die Natur auf die Folter gespannt, und ihr Bekenntnisse abgepeinigt, die sie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hieher. Nur soviel ist daraus zu entnehmen, daß unter solchen Umständen Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritische Lakonismen, sind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezensenten und Redacteurs, zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften, und in die Aufsätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezensent oder ein Redacteur, sich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann soll er dieses deutlich herausfagen, und es nicht bloß pantomimisch zu erkennen geben. Ein solches Ausrufungszeichen, gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienste seines in die Schenke desertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezensent darf sich aber nicht auf seinen Spieß verlassen; sondern er muß selbst Wache halten, und jeden Einpassirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geschäften? oder was sonst ein Literatur-Wächter zu fragen hat. Das schlimmste hierbei ist, daß die Leser nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redacteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwischen gesetzt, sondern glauben es gehöre zum Texte. Sie müssen sich dann sehr verwundern, daß der Verfasser sich über seine eignen Behauptungen wundert, und einen Satz, den er eben erst mit Bestimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel stellt. Diese Verwirrung kann aber einem Schriftsteller nicht gleichgültig seyn. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen drucken zu lassen: „der Corsische

Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite sie" — wenn er befürchten muß, daß ihm seine gute Gesinnung vergiftet werden könne, indem der Rezensent oder der Redacteur ein arsenikalisches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redacteur seine Bewunderung oder seinen Zweifel nicht unterdrücken, so bringe er seine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo sie als Opposition hingehören. Er darf also nicht schreiben: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite (!) sie;“ sondern er muß drucken lassen: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite\*) sie.“

Ohe jam satis est! . . . . . ich sage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieses auf eine feinere Art zu verstehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es giebt aber Rezensenten, die wenn sie nichts mehr zu sagen wissen, oder müde sind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: Ohe jam satis est, oder: Eheu jam satis est! Aber ohe und eheu, und alle solche Interjectionen (oder Empfindungslaute, wie man sie während des Befreiungskrieges in den deutschen Frauenvereinen nannte),

---

\*) (!).

Anmerkung des Redacteurs.

sind sehr, sehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der schlechteste Schriftsteller nicht verdient. Man soll zwar einen schlechten Schriftsteller nicht schonen, man soll ihn tödten — sothaner Schaden ist nicht groß; aber man soll ihn hinrichten, nicht zerfezen. Ein solcher gefühlloser Empfindungslaut ist auch das *sic*, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezensionen als Interjection gebraucht wird. Was heißt *sic*? Werden großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabstufungen des *sic* stehen, der kann sich freilich erklären lassen, was der Rezensent in jedem einzelnen Falle unter *sic* verstand; wer aber auf dem Nigi eine deutsche Rezension liest, wie soll der sich helfen? das *sic* ist oft räthselhaft. Also keine *sics*, sondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutschen Manne geziemt. Man kann wohl lateinisch beten, denn der liebe Gott versteht alle Sprachen, aber lateinisch kritisiren soll man nicht.

Endlich sind auch die kritischen Motto's zu rügen, die Sybillenartig, in Versen ihre Meinung sagen. Es giebt nämlich deutsche Tagesblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erscheinen. Das Motto ist gleichsam die Aurora, die jeden Morgen, und das Blatt verkündet das der Morgen bringt. Die eigentliche Bestimmung dieser Motto's ist, mit den Aufsätzen, welche zuoberst im

Blatte stehen, in Verbindung zu treten. Sie müssen also im Geiste dieser Aufsätze gewählt seyn. Die Redactionen aber vergessen dieses oft, und erlauben sich, in den Motto's Aufsätze zu kritisiren. Dieses mag lobend oder tadelnd geschehen, so ist es immer zu rügen. Das Motto soll nicht wie ein Portier seyn, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt ist. Der Redacteur darf seinen Finger nicht zwischen den Baum und die Rinde stecken, das heißt: er darf sich nicht zwischen den Leser und den Mitarbeiter stellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaction mit den Ansichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverstanden ist; aber darum darf sie sich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, sie darf ihn nicht als Probierstein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eignen Gesinnung darzuthun; sie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweisen. Gibt es denn etwas komischeres, als wenn das Motto, gerade das Gegentheil sagt, als der Aufsatz, zu dem es gehört — wenn es gleichsam vorausläuft, und den Lesern zuruft: dahinten kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt! So habe ich neulich in einem solchen Blatte einen Aufsatz gelesen, dessen Verfasser sich die undankbare Mühe gab, den Deutschen über



ihren lächerlichen Judenhafß, etwas die Wahrheit zu sagen. Das Motto zu jenem Aufsatze lautete (in Versen) ungefähr: „Vernichtung nur ist euer Loos. Frieden ist euch hienieden, nicht beschieden.“ Wäre ich der Verfasser jenes Aufsatzes, hätte ich der Redaktion gesagt: mit diesem Motto bin ich gar nicht zufrieden, und von nun an sind wir geschieden. Ein gewissenhaftes Motto, darf kein Gewissen haben; es muß heute demokratisch, morgen aristokratisch gesinnt seyn. Ein weltfluges Motto, muß sich zum Motto wählen: **Vive le roi! Vive la ligue!**

---

#### IV.

### Ankündigung der Zeitschwingen.

(July, 1819.)

---

Der Herr Verleger dieser Blätter, ein erfahrner Mann, lachte sehr, da ich traurig und besorgt, wegen der versprochenen Ankündigung der Zeitschwingen, die voller Anpreisungen ihrer künftigen guten Eigenschaften seyn mußte, vor ihm erschien. Weiß es nicht Jedermann, sagte ich, daß Oliven und Zeitungen, nur beim anfänglichen Drucke, reines Jungfernöhl geben, nachher aber schmieriges? So wahr es auch ist, daß diese Blätter einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es versichere? Jener aber meinte, die Deutschen wären es noch lange nicht

müde, an Versprechungen zu glauben, und sie hätten dafür schon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich solle darum ganz kühn versichern, die Zeitschwingen würden sich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunst, würden auf das Unmuthigste abgehandelt, und Alles auf das Gründlichste besprochen werden. Auch wären mit allen Hauptörtern Europa's Correspondenzen eingeleitet, und der neuesten und gewissten Nachrichten könnten die Leser versichert seyn.

Auch ist es vertragmäßig festgesetzt, daß ich mich selbst loben soll. Mir fällt dieses leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden seyn könne, der seine Fehler offen eingesteht? Einige meiner schriftstellerischen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich sie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die sogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt, (man sieht, daß es der deutschen Sprache an keiner Art Biegsamkeit fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verstehe), Theils geschrieben, Theils abgeschrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geschlagen, und mir die Fortsetzung jenes Blattes un-

terfagt. Nämlich, nicht die Zeitung, sondern ich wurde unterdrückt. Diese wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, erstens: weil ich mich als einen geschmacklosen Uebersetzer aus dem Französischen gezeigt, und zweitens: weil ich dem „gemeinen Wesen“ jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leser der Zeitschwingen können also leicht denken, daß ich, durch diesen Vorfall zugleich gewizigt und vom Wize abgeschreckt, mich künftig eines mäßigen, bescheidenen und chrsamen Tones befließen werde. Mit dem gemeinen Wesen des deutschen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beschäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern suchen. Ich will zwischen freisinnigen und knechtischen, zwischen herrschaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatisirten Ansichten bekennen. Zu mediatisirten? Dieses Verhältniß, wird Mancher sagen, giebt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut ist. Ich sage es selbst.

Ich werde mich einigem Spasse ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutschen keinen Spas verstehen. Ich habe auf meiner kurzen literarischen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich

fein zugespitzt; wie werden Diese lachen, wie werden Jene sich ärgern, dachte ich. Aber was geschah? Jene lachten nicht, und Diese ärgerten sich nicht; und hatte ich behauptet: zwei mal zwei sey fünf, so schalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung so verbreitet zu finden.

Die Zeitschwingen führten bis jetzt auch noch den Beinamen: des deutschen Volkes fliegende Blätter. Dieses Spottnamens geschieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutschen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch besitzt, werden täglich enger zusammengeheftet. Die schöne schweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit starken Schritten zurück. Ein großer Gelehrter studierte seine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer sagte seinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über seinem Kopfe brenne, kalt und zerstreut: „Geh er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthschaft.“ Der denkende Theil des deutschen Volkes wird sich bald wieder dem Studieren ergeben — auf dem Bauche liegt er schon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgiebt, wenn die emsigen Spritzen

ihm den warmen Kopf waschen, wenn Seelenhandelsverträge geschlossen, und die deutschen Schafe an England verkauft werden, um sie abwechselnd zu scheeren und einzuwollen — sagt er ganz gelassen: „Was gehts mich an? ich bekümmere mich nicht um Wirthschaftsangelegenheiten; das ist die Sache meiner Regierung.“ Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Lesern!

Die großen Herren lieben es sehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anstellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlassen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdischen Dinge nicht bekümmern, daß wir algebraische Aufgaben lösen, während sie den geldbaaren Vortheil einstreichen. Weil sie es wünschen, kann es nichts Gutes seyn. Wie so viele wohldenkende und verständige Menschen lassen sich hierin zum Besten haben. Die Gewaltigen im Lande donnern ihnen seit dreißig Jahren zu: „sie möchten sich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verstatteten, und unsere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundsätze, und verwickeln sich um so enger in das Netz, das man über sie hergeworfen. Jene wollen es nicht

anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdessen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde gepriesen, weil er die Philosophie vom Himmel herab geholt, und so ward er ein Lehrer der Menschheit. Wenn wir beglücken wollen, müssen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird gestillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geschaffen. Saatforn für die Nachwelt, Brod für die Zeitgenossen. Nur der gute Heinrich konnte sich ohne Schwärzmerci dem schönen Traume, von einer europäischen Republik und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den schönern hatte, von dem sonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundsätze läßt sich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verstand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein System der Meteorologie läßt sich streiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn sie Kälte oder Wärme, Nässe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menschenglück verbreiten, dann müssen wir mehr des Lebens Erscheinungen als dessen Regeln besprechen. Erst an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der athmenden Brust Erleichterung geben.

Darum soll man (ich werde es), öfterer des Volkes Entbehrungen besprechen, als seine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfassungen, mehr die täglichen Erscheinungen des Bürgerlebens, wie sie im häuslichen Kreise und auf dem Markte sich zeigen, als die Grundsätze der Gesetzgebungen, und die großen politischen Verhältnisse.

Wie im Familienleben, wie in der stündlichen Noth oder Lust des Menschen, eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung sich ausspreche; dieses setze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen, so aufzuzeigen, daß es dem Verstande eines Jeden faßlich werde. Das deutsche Volk hat noch zu wenig politische Aufklärung. Es kennt den Zusammenhang nicht zwischen einer repräsentativen Verfassung und seinem Magen. Es sieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das, in dem hundertsten Folgegliede entstandene Butterbrod in den Mund steckt. Man muß es von seinen sinnlichen Wahrnehmungen, zu den obersten Grundsätzen hinaufleiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.



Und da auch ich, wie ich es schmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wissenschaft sich vom Leben schied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, so werde ich mich jener so viel, als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als gepriesen werden; Trost giebt der Himmel, von dem Menschen erwartet man Beistand.

---

## V.

### Das Testament der Zeitschwingen.

(September, 1819.)

---

Ein vorsichtiger Zeitungsschreiber, denkt jetzt schon auf gute Surrogate, womit er seinen Lesern den Morgenthee versüßen könnte, wenn etwa eine Continental-Gedankensperre, dem üblichen Zucker den Eingang verwehren sollte. Er legt sich auf solide Wissenschaften. Er treibt Astronomie, mit Ausschließung der Kometen, weil diese Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausschluß der Kurorter, weil dort die Kongresse gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da das zum Finanzwesen gehört; Psychologie, ohne Hoffseelenlehre; Theologie, mit Weglassung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausschließlich das gerichtliche Verfahren, welches die Obliegenheit der Beamten ist; Philosophie, ohne Einschränkung; die nützliche Lehre von der Keilschrift, den Kegelschnitten, und den Wur-

zelmörtern der deutschen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle The, nur keine Politik, weil diese allein der Regierung zukommt. So bald jener Zustand der Dinge eintritt, werden die Zeitschwingen ihre Flügel sinken lassen, und den Namen Dunkelrügen-Blätter annehmen, welches ich jetzt schon verkündige, um alle Kollisionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieser Titel ist ungemein buchhändlerisch, und zieht stark.

Der Mensch muß flug seyn und sich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß schicken. Es ist freilich eine betäubte Wahl. Erst gestern sagte ich mit thranenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichs-Kammer-Gerichts-Kopist geworden, und hätte ein seliges Ende genommen. Auch würde ich im Ungedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Ist es zu bezweifeln? Hätten nicht erst meine Urenkel den Urteils-Exekutions-Gipfel der Aegyptischen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher, mit dem Libellabschreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menschengeschlechter meine Schriften gelesen, statt daß

jetzt, selten mehr als vier Menschen sie lesen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Korrektor?

Der Mensch soll bescheiden seyn, aber die Sache ist schwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es ist zu spät, die Verführung ist so groß, als die Liederlichkeit; wohin man seine Blicke wendet, ist man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntnisses gekostet, und Gutes vom Bösen zu unterscheiden gelernt. Warum habt Ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor Euren Garten gestellt? Warum habt Ihr uns in Versuchung geführt? Was Ihr jetzt thut, ist alles vergebens; Ihr mögt es versuchen — gelingt es Euch, so seyd Ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufsicht, Zensur, gemeinschaftliche Maaßregeln! Und ich sollte nicht lachen? Da liegt der *Moniteur* vor mir, diese Riesenblätter, dieses Buch der Könige von den Neunziger Jahren, auch von der Napoleonischen Zeit, auch von den Kosacken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geschenkt — und so was verschenkt man! Fürsten sollten ihn um Millionen kaufen, und für diese einzige Ausgabe mag geschehen, daß sie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich lese darin selten, denn

es ergreift mich zu sehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken, und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für Euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht ist mir nicht bange. Auch ich bin ein vorsichtiger Kunkelrübenmann, der sich auf surrogirende solide Wissenschaften legt, wie Ihr gleich sehen werdet. Mit der Psychologie beginne ich, eine angenehme Wissenschaft. Sie heißt auf Deutsch: Seelenlehre, ist unschädlich und zensurfrei, denn der Minister kann dabei gar nicht gedacht werden.

#### Unfre arme Seele.

Was sie leidet, wie sie gemartert wird in ihrem Hause, bis sie ausgeht, das ist gar nicht zu beschreiben. Keine unglücklichere, zänkerischere, feindlichere Ehe giebt es, als die zwischen dem Körper und der Seele, und sie ist unauflöslich! Keine Gemeinschaft der Güter, nur die der Uebel ist zwischen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verschuldet, bald wird jener bestraft, für das, was diese beginnt. Wasser in einem Gefäße, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und schlecht geworden, man nur verschütten kann durch Zerschlagen des Gefäßes — das ist die Seele. Ein Henkerschwert zerschlägt den guten Topf, verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht ist unsere Gerechtigkeit.

keit! Schwäche der Menschennatur — es ist nicht zu ändern; nur sollte man wissen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Lästerung.

Ist es so recht? Ein anderes Mal mehr davon und Pfuy Politik!

---

## VI.

### Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

---

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden

Franzosen erquickt der spendende Wiß, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelsten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die



Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet, und der heisse, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Pallästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt,

unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebt; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Seite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt,

und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorene Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonne= Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwäzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung

zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, spürt er nach den verborgenen Eindrücken im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens

findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, daß jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß Jeder sein eigener Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und

du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen schenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er tritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heillosen Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und

Moder reinigen. Jean Paul war ein Donner-  
gott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn  
er strafte; wenn er verhöhte, hatte er einen guten  
Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte  
ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begeg-  
nete, war Keiner frech genug. Trat der Niese  
Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schlei-  
der traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlaubeit in  
ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und  
der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern.  
Sein Geschöß war gut, sein Auge besser, seine  
Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz  
hinter Höfe und hinter Deutschland hegend. Nicht  
nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte  
nur fromm die Felder des Bürgers und des Land-  
manns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der  
Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und  
der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir er-  
zählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschicht-  
chen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo  
schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die  
Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und  
das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean  
Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre  
nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besizes

und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übertreibend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hirtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremiaß seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner franken Nachahmer mit



mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schieklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergift über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergift, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere

Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Mecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude,

## VII.

### Fastenpredigt über die Eifersucht.

---

Das Scharlachfieber füllt im Conversationslexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den sanften Kindertod, wenn die Natur unverföhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt, und die geängstigte flüchtige Empfindung, aus dem verborgensten dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod, und selbst der eigene Wunsch zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet, und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an

einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen misgönnet, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer, muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen, und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das alles überschwemmt, alles, was fest an ihm ist, niederreißet und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt, und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes, ist ein schmaler, reisender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel und nur der Hunger zwingt ihn seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erbohte Schlange, sie ist

eitel, und die Lüsterheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich, und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt oft damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verschmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geständnisse zu bringen, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter führt, um im menschlichen

Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz giebt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt, und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch der sie empfindet alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust die sie erfüllt, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie alles, worüber sie schalten können, dafür hingeben, glauben sie den vollen

Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sey, denn sie wäñnen zu geben wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur wenn es liebt, es findet sich erst wenn es sich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst den Platz zu räumen. Aber die Seele des Ieztern ist voll und belebt und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäht oder verrathen, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Tausmel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen. Dem liebenden Jünglinge ist die ganze Menschheit nur eine Sache.

Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eisjacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockne, verkohlte Auge, zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt, nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum giebt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Uebel ohne Hülfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da haufen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Daseyn auf das Herz eines Weibes gestützt, wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besitzt, je gewichtiger ist sein Fall, und je gefährlicher wird er Jedem, dem er in seinem



Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben, und die Freundschaft oder die Achtung, in seinen übriggebliebenen gesunden Theilen Ersatz für die Erkrankten finden. Wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinsten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachsicht fodern, der selbst Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe seines Herzens einem einzigen Wesen hingegeben hat? Seine Seele ist eine Wasterwüste; vergebens schickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, sie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Festem, Lebendigem bezeuge.

Eifersucht ist der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder. Und giebt es Uebel, die kein Gut begleitet, so sehen

wir in der Erinnerung jeder überstandenen Noth eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eignen, und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieser Qual wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet, aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum ist das zarte innig fühlende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel vertragen sich in ihm, wie sonst nirgends. Die sanfteste, edelmüthigste Frau, besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchste Würde, da ist ihre niedrigste Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein Königliches Weib auf golde-

nem Throne, so hat es einen Schemel von schlechtem Holze unter seinen Füßen. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten um sie nicht anzubeten, sie beherrschen um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe ist ihre Angel, die sie ernährt und ergötzt. Die großen Fische tödten, mit den kleinen spielen sie. Es giebt nichts lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfischchen in einer gläsernen Wasserglocke, ist ein erhabener Anblick dagegen. Liebe einzulösen ist das unaufhörliche Bestreben der Weiber. Sie wünschen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber gleich Helden, suchen sie nur den Kampf und verschmähen die Beute. Nicht das Herz, das sich ihnen ergiebt, das widerstehende achten sie. Darum hat der Eifersüchtige kein Mitleid zu erwarten; er ist abgethan. Der Gleichgültige beschäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünsche; sie haben keine Thränen für die Wunden, die sie schlagen, aber sie küssen die Hand die ihnen Wunden schlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur bis der Herbst gekommen, und Eifersucht ist die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird gespalten, und die schönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterstuben mit dem Holze. Wollt Ihr Liebe erwerben, verbergt die Cuere; wollt Ihr Euch gegen Eifersucht schützen, erregt sie. Macht

es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn sie reisenden Thieren begegnen, werfen sie sich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen ohne ihn zu verletzen vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag Eures Herzens zurück, die Weiber küssen Euch dann, und zerfleischen Euch nicht.

---

## VIII.

### D i o p t r i k.

---

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die schönsten und stolzesten Leserinnen der Iris nicht wissen was Dioptrik bedeutet, und genöthigt sind, der Ueberlegenheit männlicher Einsicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blasende Herolde und aufgeblasene Manifeste vorauszuschicken, den Krieg, mit einem Schusse, zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlseyn, um den Schlaf, das Herz, die Eklust und den Verstand betrogen, der wird es kindisch finden, daß ich so stark tobe, da sie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft ist, schmerzt weniger die erlittene böse That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigen-

thums liegt mir, sondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgischen bestmöglichst erwärmten Saal, um die Königlichen Transparent-Gemälde zu sehen. Ich sah aber gar nichts, aus den einfachsten optischen Gründen; denn die dort aufgestellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhnischer Dame sagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht sein: sie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigstens 12,873 Fuß über dem mittelländischen Meere erhoben seyn mußte, denn er ragte über die Jungfrau hinaus, die 12,872 Fuß hoch ist, saß gerade vor mir, und vertheidigte die Schweizerische Freiheit, gegen mein Augennetz, worin ich sie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder schwarzen Staar verursachte, konnte ich nicht unterscheiden. Aber ich war vollkommen blind, und genöthigt im Dunkeln, anderthalb Stunden lang, aus Verzweiflung satyrisch zu seyn. Ich bedauerte sehr, daß Weiberköpfe zu den beweglichen Gütern gehörten, auf die man, wie auf Faustpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek

zu verschreiben, das heißt ein liegendes Grundstück gewesen, dann hätte ich vielleicht noch einen schmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber so war gar nicht daran zu denken. Die schöne weibliche Himmelskugel bewegte sich unaufhörlich, und da ich stets auf die entgegengesetzte Seite ausbog, so bildeten unsere Köpfe die sich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhr-Perpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind gesetzt, welches die Obscurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, sie würde sich oft niederbücken es zu lieben. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und sie ließ nur selten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich sah also nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinsel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen desselben durch die Zweige der Hutfeder, welches schauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzensee gingen wir verloren, und in meinem Verdrusse konnte ich den mörderischen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anwesenden Weiberhüte darin und brennten! Am meisten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar

nur die Hälfte des Eintritts=Preises zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schaustücke sehen konnten, da sie noch tiefer im Niefenschatten der Weiberhüte saßen, als wir Erwachsene. So ging ich unbefriedigt nach Hause, und murrte sehr über das böse Geschick; doch bald mußte ich beschämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorsehung mit Candide ausrufen: Die Welt ist doch die beste, trotz ihren dioptrischen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der seit drei Tagen so steif war, wie der kuhschnappelsche Kanzley=Styl, sich wieder vollkommen frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrscheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht jeder, der so unglücklich ist, hinter einem Federhute zu sitzen, zugleich das Glück hat, einen steifen Hals zu haben, so darf ich diesem zum Schaden nachfolgende Betrachtung nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hindernisse geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauspielen entgegensetzten, und Vorschläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelpen sey. Der beste unter den Vorschlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden sollten. Dieses hätte allerdings seinen Vor-



theil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläser so zu schleifen und zusammenzusetzen, daß sie den männlichen Zuschauern als Perspective dienen könnten, so wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß solche Hüte sehr gebrechlich sind, und daß, wenn auch der Anstoß von außen vermieden würde, die Bewegung, die so stark in Weiberköpfen Statt findet, dieselben leicht beschädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir besser scheinen.

Mein erster Vorschlag, die Hutfinsternisse, welche die Frauen bei Schauspielen verursachen, künstlich zu erhellern, besteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verstatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer so leichtsinnig seyn mögen, ihre Weiber, die Komödie, diese Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenschule täglich einige Stunden besuchen zu lassen. Lernen auch die Guten nichts Böses darin, so lernen doch die Schlimmen das Böse geräuschlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanstalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt sind, die Taschen zu leeren; sie müssen dies zu Stande bringen, ohne zu klingen. Die Komödie ist ein ähnliches Institut, worin das Frauenzimmer lernt, seine kleinen Spitzbübereien ohne Geflingel auszuführen. Wenn man sich auch im-

merhin auf die Treue der Weiber verlassen darf, so soll man doch nie vergessen, wie groß ihre reine Liebe zur Wissenschaft ist, die sie ohne Einmischung alles Eigennuzes beseelt, und daß sie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Lust finden, ob sie zwar das erlegte Wild verschmähen, es verschenken oder liegen lassen. Man sollte ihnen daher den Besuch der Schauspiele, höchstens während der ersten Scenen verstatten, wo Kammermädchen und Bedienten die Zimmer reinigen, und sich über die Herrschaft lustig machen, die noch im Bette liegt oder während des letzten Aktes, wo alles an den Tag kömmt, und auch die listigste überführt wird. Sie würden auch mit dieser Einrichtung wahrscheinlich zufrieden seyn, da ihnen beim Theaterbesuche an der Festlichkeit des Kommens und Gehens am meisten gelegen ist.

Mein zweiter Vorschlag ist: sie sollen keine Hüte aufsetzen. Gibt es etwas Größeres als deren Geschmacklosigkeit? Außer der Kühnheit dieses zu sagen gewiß nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben so viel Eckiges, Geschnörkeltes, Buntscheckiges, Dombgewölbtes, kurz Gothisches, daß man sie für die stärksten Stützen des häuslichen Feudalwesens und der geselligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber ansehen kann. Nehmt sie ihnen, und die unnatürliche Geisteigenschaft so vieler Männer wird

aufhören. Es ist mit den Gesetzen der Mode, wie mit denen des Staates; jene werden für die Hässlichen, wie diese für die Reichlosen gemacht, und die schönen Weiber, wie die guten Bürger, müssen sich ihnen um der Ordnung willen mit unterwerfen. Anders läßt sich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Gesicht zu verbergen hat, mit einem solchen Regen- und Sonnenschirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß ist. In einem solchen Hute, mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Böschungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anstrengung der Einbildungskraft, sämtliche Theile einer Festung, Graben, Wälle, Pallisaden, Bastionen, Courtinen und Schießscharten wahrnehmen. Und so angesehen, gereichen große Hüte, den Köpfen, die sie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Festungswerke bekanntlich eine große Besatzung erfordern, so setzen jene diese voraus. Aber Männer setzen sie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute ist gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz ist ein heiliges Jericho im gelobten Lande, dessen Mauern vom Schalle einstürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann, so wie ein stummer Mann keine Liebe einflößt, eine stumme Frau aber um so leichter. Wie ist

es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieses vom hohen Hute geschützt wird? Desertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hut-Festung, und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, so würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojanischer Krieg, und die schöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorschlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauspiele ihre Hüte an die Wand hängten, und mit großen Buchstaben, etwa transparent im Brillantfeuer, ihre Namen darunter setzen ließen. Da man den Puß nur trägt, ihn sehen und sich beneiden zu lassen, so reichte ja schon hin, daß man die Besitzerin desselben erfahre. Ja, die Weiber könnten oft gar zu Hause bleiben, und nur ihre Hüte ins Theater schicken.

## IX.

### H o n e s t u s.

---

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunst. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Lasters, doch nie beschmuzte er sein Herz und dann geschah, daß er den Verworfenen, auf eine kurze Stunde, den Schmerz und die Lust der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düstere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft stürmte Oscar zu seinen Freunden, und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speisen, köstliche Weine wurden aufgetragen; aber Oscar genoß mäßig aus der Schüssel, und nippte nur am Glase — der Becher seines Lebens, war mit glühendem, schäumendem Blute, bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegossen, machte ihn

überströmen. Eines Tages eilte Oscar zur italienischen Oper, Mozarts Don Giovanni zu sehen. Das Haus war noch geschlossen, und die wartende Menge war groß. Oscar mischte sich in das Gedränge, und zog einen Thaler aus der Tasche, um, wenn die Casse geöffnet würde, gleich bereit zu seyn. Es stieß ihn einer an, das Geldstück entfiel seinen Händen, und rollte weit über die Gasse weg. Er suchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran, und überreichte ihm das verlorene Geldstück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — sprach Oscar — für euere Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieser; es ist zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war nicht reich, und schnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umstehenden über die List seines Herzens ertappe. Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit starken Schritten kehrte er nach Hause zurück. Als er dort ankam, sah er den alten Bettler vor der Thüre stehen, der ihm entgegen rief: Ihr seyd sehr schnell, junger Herr! — Und Ihr noch schneller! erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, sprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren — Oscar sah ihn verwundert an . . . doch — sagte er — wohl bekomm' euch, Alter, die Bequemlich=

feit! Er wollte in sein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht so schnell von mir eilen, Ihr dürft nicht schlimm von mir denken, daß ich mir von eurer Wohlthat habe etwas zu Gute gethan. Glaubt Ihr, Betteln sey leicht? Versucht es einmal. Geben ist schwer, nehmen ist noch schwerer; aber am schwersten ist fordern. Oft wenn ich einem reichen Lüstling, den ich mit dieser Krücke den hohlen Schädel einschlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch' eine fauere Mühe das Betteln ist! Gestern sah ich in der Abenddämmerung einen Mann, in seinen Mantel gehüllt, aus dem Hause eines ehrlichen Bürgers kommen, dessen Tochter er verführt. *N'oubliez — pas le garçon!* flüsterte ich ihm zu, und streckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Bösewicht lachte, und gab mir ein Goldstück. Ach, das Betteln ist schwer! Wie manchmal habe ich mir schon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit ist eine verführerische Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag sie in verzärtelnde Lust umzuwandeln.

Oscar stand mit verschränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr sprecht sehr klug, Alter; Ihr habt

euch gut geübt. Nun, schlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr sollt noch nicht gehen. Ihr habt euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend ist lang, kommt mit mir; ich will euch schöne Geschichten erzählen. Seht ihr dort das Haus, mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich. — Ich sehe das Schild, sprach Oscar, aber nicht was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht selbst, wie alt und schwach ich bin? — Weil Ihr alt und schwach seyd, darum fürchte ich euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an sein Haus, dessen Thüre sich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie stiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar sah sich mit Bewunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfnissen wohlhabender Leute versehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, sagte Oscar. — So, so! erwiderte der Bettler. Aber nichts gestohlen, alles ehrlich zusammengebettelt, und nebenbei — setzte er leise und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oscar lachend. Ei, laßt mich doch von euren Zauberkünsten Einiges sehen. — Ist es euer Ernst, junger Herr? Wollt Ihr Be-



weise? Traut Ihr euren Sinnen? Nein? rief der Jüngling mit Hast. Ich traue meinen Sinnen nicht, sie betrügen, denn sie werden betrogen, sucht Euch einen Andern für Eure Gaukelkünste! — Nun, nun, seyd nur nicht gleich so wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaschen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! sprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie sind alle für Euch, und vielleicht reichen sie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte schenkte ein. Oscar's Blicke waren fest gebannt auf das Glas. Wie geschmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen, perlte, blinkte, und lockte ein schönes Mädchenauge. Oscar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer rascher trank Oscar, immer schneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut stürzte wüthend durch die Adern, sein Herz pochte laut, seine Lippen bebten. — „Graukopf, dein Wein ist gut!“ Nicht wahr, mein Bübchen? Er ist am Indus gekocht, und ich habe noch bessern. Her damit, lustiger Krüppel! — Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erst meine schönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauschte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte sich ein krystallener Saal,

der im Widerschein tausend unsichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkle Schooß der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menschen kunstreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten den Boden; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitscherten und sangen, und hüpfen auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz seine dürstenden Blicke an, bald senkten sich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heisere Stimme: nimm mich, nimm mich. Oscar sah hin, und gewahrte einen Staar, von dessen Halse an einem seidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhäng. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin schmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog dieses Kleinod Oscars Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Staar. Alter! sprach Oscar, dieses Dreieck müßt Ihr mir geben. — Ihr seyd nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja so viel. — Nein, Herr, wählt euch, was Ihr wollt, nur dieses nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiserer der Staar. Oscar streckte seine Hand

nach dem Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar stieß ihn zurück; der Alte hob drohend seine Krücke auf. Der Jüngling stürzte den Greis zu Boden, der mit seiner letzten Kraft sich sträubte. Nimm mich! nimm mich! frisch der Staar. Da zischte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und stieß ihn dem Alten in die Brust, der, ohne Laut, leblos zu Boden sank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar schneller und schneller. Oscar löste das Dreieck vom Bande, und suchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar sah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greises. Da rieselte Entsetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesblässe bedeckte ihn, seine Knie schlotterten und brachen zusammen. Mörder! Mörder! heulten tausend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Brust des Todten, und zückte nach seinem eigenen Herzen. Er fühlte seinen Arm zurückgehalten. Der Greis stand vor ihm; aber ohne Krücken. Ein schneeweißes Gewand floss von seinen Schultern, ein langer Bart wallte über seine Brust herab. — Oscar! sprach er lächelnd, deinen Sinnen wolltest du nicht trauen,

doch deinem Herzen trauest du wohl? Edler  
 Jüngling, du hast dich berauscht, du hast geraubt,  
 du hast gemordet — glaubst du nun, daß ich  
 zaubern kann? — Oscar von Beschämung und  
 Ehrfurcht niedergedrückt, sank zu den Füßen des  
 Alten. — Vergieb mein Vater! — Stehe auf,  
 mein Sohn! du hast nichts begangen; nur im  
 Traume warst du ein Missethäter. — O mein  
 Vater, zaubere diesen Glanz vor meinen Blicken  
 weg, der mir die schauerlichen Abgründe meines  
 Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal  
 verschwand, und Oscar sah sich wieder im freund-  
 lichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn ver-  
 führt, lag vor seinen Augen auf dem Tische. —  
 Bann auch dieses weg! flehte Oscar. — Der  
 Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte  
 sich in einen Blumenstrauß. Der Diamant ward  
 zur Lilie, der Saphir zum Weilchen, der Rubin  
 zur Tulpe. — Nimm diese Blumen, Oscar,  
 sprach der Greis. Unschuld ist die Lilie, Demuth  
 das Weilchen, Gesundheit die Tulpe. Warte die  
 Tulpe nur; so lange sie blüht, blühen auch die  
 Andern. Gesundheit ist das Gefäß jeder Tugend;  
 mangelt dir dieses, kannst du keine fassen. Er-  
 fahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geister die  
 mich begreifen, nennen mich den Zauberer Hone-  
 stus; gewöhnlichen Menschen, bin ich auch ein ge-

wöhnlicher Mensch. Schon zweitausend Jahre wandle ich über der Erde, und suche die Tugend. Ich habe sie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das schmerzte mich in der tiefsten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin schalten. Da wurdest du unter einem schönen Gestirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du bist gut Oscar, und du bist froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert, und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm diese Pergamente Oscar. Weisheit steht auf dem einen geschrieben, Reichthum auf dem andern, Macht auf dem dritten. Eines darfst du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oscar's lustzitternde Hand, faßte die Pergamente und das Herz schwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei schalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerst hervor; und schon zuckte seine Hand, die andern Pergamente wegzuworfen, da hielt ihn der gute Geist zurück, und er besann sich. — Ist Weisheit begehren, nicht auch eine Habsucht, die an Sättigung stirbt, oder an Hunger fränkelt? Wird sie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir.

mehr geworden, als andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten sahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde, noch enger machen? Soll ich die Zahl derer die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht schon einsam genug? Nein! Weisheit ist ein tückisches Geschenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oscar warf die Weisheit von sich weg. Honestuß, drückte gerührt den Jüngling an seine Brust, und sprach zu ihm: den schwersten Kampf hast du bestanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl. — Jetzt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelassen zu seinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrschen! Millionen Menschen beglücken! Millionen Herzen sich gewinnen! Die Guten belohnen, die Bösen züchtigen! Ja, schön ist die Macht, schön wie eine Rose. Doch ihre Dornen! Und unter der Rose lauscht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht besser zu seyn als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verschmähen... und Oscar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunsch. — Der Greis sprach streng und ernst zum Jüng-

ling: wie, Oſcar? Biſt du glücklich, daß du es biſt? Biſt du zufrieden, daß du nichts wiünſcheſt? Iſt Oſcar allein auf dieſer Erde? — der Jüngling erröthete. Und ſie kamen alle herbei die ſeinem Herzen theuer waren. Sein Vater und ſeine Mutter zuerſt, dann Bruder und Schweſter, dann die Freundin, dann der Freund; zu dieſem geſellte ſich ein anderer, und noch einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher ſchwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward ſeine Bruſt, biß ſie die ganze Menſchheit umſchloß. — Waß wählſt du für Andere? fragte Honestuß. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach alle Menſchen glücklich! Honestuß lächelte. Waß du begehreſt, Oſcar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oſcar ſank zu den Füßen deß Greiſeß, und hob flehend ſeine Hände auf. So mache ſie tugendhaft, daß ſie glücklich werden! Mache die Menſchen alle gut, mache ſie alle glücklich! — Honestuß erbleichte, und ſprach mit leiſer, bebender Stimme: fordere daß nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht verſagen, doch fordere es nicht! Sünde iſt Fäulniß, und Fäulniß iſt die Quelle deß Lebenß. — Aber Oſcar, im Räuſche ſeiner Menſchenliebe, vernahm die Worte deß Greiſeß nicht. Er umflammerte ſeine Knie, und

flehete unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gieb den Menschen die Tugend, gieb ihnen das Glück. — Fordere es dreimal Oscar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling seine Bitte. — Es sey! Bald schlägt die Stunde der Mitternacht; in diese Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsstunde schlug. Honestus streckte seinen Zauberstab nach Ost und West und Nord und Süd, und sprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab säuselten süße Harfentöne; von der Erde herauf, schallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwischen Entzücken und Entsetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiderte der Greis mit leiser Stimme, das ist der Geist der Schadenfreude, reiz' ihn nicht. Ueber diesen habe ich keine Gewalt. Komm' in's Freie, daß wir unser Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine stille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick zum gestirnten Himmel empor. Gerührt sprach der Greis: labe dich noch einmal an dieser süßen Nacht; sie ist die letzte dieser Erde. Nacht ist Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düstere Gasse und sahen eine Leiter an einem Hause gelehnt,



und einen Mann hinaufsteigen, der sich schüchtern umsah. Läßt du es geschehen? fragte Oscar; vielleicht mordet er den sorglosen Schläfer. — Sey ruhig, mein Sohn. Der Diebstahl war schon vollbracht, die Mitternachtsstunde gab dem Bösewicht die Tugend zurück, und er bringt das gestohlene Gut wieder hinauf. — Honestus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, alles sehend, nirgends sichtbar. — Welche Stimmen sind es, die dort weinen, in jenem großen Gebäude? — Es sind Räuber und Mörder im Gefängnisse; sie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein schönes Weib, lag mit aufgelösten Haaren, auf den Knien vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das schlummernde Kind, und weinte über ihm. Unter der Thüre stand ein Mann, der streckte erröthend seine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer sind diese, Honestus? — Dort der Mann ist der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib seines Freundes gerufen. Mein Zauberstab war schnell; die Neue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das sie am Vater begangen, und der Verführer scheidet weinend von der schönen Sünde. — Sie kamen auf einen großen

Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häusern, stürzten Tausende von Menschen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffenge töse, Geschrei und Verwirrung überall. — Was ist geschehen? fragte Oscar. — Die aus den Häusern dort kamen, das sind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Jugend, aus ihrer Verborgenheit gescheucht. Und die Macht, der Jugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgesendet, dem Uebermuth zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren rasselte über die Gasse, kein Bauer schrie, kein Hammerschlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum diese Stille, Honestus? — Die Menschen haben keine falschen Begierden mehr, sie sind genügsam und ruhen. — Vor dem Hause eines Bäckers standen jammernde Menschen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all schon unentgeltlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer sind diese Unglücklichen, Honestus? — Das sind Spione, die lieber Hunger starben, als sich länger mit

Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den Pallast des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, seit ihn keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorsaal, wo sich die Höflinge versammelten, und sie sahen nasse Augen. Ein Greis warf sich jammernd zu den Füßen eines Jünglings, und sprach: vergieb mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königssaal. Der König saß auf seinem Throne, und ein Weib stürzte freischend durch die Menge, warf sich nieder, und rief: halte dein Schwert zurück, er ist unschuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte, und sprach: ich auch o Herr habe dich betrogen. Und der König stieg weinend von seinem Throne herab.

Honestus und der erschütterte Oscar eilten aus dem Pallaste. Sie gingen den Strom entlang; da stießen sie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte sein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! sprach Honestus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unschuld geraubt, und verzweifelt über den Verlust ihrer schönsten Habe, suchte sie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort stand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war so jammervoll;

doch sein Auge war trocken. Oscar fühlte sich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer ist dieser Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! schrie Honestus mit der Stimme des Entsetzens, und weine, Oscar, daß du ein Mensch geworden! — O weile mein Vater; sprich, wer ist dieser leidende Jüngling? — Tritt näher Oscar! Sieh diese Wangen, wie bleich sie sind! Einst hatte er sie purpurroth, und sie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh diese Arme, wie mager und schlaff sie sind! Einst waren sie stark und gestählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieses ausgebrannte Auge hinab! Einst leuchtete es, vom Himmel selbst angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war so fest und gut; aber wer ist dem Verführer zu fest und zu gut? Die schlaunen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im schuldlosen Spiele Schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges ist, mischten sie in seine gesunde Seele. Da gab er sich hin um schnödes Gold, und um schnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtsinne, von Leichtsinne zur Falschheit, von Falschheit zu Verbrechen. Dieses Ohr, sonst nur der Stimme der Tugend geöffnet, schlich diebisch umher, ein

unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieses Auge, sonst nur Liebesblicke wechselnd, suchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorglosen. Diese Zunge die sonst nur Liebe und Freundschaft sang, ward eine Natter und sprach. Da verrieth er den treuen Freund, der gestern auf dem Blutgerüste starb. Des Bethörten letzten Kuß, empfing der Verräther, und: räche mich! läspelte der Verurtheilte ihm ins Ohr. Der Teufel sah ihm hohnlächelnd nach, und schwelgte am Abende vom Lohne seiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oskar, deiner Bitte geschenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer . . . ich räche dich! schrie er in Verzweiflung, und stürzte zur Brücke. Seit Mitternacht, sucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden, und sucht ihn wieder. — Der blasse Jüngling sah jetzt starrer hinab in die Fluth. — Halt ihn zurück, Honestus, rief der schauernde Oskar; es ist zu fürchterlich, mit solcher Schuld vor den Richter treten. — Oskar! sprach der Zauberer hier endet meine Macht. Die Sünde ist von ihm gewichen, die Neue ist zu ihm gekommen; was er verschuldet, will er büßen. — Oskar stürzte jammernnd vor dem Zauberer nie-

der. So gieb ihm die Sünde zurück, und nimm ihm die Reue! Gieb den Menschen alle ihre Begierden wieder! Gieb ihnen ihre Laster zurück! Gieb allen Menschen alle ihre Sünden wieder!

— Er erwachte . . . sie hatten sie wieder.

---

## X.

### Die Freiheit der Presse in Bayern.

(1818.)

---

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sey; alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die unsere ist bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der berathenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersezt sich vergebens dem starken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung die unbesiegbar ist, und welcher das stehende Heer der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.

Alleinherrschaft kann nur bestehen, so lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung über einander gebaut, die festen Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Diese dauern nur so lange, als Familien und Körperschaften sich an Macht und Reichthum einander überragen, und Macht und Reichthum, sei es als erworbener oder als ererbter Besitz, folgen allein der Geistes thätigkeit. So bald, wie in unserer Zeit, die Bildung des Geistes sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Ansprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden sind — und ein Wunsch ist schon der halbe Besitz — so bald eine solche Gleichheit eingetreten ist; da kann auch die Vorherrschaft irgend eines Standes nicht länger mehr bestehen, und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das ist der Geist des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten ist. Ihn abläugnen, bedrohen oder schelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und versöhnen. Das Mittel hierzu ist einfach und alleinig.

Reichthum und Macht sind beschränkt in ihrem Maasse; es kann nicht jeder alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüchtigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des Besitzes



eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu streben. Es ist eine große Lehre der Regierungskunst der Menschen: hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Thronen erschütterten, hatten wie Erdbeben in starken Trieben und Kräften ihren Ursprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen sie eingeschlossen waren, sich zu befreien suchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, daß Jeder wie ein Baum festgewurzelt stand, von Geschlecht zu Geschlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch sein Grab finden sollte. Dem Adlergeiste wurden die Flügel beschnitten, daß er sich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringschätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng; nur immer Einer konnte nach dem Preise des Zieles rennen, der zufällig vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunsch nach Veränderung des Besitzes der Lebensgüter mußte alle beseelen, so bald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieses Wunsches sich als möglich zeigte.

Um die Fürsten und ihre Völker vor dem

Verderben zu bewahren, daß aus jenem Geiste des Mißvergnügens und der Habsucht entspringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menschen die lang verschlossene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geisteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieses kann nur geschehen durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen, in volksvertretenden Versammlungen, und der schriftlichen durch die Presse. Auf diese Weise bildet sich eine sittliche Demokratie, wodurch die Entstehung der so gefährlichen, unheilbringenden numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält viele ab, diese Absicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingestehen, während die Sünder, weil sie solche sind, heucheln müssen.

Die öffentliche Meinung ist der bestehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um so nöthiger. Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt, und alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zertheilt er sich in tausend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land

strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreiten, ihnen lästig sind, machen es, wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder, als diese selbst im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tageschriften sind, ist der deutsche Rubikon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie ihn überschreiten, und das theuere Vaterland, und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob sie sich selbst besiegen und abstecken soll. Cäsar's Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutschen Bundesfürsten, man weiß es, sind jetzt ernst darauf bedacht, ein gemeinschaftliches Preßgesetz für alle deutsche Staaten auszusinnen. Der Tag, der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeschichte seyn, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr gesagt, oder ob der, wegen seiner Blutschuld wild umhergetriebene Geist, endlich, um der Tugenden

seiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe seiner Asche fand.

Gleichförmig soll dieses Gesetz seyn, und daß ist wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker sich befreunden, so lange ihre Köpfe auseinander stehen? Zur Erhebung gehört eine Geisteskraft, welche die Gunst der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablassung vermag sich jeder anzueignen. Oestreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Nassau und Frankfurt haben verschieden gestaltete Pressgesetze. Diese sollen alle in dem Bette des Procrustes sich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die schmerzlichste achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieses hat Bayern kundgethan, indem es in seinem neuen Pressgesetze, nur Schutz gegen die Gefahr der Verstümmelung gesucht hat.

Man kann sich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne schlagen, daß Bayern wohl unterrichtet gewesen seyn müsse, von den schon im Stillen gereiften Beschlüssen, welche die Bundesversammlung über die Freiheit der Presse fassen werde, und daß es in seine eigne Gesetzgebung nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorstehenden allgemeinen Anordnung im Widerspruche stünde. Darum eile jeder, der sein Vaterland liebt, auszu-

sprechen, was er für die Freiheit der Presse wünscht und fürchtet. In wenigen Wochen ist vielleicht jede Klage straffällig und fruchtlos. Wir müssen denken, es stünde unserem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten schnell, ehe die Thore geschlossen werden, noch einmal im freien Felde frische Luft einathmen.

Das Bayerische Edikt über die Freiheit der Presse verläugnet standhaft seinen eigenen Namen; denn von Freiheit ist darin nirgends, sondern überall nur von Beschränkung die Rede. Es ist, was in der Württembergischen Verordnung geschehen, durchaus nicht bestimmt worden, wie und über welche Gegenstände man frei seine Meinung äußern dürfe, so daß es ganz der Willkühr überlassen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift erlaubtes oder verbotenes enthalten sey. Die für Bücher bewilligte Censurfreiheit kann nicht als eine ernste Huldigung unserer Zeit angesehen werden, denn diese hat, Oestreich ausgenommen, schon früher in ganz Deutschland bestanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts schwebt etwas Schwüles, das uns ängstlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfasser, Buchhändler und Drucker ihre Schriften keiner Censur zu unterwerfen hätten, „wenn sie nicht allenfalls bei kostbaren Werken, zur Siche-

rung ihrer bedeutenden Auslagen, selbst  
 darum nachsuchen wollen.“ Es ist so leicht,  
 furchtsame Menschen zu ängstigen, daß solche Ein-  
 ladungen zu einer freiwilligen Censur von Erfolg  
 seyn müssen, vorzüglich bei Buchhändlern und Dru-  
 ckern, welche den Ruhm und den Eifer des Schrift-  
 stellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Ge-  
 werbes im Auge haben. Auf diese Art könnte  
 eine freiwillige Sklaverei der Presse herbeigeführt  
 werden, die, weil sie verdient, um so verderblicher  
 wäre. Ist endlich diese für Bücher bewilligte Cen-  
 surfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle  
 Buchhandlungen, Antiquarien, Lesebibliothek-Inhaber,  
 und Vorsteher der Lese-Institute bei einer großen  
 Geldstrafe verpflichtet sind, ihre Katalogen der  
 Polizeiobrigkeit, unter deren Aufsicht sie im Allge-  
 meinen gesetzt sind, zu übergeben, welches nur eine  
 Censur unter einer andern Form ist? Die Vor-  
 schrift, daß Schriften auch noch in den Händen ih-  
 rer Käufer einer Polizeiaufsicht untergeordnet sind,  
 ist an Strenge ohne Beispiel in Deutschland.

Und selbst von dieser trügerischen Freiheit sind  
 alle politische Zeitungen und periodische Schriften  
 politischen oder statistischen Inhalts ausgenommen.  
 Diese sollen einer dafür angeordneten Censur unter-  
 worfen bleiben.

Wenn die Censur der Zeitschriften sich darauf

beschränkte, nur solche Aeußerungen zu unterdrücken, die, würden sie verbreitet, den Verfasser nach den Gesetzen strafbar machten, dann wäre sie vielleicht zu dulden. Aber sie begnügt sich damit nicht, sie schreitet Stunden lang vor dem Gesetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Also ist sie verdammlich, denn sie verbietet, was, ist es einmal geschehen, die Gesetze nicht bestrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben ist, da beraubt sich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmisbräuche zu erlangen, welche die Beamten verschulden. Sie beraubt sich des Vortheils, den sie aus dem Anhang der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter solchen Verhältnissen, in den Zeitschriften noch so viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sachen der Regierung aus eigenem Antriebe verfechten, so wird sich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten lassen, sondern überall die Bauchrednerei der Minister zu hören glauben, welche ihre eigene Meinung mit verschiedenen nachgeahmten fremden Stimmen aussprechen.

Pressfreiheit ist ein bedeutungsloser Schall, wenn die Zeitschriften von ihr ausgenommen sind.

Will man der öffentlichen Meinung ernstlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, so muß ein freies Urtheil über Gesetzgebung und Gesetzgeber, das sich ausspricht, ehe noch die Gesetze unabänderlich geworden sind, verstattet werden. Dieses stets geharnischte Wort muß aber täglich die Kunde machen, und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kommt es zu spät, und sein Thun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des Bayerischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst bloß statistischen Inhalts, einer Censur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Pressfreiheit, der über den guten Willen, den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regein, daß sie mit ihren Anordnungen im Einklange stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch statistische Nachrichten ohne Censur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht bloß das Recht, seine



Meinung über Thatsachen zu äußern, sondern auch die Kenntniß dieser Thatsachen selbst entzogen werden, und alle Staatsverhältnisse zu Kabinettsgeheimnissen gemacht werden sollen; so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige Bayerische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das sie in der Ausübung wegen der Pressfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben, und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.

In dem Württembergischen Gesetze über die Pressfreiheit sind die von den Landständen veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Censur ausdrücklich entzogen worden. Das Bayerische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der Bayerischen Stände wird man, es ist dafür gesorgt, die ausgesuchteste Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geschäftskreis sie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, ist

nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerichtig, und dem Uebrigen angemessen. Nur sollten Männer, denen solche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener, sondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüssig wäre eine Klage dessen, was in dem Bayerischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Pressvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschwornengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs ist im Allgemeinen versagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verstaten können? In der Untersuchung der Pressvergehen ist der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigensucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter sind die Nämlichen. Die Beamten, welche, zwischen Fürst und Volk in der Mitte stehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwischen beiden entstehen zu lassen, und darum die öffentliche Meinung, diese erhabene Sonne und unbestochene Wächterin, die

alles an den Tag bringt, hassen und verfolgen, diese nämlich Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und strafen sie zugleich.

So wäre denn das deutsche Volk abermals in seinen Hoffnungen getäuscht worden, und dessen biedere Fürsten hätten ihren schwer erworbenen Gewinnst aus dieser geschäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingeben.

---

## XI.

### Die Meneen.

---

Es ist sehr betriibt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser wissen dürften, was Meneen bedeute, und daß die Meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Ueberschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Unwissenheit wundern? Nein, es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist, und die verständlich zu ma-

chen, man sich so wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden übersezt, aber eine Uebersetzung aus dem Deutschen in's Deutliche, suchen wir vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor, und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond, in einer getreuen Uebersetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erstaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfasser ist der Herr Professor Franz von Paula Gruithuisen in München, und sie stand vor einiger Zeit, in Rasse's Zeitschrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond, in eine Zeitschrift für die Anthropologie gerathen; doch er lese sie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müssen, daß Herr von Gruithuisen, einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung ist bezeichnet: „Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde.“ Das heißt: Philosophische Betrachtungen über die verständigen Wesen auf dem Monde, und wie sie nach den Naturgesetzen waren, sind, und seyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß

ich bemerken, daß ich die Ansichten des gelehrten Herrn Verfassers nicht immer theile. Ich darf mir schmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu seyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigem Erstaunen betrachtet, ich habe manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuisen entgangen, ich habe manches anders gesehen, als er. Indem ich daher, ihm für seine vielen, wichtigen, und neuen Entdeckungen, die gebührende Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen Punkten zu berichtigen, oder zu ergänzen. Doch werde ich dieses immer mit der gehörigen Bescheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beispiel von derjenigen Artigkeit aufstellen, die deutsche Gelehrte immer gegen einander beobachten sollten.

Herr von Gruithuisen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, ist eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht.“ Die Europäischen Gelehrten mögen diese herrlichen Worte lesen und wieder lesen, und sich schämen und wieder schämen. Während sie so oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuisen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große

Zahl von Beobachtungen spricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltsame Bescheidenheit und die zu bewundern wäre, würde sie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr von Gruithuisen bemerkt, nämlich ferner: So gewiß er auch seiner Sache sey, denn er habe sein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforscht und Versuche angestellt, so hoffe er doch nur Solchen seine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Gesinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuisen theilt also nicht die kecke Zuversicht anderer Schriftsteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leser zu ihrer Meinung herüber zu führen; er weiß vielmehr, daß er dieses nicht vermag und daß er nur solchen Lesern seine Gesinnung einflößen werde, welche diese Gesinnung schon früher gehabt. Aber auf diese Gleichgesinnten baut Herr von Gruithuisen fest; für diese, sagt er, werde seine Mondgeschichte, mit der von Moses vorgetragenen Genesis, gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeschichte weiter zurückgehe, von Moses ab; doch in andern Punkten stimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moses, den Lesern keine Langeweile zu machen, sich wie Moses kurz fassen.

Welches war der Urstand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Besondern? Die Frage ist etwas feck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löscht sie die alten klassischen Handschriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu schreiben — so ahmen die Gelehrten, dem Bibliothekar *May* in Rom nach: sie krazen die neuen Handschriften wieder ab, um die alten Verloschenen darunter zu lesen. Herr von *Gruihuisen* sagt: die Entstehung eines großen unorganischen Körpers, werde nur dadurch möglich, daß er durch Ansammlung von außen sich bilde. Es habe sich den Naturforschern unserer Zeit mit einer eisernen Gewalt, die Ansicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper die Ergebnis eines Niederschlags aus dem Aether seyen, und daß man sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von den Meteormassen, als kosmischer Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herrn Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper,



durch Ansetzung von außen entstünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederschlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Daseyn zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur unorganische Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch die zu weit unter, oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber alles ist belebt, alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Thiere, wie wir auch; die Erde ist auch eines. Das zeigen ihre organischen und sentimentalen Berrichtungen: ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahm eingefloßt, er sey der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers seyn. Einiges spricht für diese Vermuthung. Wenn wir Menschen aufrichtig seyn wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind. Beweis, daß wir

den Verstand vorstellen; Wir sind der Verstand und haben ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten lassen, und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Mensch nicht bloß ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbständiges Wesen sey: so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht zum Engel gar zu weit ab — es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken; aber wir sehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die Nahrung der Erde, die von dieser assimilirt und so zur Ernährung wird; aber die Erde wächst von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein, Brod, Ochsenzungen und Rebhühner nie-

derschlagen, und wir sagen darum doch nicht, er sey ein unorganischer Körper, der von außen anwachse, sondern wir nennen jene gutgemeinten Niederschläge und den freundlichen Empfang derselben, essen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenstaube betrifft, so war diese Lehre auch mir ganz neu, und, indem ich mich dieses Zuwachses meiner Kenntnisse freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht, nur wenige Tage früher, diese Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erst in der vorigen Woche schalt ich mein Stubenmädchen aus, weil sie zum hundertsten Male übertreten, was ich schon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenster zu öffnen, so oft sie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hause und roch den Staub, ich schmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenster sey offen gewesen, und sie sähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beschienen, sie verstummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der besonnte Staub war nichts als Sonnenstaub, ein Niederschlag aus dem Aether, und die kosmischen Körperchen hätten doch unmöglich in das

Zimmer kommen können, wäre das Fenster nicht geöffnet gewesen.

Es sind aber nicht bloß solche kleine leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, sondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derselben, fallen auf die Erde herab. So sind, wie Herr von Gruithuisen behauptet, einst die Insel Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß sagen, das ist ein harter Niederschlag, das ist eine sehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es ist doch gewiß sehr traurig, wenn wir nicht mehr spazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was soll uns dagegen schützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fischbein Stich. Zwar sagt Herr von Gruithuisen, die Sache wäre nicht so gefährlich, als sie aussehe. Nicht bloß die Geschöpfe jener aus der Luft gestürzten Weltkörper blieben beim Leben, sondern auch die Erdbewohner solcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften sie nicht so unglücklich oder so ungeschickt seyn, gerade in die Versenkungstufen zu gerathen. Herr von Gruithuisen, wie man sieht, spottet unserer Angst. Nicht jeder ist ein Seiltänzer oder

Springer, und welcher Springer ist flink genug, einer Insel Ceylon, einem breiten Neuholland mit seinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit seinen derben Gebirgsknochen, auszuweichen? Herr von Gruithuisen hätte wahrlich besser gethan, seine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Ist es nicht ein unverzeihlich grausamer Scherz, wenn er uns tröstet: nach einem solchen Länder=Regen, würde jeder Mensch fort dauern, „sofern er nicht überhaupt in der Catastrophe selbst den Tod gefunden?“ Ein schöner Trost, wenn mir einer sagt: Du wirst beim Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; alles was um den Aequator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig.“ Welch ein Glück für Herrn von Billele, daß die französischen Gelehrten dieses nicht wissen. Eben jetzt wird dieser Minister, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer auf's heftigste bestritten; alles wird hervorgesucht, diese Maasregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einwurf ist keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Aether seyen.

Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen? Sie haben kein Vaterland, sie haben nur ein Vaterwasser. Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landthiere sind einst Seethiere gewesen, und sind erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut, und warme Schmerzen, das ist alles was wir gewonnen, nach so vielen vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich, sie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachsenen aber, reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Giebt es etwas betrübteres, als die Vorstellung: die Menschheit sey mit Salzwasser statt Ammenmilch gestillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menschen schmeicheln, nicht von den Bürgerleuten Adam und Eva, sondern von einem Wallfische herzustammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtausende älter, sie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Mutter zur Behmutter, einen Stockfisch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuisen wenigstens, was er behauptet nicht auch bewiesen, hätte er uns den Trost des Zweifels gelassen. Aber nein, er beweist, daß wir einst Seethiere

gewesen, und versperrt uns jeden Weg, wo wir vor diesem Gedanken entfliehen könnten. Er sagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.“ Die erste Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuisen hienieden, übergehe ich, um das Erstaunen des Lesers auf eine wichtigere Sache zu schonen. Die zweite Merkwürdigkeit ist, mit Herrn von Gruithuisens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menschen, und vieler Thiere, zum Meersalze und zum Wasser. Die Liebe zum Meersalze deutet auf das Urmedium; auf die omnische Urflüssigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere sind in Landthiere verwandelt worden. Menschen und Vögel baden sich gern. Warum ist der Appetit der Menschen nach Fischen so groß?“ ... Mit dem Salze hat es seine Wichtigkeit. Der Mensch lag einst im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe versalzen. In solchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menschen zum Salze hinführt, durch die erotische verstärkt, und die Salzlust muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalsuppen mit Quellsalz — gesalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Doch das

beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist Quellsalz etwas anderes als civilisirtes Meersalz? Was das Baden betrifft, so könnte man zwar glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts anders übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären wie Herr von Gruithuisen gethan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fisch=Appetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beistimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische isst, möchte man wohl eher das Gegentheil schließen, nämlich daß der Mensch nicht aus dem Wasser herstamme, denn kein Thiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Uebrigens ist ja der Mensch nicht bloß Fische, er isst noch gar mancherlei gern. Der Mensch, steckt wie ein Kind, alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kro-  
nen und Eiern, aus Wölfen und Hasen, aus Ländern und Spargeln bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Eben so gern, ja oft lieber, als Fische, isst der Mensch Rindfleisch; dürfte man



daraus folgern, daß der Mensch von Ochsen her= stamme? Daraus wenigstens gewiß nicht. Uebri= gens wäre der Appetit nach Fischen wirklich so groß, wie Herr von Gruithuisen behauptet? Es giebt viele Menschen, welche die Fische nicht lie= ben, und ausgezeichnete Naturforscher haben be= obachtet, daß die Neigung zu Fischen gar nicht von diesen selbst, sondern von der Brühe ange= regt werde, mit welcher die Fische zubereitet sind. Auch bedarf es der Fische gar nicht, um zu be= weisen, daß die Menschen einst Fische gewesen, Herr von Gruithuisen hat dieses schon durch an= dere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er sagt: „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich ist, sehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich“ — wird ihm jeder vernünf= tige Leser darin beistimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerst die Erde, unsere Wohnstätte von in= nen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beschäftigten. Wie die Erde beschaffen, das wissen wir jetzt, es fragt sich nun: wie ist der Mond, wie war er beschaf= fen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhören, was Herr von Gruithuisen

hierauf antwortet, müssen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er sie stellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falsch; sondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekommt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuisen mit seiner ganzen Mondgeschichte nur Scherz gewesen. Er wollte sich nur über die Naturforscher lustig machen. Diese nämlich öffnen nicht die Augen um zu sehen, wie eine Sache ist, sondern sie beschließen vorher, wie sie seyn soll, und sehen dann so lange an der Sache herum, bis sie ihnen so erscheint, wie sie es wünschen. Die Natur ist die arme Inquisitin, gegen welche sich die Naturforscher, als die Inquisitoren verbotene Suggestionen erlauben. Um diese Weise zu verspotten fragt Herr von Gruithuisen nicht: wie ist der Mond beschaffen? — er fragt: wie muß der Mond beschaffen seyn, damit er so beschaffen sey, wie wir glauben, daß er beschaffen sey? Das Geheimniß dieser herrlichen Ironie, sey aber den Lesern nur im Vertrauen mitgetheilt, sie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem seinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anstellen, als sey es dem Herrn von Gruithuisen, mit allem was er sagte, völliger Ernst gewesen. Seine

Frage lautet wörtlich, wie folgt. „Was konnten nach den Naturgesetzen, auf dem Monde für Ereignisse statt gefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsergebnissen neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf diese Frage, erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit den Grandiosen beschäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, ist die Erde eine aus verschiedenen kosmischen Stücken gebildete Mosaik, und die Menschheit ein Lumpengesindel, das aus dem Abfall ausländischer Himmelskörper, zusammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile sind aus verschiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob diese Colonisten herabgefallen sind, oder herabgestürzt worden, ob sie ausgewandert, oder ob man sie verbannt hat, darüber hat sich Herr von Gruithuisen nicht geäußert. Es ist aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das Böhmisches, nicht bloß mit Haus und Hof, sondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof stehen, ihre Heimath verlassen; ja wie wir

später erfahren werden, nehmen solche Auswanderer sogar die heimathliche Luft mit, so daß sie nichts verändern als den astronomischen Platz im Himmelsraume. Durch diese Lehre von dem Niederschlage aus dem Aether, wird freilich eine gänzliche Umgestaltung der irdischen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Faustpfändern und Hypotheken, haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er gesehen, daß Neuholland sich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr gestiftet werden, und das neue Erstgeburtrecht in Frankreich, wird in der Geburt sterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter, scheint man schon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutschen Geschichte, viele Beispiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere hierher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, diesem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: „Hier findet man

wieder negerartige Menschen, woran die kometarisch ursprünglich erweiterte Brust noch nicht ganz verschwunden ist." Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen, doch der Ausdruck kometarische Brust ist so wahr, als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet, furchtbaren Unblicks, leuchtend und drohend, unregelmäßig und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylon's, dieser „kleinen in die Erde versenkten kosmischen Weltkugel," bemerkte Herr von Gruithuisen: „dieses Beispiel giebt schon zu erkennen, daß fast der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihren heimischen Boden verbleiben, ja sogar daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ schiefer Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen." Jetzt erklärt sich das Räthsel von den bekannten schiefer Thürmen zu Bologne. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut, oder ob sie im Verlauf der Zeiten sich geneigt haben; es ist aber weder das eine noch das andere geschehen. Die Bologneser Thürme sind gar nicht von

Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Aether, und haben durch den Fall, eine relativ schiefe Stellung erhalten..... doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freilich zu entschuldigen, wenn man, so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas den Schwindel bekommt, und hin- und schwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde fest anklammern, und ihn nicht eher wieder loslassen, bis wir ihn rundum genau untersucht haben.

Der Mond ist bewohnt, und zwar wie die Griechen sagen von Meneen, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen, Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden seyn, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzen, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beispiele.“ Gegen Beispiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach

Herrn von Gruithuisen zu urtheilen hat die Natur kein Genie, sie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weise. Leser die natürlich sind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können sich den Mond und die Erde nicht anschaulicher machen, als wenn sie sie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verschiedenen Farben bunt zusammengesetzt ist; nur mit dem Unterschiede: daß während die Buntheit des Spielballes durch die verschiedenen Lichtgrade seiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verschiedenen Wärmegrade seiner Stücke entsteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper die auf die größern herabfallen, bringen nicht bloß ihre eigenen Organismen mit, sondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgestimmt wird. Daher die verschiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man schon mit freien Augen sehen kann, haben ihre graue Farbe, von den von mir erwiesenen — nicht von mir dem Uebersetzer, sondern von Herrn von Gruithuisen erwiesenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuisen hätte noch Mehreres von der Mond-Botanik mittheilen sollen. Die Luna-rischen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltsame, daß sie keine Staub-

fäden haben, so daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu seyn scheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luft“ nicht kennen, darum wollen wir sie nicht beneiden. Haben sie einen Kummer weniger, als wir Menschen, so werden sie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es ist nichts ganz in dieser zusammengeflückten Welt, und was auch aus dem Aether niederschläge, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes, läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet, und endlich ein Satellit der Erde, was er noch ist. Als Komet lebte der Mond im rohen Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befohl und gehorchte keinem, und that was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß, und verdarb sich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte sich seiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zensur leitete seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache sich zu



beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Rousseaus grämlicher Lebensansicht huldigend, behauptet, den Mond habe seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: „die Meneen hatten es, als sie Bürger des freien Kometen waren, besser, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles seines Wassers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht seyn, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionaire Gesinnungen erkenne. Zu sagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen besser gehabt als unter dem sanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Insurrection der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen die ihnen der Mond verursacht, einen Wasserzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen berauben.

Nur ein Liberaler kann so sprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt besteuern. Auch die Menschen müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Köllnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getraide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reisen, das Nichtreisen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggesellenstand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faulenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tausend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses berauben zu nennen. Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht seyn müssen, sich künftig gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß sie den Gewerbefleiß befördern, er weiß, daß das Steuersystem eine Hunger=Kur ist die alle Organe des Menschen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieses alles, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astronomen anfangen, die Pressfreiheit zu mißbrauchen, dann ist es wahrlich hohe Zeit

dem Uebel Einhalt zu thun, und auch den Himmel zu zensiren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um sich gegen den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den das Budget der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie nach allen den Duzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu seyn.“ Die Leser werden mit Wohlgefallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen, bei Aufzählung seiner Merkmale und Spuren, des althrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionairen Decimalsystems bedient. In der That, Natur und Kunst, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jacobs, die 12 Apostel, die 12 Pairs Carls des Großen, die 12 Spielhäuser in Paris und die 12 Bände des Conversationslexicons, empfehlen das Duzendwesen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen. Herr von Gruithuisen will dieses nicht abprechen, doch hat er seine Gründe zu glauben, daß, „von diesen Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern, zur heißen Tageszeit, von Reisenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin

zu finden.“ Bei Gelegenheit der Reisen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Pässen gehalten wird. Zwar ist gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reisen Pässe brauchen — dieses ist ein Urgesetz der Natur, und gehört zum Aggregationsystem — die Frage ist nur, ob den Meneen die Pässe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob sie, da der Mond ein Satellit der Erde ist, von der irdischen Ober = Regierung die Pässe fordern müssen? Freilich hat man auf der Erde, von solchen Pässen nach dem Monde nie etwas gehört, doch kann es immer seyn, daß dieses zum Wirkungskreise der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuisen Sommergebäude im Monde gesehen, auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer sind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;“ auch hat er den Schatten von Gassen gesehen. Ueberhaupt unterschied Herr von Gruithuisen drei verschiedene Baustyle im Monde; doch da wir nicht bloß für Architecten schreiben, sondern für gebildete Stände überhaupt, so wollen wir dieses nicht ausführlicher abhandeln. Endlich, entdeckte Herr von Gruithuisen, Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch gesehen; doch daß sie von den Ureinwohnern des Mondes herrührten, wider-

spricht meinen Beobachtungen. Diese Ruinen, sind künstliche Ruinen, wie wir sie in unsern englischen Gärten haben.

• Sind die Meneen Menschen? fragt Herr von Gruithuisen. Hat gut fragen wer die Antwort schon in der Tasche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was ist der Mensch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Also Frage: sind die Meneen Menschen? Antwort: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben stimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwischen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu lösen ist.“ Lieber Leser, jetzt müssen wir uns zusammenehmen, um dem Herrn von Gruithuisen nachzukommen; er ist sehr rasch. Wir können wie der Mohr in Fiesko sagen: unsere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuisen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten sie Menschen seyn. Aber besteht denn das Wesen nichtmenschlicher Geschöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere giebt es ja gar nicht auf der Erde,

das garstige Thier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite giebt es sehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menschen sind; wie die Vögel, die Fische, die Insekten, und andere, die man in Raff's Naturgeschichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben so gut den Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich, noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich. Aber mit nichts! Er kann tausend Gulden im Vermögen haben, zweitausend Gulden, zehntausend Gulden, hunderttausend Gulden; zwischen einer Million und einer halben Million liegen 999998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen weil sie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu seyn. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder funfzig Hände und gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände. Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Meneen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf dem Monde Vierfüßer seyn, stehen die regelmäßigen Gebäude auf der

Mondoberfläche im vollkommenen Widerspruch, da deren Erbauung ohne geometrische Kenntniß gar nicht möglich ist." Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Biber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Bierhändigkeit streitet, die, auf dem Monde sichtbare, 60 bis 70 geographische Meilen lange Straße, und der erst neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerst réguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt." Auch die Gültigkeit dieses Beweises, können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chausséen seine vollkommene Richtigkeit, ja man kann sogar mit guten Fernröhren, die Inschriften auf dem Meilenzeiger lesen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen sie die Landstraßen bloß zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chausséen gar nicht von verständigen Wesen befahren, sondern bloß von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweisen eben so wenig. Vielleicht sind

es keine Wandergewölbe, sondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen sie weder zum gehen, noch zum kriechen, sondern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt sich durchaus nichts mit Bestimmtheit sagen.

Doch ganz anders verhält es sich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichsten Qualität. Herr von Gruithuisen meint: „unser Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verstandskultur höher zu setzen, als wir stehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so etwas zu vermuthen stünde.“ Ich weiß in der That nicht, wie die andern Menschen in diesem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz, die Meneen geniren mich nicht im Mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber — sagt Herr von Gruithuisen — nur Andeutungen zu Consequenzen geben, die auf die Vermuthung führen müssen, die Meneen stünden auf einer hohen Stufe von Cultur, sowohl der Kunst, als der Wissenschaft.“ Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat



und giebt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: so ist es, nur von Andeutungen zu Consequenzen spricht, die zu Vermuthungen führen? Doch lassen wir das gut seyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Consequenzen, und von den Consequenzen zu den Vermuthungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewissen Provinz des Mondes, ein aus hellen vollkommen geraden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Kometenschweif ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788 — 96 entstanden seyn. Solche regelmäßige 20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst seyn. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines solchen ungeheuren Kunstwerks seyn? Es lassen sich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weise, auf einen hohen Grad von Verstandscultur schließen lassen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichensprache anbinden oder sie haben die Zusammen-

funft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen. Sie haben es darauf abgesehen uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses, so müssen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskkräfte haben, wenn sie wüßten, daß wir Erdenbewohner erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen weitem natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist.“

Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich; gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn man aufmerksam die Erscheinung zerlegt, die Eisenhard am 25. July 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner,

die dortige von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines Nordlicht ähnlichen Phänomens, auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat sich damals ein Kaiser oder ein König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium, geschah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne.“

Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen, als ein ehrlicher Mann, überall seine Meinung frei heraus sagt; aber die Freiheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch andern verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene Erklärungsart, zum Voraus verdammt, und sie matt, unpassend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu, von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustossen, scheint mir ein leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die

Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichensprache mit uns anzubinden. In den betäubten, taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegen einander stehen, bliebe ihnen freilich nichts anders übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, so oft sie sich mit einander unterhalten wollten: aber wie kann dieses geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen, sind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobei jeder sich denken kann was er will. Oder es sind Notenlinien mit Feurdinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also nichts, gar nichts mit dieser Zeichensprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzustellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zusammentrifft, so mag dieses einen gräulichen Lärm verursachen, und solche Schrecken zu versinnlichen, wären akustische Zeichen, Pauken und Posaunen, Kanonendonner, Sammergeschrei, viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorstellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man sich gar denken, daß die Meneen mit so

großem Kostenaufwände, einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben sollten, bloß um uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben? Wie kann den Meneen so viel daran gelegen seyn, was wir von ihren astronomischen Kenntnissen halten? Aber Herr von Gruithuisen meint, sie hätten sich über die Agilität unserer Verstandeskräfte lustig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären sie es ja, fänden sie keinen bessern und reichern Stoff für ihre Satyre? Ist es denn unsere größte Dummheit, daß wir erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben so unzulässig, als obige Erklärung der 20 Meilen langen Illumination ist die Weise, wie eine andere ähnliche Erscheinung, die Eisenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals sollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich wäre dieses geschehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuisen in der Bildung so hoch stellt, sehr wenig ästhetisches Gefühl, dann müssen sie sich auf optische Vergnü-

gungen sehr schlecht verstehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben so lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf diese Weise hatte sich einst Raynal abgeschmackt gezeigt, als er das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen von Niesenalpen umschlossenen Schweizerthale, einen lächerlichen Zahnstoher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eisenhardschen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaisers oder Königs veranstaltet worden wäre, hätte zwar in sich nichts verwerfliches, doch hat sie den Fehler, daß sie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerspruche steht, — und das ist ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geschah zur Feier der Amerikanischen Revolution. In diesem Jahre föderirten sich die 13 Provinzen Amerikas und fielen von England ab. Zwar geschah dieß erst am 5. September, und die Illumination fand schon am 25. July statt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieses merkwürdige Ereigniß, einige Wochen vorherzusehen. Die andere Illumination, die Schröter vom Jahre 1788 an bemerkte, ward zur Feier der französischen Revolution veranstaltet. Sie begann gleich nach

der Zusammenberufung der Generalstaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt sich selbst, und ich habe nicht nöthig viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, so war Herr von Gruithuisen früher der Meinung gewesen, daß die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er hatte jenes obenbesprochene kometenschweifartige Gebilde, damit in Bezug gesetzt. Er ist aber nachher, aus guten Gründen, von dieser Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuisen sagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: „Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform, mit einiger Gewißheit vorerst schon darum ganz unmöglich seyn, weil wir nicht wissen, ob es nicht bei ihnen eine eben so auffallende Verschiedenheit von Völkern giebt wie auf der Erde, bei welchen man doch meist völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Universum mit auf die Erde herabgebracht haben.“ Herr von Gruithuisen glaubt also, die Religionen wären auch ein Niederschlag aus dem Aether, sie wären zugleich mit den Priestern die sie lehren, aus verschiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närrischen Ster-

ne, mag wohl Fijllpuhli, ein Gott der Südsee-Insulaner, herabgepurzelt seyn? Doch dieses zu untersuchen ist jetzt nicht Zeit: es warten unserer noch einige sehr wichtige Kapitel.

„Sind die Meneen im Stande, dereinst Erdbewohner zu werden?“ — fragt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: „Ja. Da wir sie mit den Menschen vergleichen, müssen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen, gleich der, der Menschen organisirt sey. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, können sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben.“ Frage und Antwort, sind gleich überraschend. Nachdem Herr von Gruithuisen die Meneen hoch über die Menschen gestellt, und das mit allem Rechte, denn sie veranstalten Illuminationen die zwanzig Meilen weit gehen, sie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und sie sind, was „ausgemacht“ ist, „größer als wir, vielleicht wahre Riesen“ — nachdem allen, bereitet er ihnen keine schönere Zukunft, als daß sie auf unsere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Pritaneum des Verdienstes ist, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, so werden Künste und Wissenschaften aufgemuntert, so wird es den Meneen gedankt, daß



sie die Aggregationstheorie entdeckt. Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über solche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun, können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine sehr einfache Art: Der Mond bringt sie herab. „Bis sich der Mondkörper in die Erde versenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;“ — sagt Herr von Gruithuisen, und dann spricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verschiedene Mittel bedacht seyn müssen, um zu schützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten, und der Planet zum Monde geworden war, und sich allmählig die kometarische Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch alles erfinden müssen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer werdenden Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu können! . . . . Wenn der Mond sich nun in die Erde versenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neuhollands einnimmt. Der Ort wo er sich an seinem Aequator versenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organischen Wesen vom Monde und von der Erde werden abgespült, und was sich nicht abspülen läßt, geräth in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was

sich aus der Katastrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flöß- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponirt, die sich dort-herum neu bilden.“ Daß der Mond einst zur Erde herabkommen wird, hat Ossian schon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem seiner Gesänge sagt er: „... auch du wirst fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlassen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — sie, die jetzt noch deine Gegenwart beschämt, sie werden frohlocken!“ Ob aber die Menschen frohlocken werden, ist sehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, so bin ich ruhig; ich habe eine schwächliche Konstitution, und fürchte nicht das schreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die starken und gesunden Leser des Herrn von Gruithuisen bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schicksal steht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder sie dauern fort, weil sie eine kräftige Natur haben, und dann werden sie von den Meneen, die ausgemachte Riesen sind, wie Kinder mit Geringschätzung behandelt werden, oder sie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgespült, oder sie gerathen in die Versenkungsfugen und werden

zermalmt, oder sie werden in die staubigen Archive der Flözgebirge, als Actenstücke niedergelegt, oder müssen als Wachssiegel in dunkeln Kapseln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigste diplomatische Loos, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen mahlt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Geen und Meneen bei dieser Katastrophe thun und leiden?“ weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das rothe Meer bricht periodisch in das Mittelländische, das Mexicanische zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondsfalle noch nichts wissen, denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama, mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen). Die Molucken und Sunda-inseln werden immer mehr zerfressen, und die meisten, zwischen den Tropen gelegenen Inseln, des stillen, indischen und atlantischen Meeres unter Wasser gesetzt. Man wird sich von den Inseln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten. . . . Nun wird

man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sey, während die Aequatorsbewohner sich allmählig immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, und so wird es fortgehen bis die Inseln und niedrigen Tropenländer menschenleer seyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, später auch Auswanderungen, aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegerisch, weil nur die klügern fortgehen und die minder klugen bleiben werden... Nun wird man mit gewöhnlichen Taschensfernrohren schon die Kunstwerke der Meneen eben so sehen und bewundern, wie ich sie mit starken Achromaten sah und bewunderte, aber man wird sie leer finden (die Kunstwerke?) denn die Meneen sind allmählig aus Mangel an Wasser, und aus dem Besitze der Kunde von dem was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte desselben eingenommen... Endlich erwartet man mit bangem Herzen, die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken des kleinern in

den größern und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. So bald die Unruhen und Oscillationen der Gewässer alle vorüber sind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographischen Handbücher und Landkarten, werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu stark zu machen. Gleditsch Erben in Leipzig werden die Vorsicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß sie sich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, diese bis zum Buchstaben L umzuarbeiten.)

Große Erschütterungen haben die Meneen der Katastrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechsel, rafft tausende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der Gemeneen entsteht. . . . Mittlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Geen (daß wäre gegen alle Etiquette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erste Visite machen). Austausch der Geschichte, Begriffe, Naturalien und Kunstwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht sich geschwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer sehr geistreichen Abhandlung gezeigt, daß

das Kopernikanische System alle die heillosen Revolutionen unserer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er sehr richtig, da die Erde sich bewege, wäre es den Geschöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn sie dem gegebenen Beispiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde sich einst noch schneller drehen und was noch stabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde seyn. Selbst die Natur der Seen wird veredelt werden in ihrer Organisation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem Andern zur Untersuchung. . . „Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt der Erfahrung vorauszuweichen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten.“

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches gern erfahren, wovon das

Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler seyn, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukunft voranzusehen, und sie sich selbst zu deuten.

---

## XII.

### Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel.

---

Lieber Herr! Sie selbst werden es sehr gut verstehen, warum ich Sie einen siebenjährigen Deutschen in Neapel nenne: weil Sie nämlich sieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leser mußte ich dieses erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberschrift zu erhalten, diese Sprachfreiheit nehmen müssen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit oktroiirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimnisse zu schreiben, und daher nicht Gelegenheit habe, die schöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu sichern; es besteht



darin: die Briefe drucken zu lassen und gar nicht zu versiegeln. Vielleicht wundern Sie sich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte, und nicht abscheulich, wie andere Publicisten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Ansicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorlesungen mehr eine medicinische Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beispiele genug, daß Menschen, gleich nach Empfang eines Briefes, krank geworden, oder gar gestorben sind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber bloß von der verdorbenen Luft her, die sich in lang verschlossenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorsicht eingeathmet hatten. Um diese Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute medicinische Polizei die Briefe auf verschiedenen Poststationen, und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abscheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu dessen erstem Theile. Ich habe im literarischen Conversations-Blatte mit vielem Vergnügen einen Bericht gelesen, den Sie über den letzten Ausbruch des Vesuvus eingeschickt. Der Ausbruch fand

am 22. Oktober v. J. statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt schließen, daß Sie den empfangenen Eindruck sogleich zu Papier, und daß die italienische Post das Papier sogleich nach Leipzig gebracht. Aber erst am 23. April d. J. stand Ihr Bericht abgedruckt; also ganze sechs Monate später. Die Lava, so langsam sie auch schleicht, hätte sie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erschienen, als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich darüber nachdenken, wie die beschwerliche und langsame Verdauung der deutschen Buchdruckereien zu heilen sey. Sollte sie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geschrieben und gedruckt, und dennoch erscheinen die Bücher so schnell. Von den Uebersetzungen der Scottischen Romane werden in Paris sämtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutschland erscheinen sie aber in großen Zwischenräumen, so daß ich von vier Scottischen Romanen nur die ersten Theile gelesen, weil, als die folgenden erschienen, ich das Gelesene wieder vergessen hatte, und es mir verdrüsslich war, um den Zusammenhang der Geschichte zu gewinnen, eine gemachte Lektüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Messkatalog dreimal aufgeboden, aber

nicht wie Leute, die sich verhehlichen wollen, von Woche zu Woche, sondern von Halb-Jahr zu Halb-Jahr. Aus Ihrer Darstellung, werthester Herr, sieht man, daß Sie ein geübter Schriftsteller sind, und es Ihnen also weniger Freude, als Ihren Lesern macht, sich gedruckt zu sehen. Wenn dieses aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftsteller wären — in Neapel sind Sie ohnedies, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenschaften schneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht gestorben seyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literarischen Conversations-Blatte gesehen? Zu den sechs Monaten, die der Druck erforderte, müssen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Desert meiner akademischen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ginge. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleich Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkeh-

ren, so daß ich den Weg gleich einem Pudel drei= bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adresse, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutsche! — dachte ich, Ihr macht nicht bloß lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch todt= ten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwidern können! Entspringt Schmeichelei aus so edeln, uneigennütigen Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen!... Einige Wochen später aber fiel mir bei: daß, wenn in dem Pakete Klübers Staatsrecht des rheinischen Bundes gelegen, daß sich ein Leipziger verschrieben, das Buch, bei seiner Ankunft, für den Besteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren, und der rheinische Bund aufgelöst worden.

In Ihrem Berichte, werthester Herr, (und das ist meines Unliegens anderer Theil) beschrieben Sie das vom Besuss herabwogende Feuermeer schön und schauerlich, und dann sagten Sie folgendes: „In solchen Augenblicken scherzen zu können, beweist wenigstens ein fühlloses, wenn nicht ein geradezu schlechtes Herz. Und doch ge=

schah es! Wir trafen viele Zuschauer beider Geschlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Wiß laut werden ließen. Einer — leider ein Deutscher — trieb es so weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er sagte, sich vorgenommen habe, im Angesichte der Lava eine Parthie Whist zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutscher so entschlossen, ihm die Karten wegzureißen und sie in die glühende Lava zu schleudern — und das von Rechtswegen.“ — Zuvörderst erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem letzten Satze etwas fehlt. Den Worten: so entschlossen, scheint ein Sätzchen folgen zu müssen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whistparthie unterblieb. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden ist, muß man sich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geschlechter und die verschiedenen Nationen, die auf dem Besuv wißig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie sagen: wer auf dem Besuv Wiß zeige, müsse ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus schlechtes Herz haben. Ein so ungerechtes Urtheil hatte das französische Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgesprochen! Den

Deutschen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß sie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber ist gar nichts hierüber zu sagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angst waren sie witzig, wie es die Menschen gewöhnlich sind, wo sie sich in Gesellschaft fürchten. Wer der Gefahr spottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch ist ein Herz darum schlecht, weil es furchtsam ist? Was aber jenen Deutschen betrifft, der auf dem Besue eine Partie Whist spielen wollte, so hätte ich selbst zwar ein solches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whist verstehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angesicht der Lava“ eine Partie Pifet zu spielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, so würde ich, wie folgt, zu ihm gesprochen haben, und wäre dabei so in Eifer gerathen, daß ich ihn, gegen alle Regeln der Höflichkeit, geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Aussprache höre, ein Würtemberger bist, ich aber ein Nassauer bin; sondern weil deine Gesinnungen und deine Gefühle meinem Kopf und meinem Herzen ganz fremd sind. Du drohst, meine Whistkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was

liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es giebt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieser groben Koketterie zu täuschen — ich durchschaue dich, Fremdling, du schmeichelst dem Besue, weil du vor ihm zitterst, und du zitterst vor ihm, wie du vor dem Geheimen-Rathe in deiner Kreisstadt zitterst. Du findest es kleinherzig, Whist zu spielen, im Angesichte dieser erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag mir, Fremdling, hast du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenstern des Cassinos, wo du spieltest, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelst morgens beim Frühstück mit deinem Weibchen, und hast noch die Zeitung in der Hand, die dir vom spanischen Bürgerkriege erzählt, und wie dort nicht ein Besue Flammen speit, sondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willst, du tanzest über Gräbern; singe, wann du willst, Thränen begleiten dein Lied; siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin. Kennst du den Scherz nicht, kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend. Schau her, Fremdling: Ich selbst werfe

jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit,  
nicht wie du, aus Kriecherei. Sieb mir deine  
Hand, Würtemberger, dort liegt die Asche mei-  
nes Zornes."

---



### XIII.

#### V o r r e d e

zu dem Buche: „die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. s. w. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach 1823.“

---

Die Bescheidenheit des Herrn Herausgebers dieser Sammlung: zu verschweigen, daß er sie veranstaltet, mit dem Geldertrage derselben den Armen seines Wohnortes beizustehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich ersuchte, eine Vorrede dazu zu schreiben. Ich ziehe diese weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel selbst nicht wissen, dessen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm, seit zweitausend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel seyn, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erscheint jeder, unansehnlicher Ge-

stalt, der, für die Armen nur sprechend, sich dem zur Seite stellt, der für sie handelt. Aber in unsern heißen Tagen ist die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pause zwischen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch selten mehr spricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und bestreben uns nicht, und verstehen es nicht, sie zur schönern Kunst zu erheben. Das beweinenwürdige Geschlecht! Es ist tugendhaft im Schweisse seines Angesichts, und spielend schlecht, statt daß den glücklichen Menschen einer bessern Zeit die Tugend eine festliche Freude war, und das Laster, der Wochentage saure Mühe. Der Eigennuß ist der Dünger unserer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber ist, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und sobald er still ist, regt sich nichts mehr in uns. Unsere Wohlthätigkeit ist nur eine bessere Polizei, und man ist noch nicht gut, wenn man besser ist, als die. Wohlthaten sind jetzt so unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erst die Freude beginnt, mit der Noth aber unser Erbarmen endet. Wir sind nur der christlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die schönere der

Mitfreude ist uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergessen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber siebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum besten aller Könige? Daß er nicht gewünscht, alle seine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, sondern ein Huhn einmal jede Woche. Diese engherzige Zeit hat es als eine schöne Erfindung der Menschenliebe gepriesen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Krumfordische Suppen daraus bereitet! Fromme Christen, wenn sie ihre Erben beneiden, lassen Spitäler bauen, und sorgen dafür, daß jedes sieche Daseyn gefüttert und gefrisset werde, damit ja kein rascher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauspielhäuser zu errichten, damit das arme Volk eine geistige Freude habe, worin es seine trockne Kruste tunke, das fiel noch Keinem ein! Glückliche nur ist in unsern Tagen, wer Courfähig oder Spitalfähig ist; wer aber mit unbiegsamen doch gesunden Gliedern in der Mitte wandelt, sucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man spendet ihm erst getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn

wir den Armen das Leben fristen, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Brosamen der Hoflust zu verzehren. So gemein profaisch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geschmack, und es ist wahrlich gut, daß der Himmel die Almosen vergilt, die man dem Bettler reicht; daß Geben selbst belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben Ihm die Großen Kinderspiele und süße Leckereien, und nahmen Sich den Ernst und die saure Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philosoph leben, dessen Vormünder aber spielen und essen Zuckerbrod. Einem Handwerksmanne des alten Roms,kehrte er ins Leben zurück und säße auf der Dreibazengallerie unserer Theater, müßte zu Muthe seyn, wie einem Flibustier, der, nachdem er sich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingstmontag für zwei Kreuzer über den Mayn zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich schlagen unsere wohlerzogenen, weichen, furchtsamen, polizeikommissarischen Herzen sehr stark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphiz

theater des Vespasians neunzigtausend Zuschauer unentgeltlich gessen, und daß es unter diesen Umständen fast nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientalischen Majestät requirirte Reisende nach beendigtem Schauspiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unserer schönern Zeit, wo über je drei Menschen vier Aufseher gesetzt sind, und wo nur noch Seelen in der Einsamkeit zerquetscht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Christenthum rühmt sich, die Sklaverei abgeschafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die sich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt alles eine Haut wie Sammet so weich und fleckenlos wie Schnee, und darunter sitzt das franke angefaltete Leben. Waren die leibeigenen Menschen des Alterthums nicht glücklicher als die geisteigenen unserer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindenschaft, aber sie genossen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; diese, verwaist und frei aller verwandtschaftlichen Bande, sind verlassen und der launischen Hilfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigstens lebendigen Geschöpfen unterthan, diese sind leblosen Sachen unterworfen, sie sind Sklaven ihrer Bestimmung, der Scheere, der

Feder, des Hobels oder sonst eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggeborenen wie sonst ihre Patrone, bei denen sie in Sorge und Noth Rath und Beistand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und dessen Gabe beschämt, weil sie durch Liebesdienste dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verschenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menschheit wäre das Glück zugemessen und gezählt, und über dieses Maas und diese Zahl hinaus werde nichts bewilligt, und darum hätten die Menschen sich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müsse der Andere entbehren. Dieser Wahn entspringt aus der schwachen und eiteln Gesinnung unseres Geschlechts. Millionen Menschen müssen so viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, wenn Millionen sie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre ist die Folie, die der Loge Glanz giebt, und jeder Casino-Ball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei seyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu bescheinen, und leuchtet sich nicht aus, wenn

noch Milliarden Menschen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unsere Wohnungen Fenster haben. Wollt Ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiste Freiheit herrscht, hat man die Wahl, taub, stumm oder blind zu seyn, aber alle seine Sinne zugleich zu gebrauchen, ist nur denen erlaubt, die sich alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle steht, und das Glück erwartet, geht dieses auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schicksal neckt sich gern mit einfältigen Menschen: den Füchsen unter ihnen setzt es das Glück in enger Flasche, den Störchen auf flacher Schüssel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menschen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüstet sey und nie verdurste; doch diese angeborenen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das ist die Quelle der Armuth: Die Theilung der Arbeiten. Eitle Staatssoφisten prahlen damit, wie sich der menschliche Geist so herrlich hoch hinaufgeschwungen, und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menschen arbeiten. Die Unglückseligen wissen nicht,

daß darum auch jeder Gewinnst von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menschen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menschen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Festtage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel: Könige wie Bauern stehen hölzern auf dem ihnen angewiesenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeschriebenen Wege, und sind sich einander gleich an Dienstbarkeit, noch ehe sie der Tod in seine Schachtel wirft. Frei sind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe springen, und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieser Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden seyn, der selbst ein Ritter ist; aber kein Bauer kann es, kein König sollte es seyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Göttersucht dieses Zwerggeschlechts gebracht! Sie haben die Menschen unter einander gestaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht, ohne Dach und Fach, die zu nichts führt. Und nachdem sie damit fertig geworden, haben sie selbst die leblosen Dinge unter einander geordnet, und eine Aristokratie der Sachen eingeführt. Selbst die alte ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben sie abgeschafft, weil ihnen diese noch zu republikanisch geschienen, und haben nur das Feuer monarchisch bestehen lassen, ihm aber



Luft, Wasser und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur linken hinüber sieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrschen. Diese Verhältnisse aber sind zu unnatürlich, als daß sie ohne Kunst zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß sie fortbestehen, die List zur Gewalt gesellt, und haben den Bürgern, denen sie jedem einen kleinen Lebensring angewiesen, vorgelogen, dieser Ring sey ein unermesslicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menschen ausreiche; darum möge sich ja keiner zerstreuen, und über die Gränze schweifen, sondern jeder soll in seinem Gebiete bleiben, und es benutzen, und sein Geschäft zur größten Vollkommenheit zu bringen suchen. Die leichtesten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anstrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären sie die schwersten Verrichtungen des menschlichen Geistes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, sich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geselle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meisterrecht, eine Semmel zu backen, wird erst nach längern Prüfungen zugestanden, als man sonst zu dulden hatte, die Eleusinischen Geheimnisse zu erfahren. Daher die

Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geistes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt sich füttern, und lebt vom Schweiß des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegesellschaften und am Spieltische zu verwenden, und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

---

## XIV.

### Für die Juden.

(1819.)

---

#### 1.

Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verständen das die Menschen, dann wäre keine Noth, und es bedürfte der Rede nicht.

Weil sie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiste, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe ist, straucheln und fallen sie bei jeder Bewegung, führt sie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht sie jede Erfahrung unerfahrner, ist ihnen jede Erscheinung fremd, und erwachen sie jeden Morgen neugeboren. Weil sie den Bau der Menschheit nicht kennen, erscheint sie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil sie den Bau des Staates nicht kennen, ist ihnen dieser nur ein Haufen von mannichfaltigen Ansprüchen und Gelüsten, die alle nach Vorherrschaft streben und sich

befeinden. Darum verwirrt so vieles die Sinne dieser armen Menschen, und fast zu grausam ist die Vorsehung, daß sie die Buße für Jahrhunderte der Schuld, einem einzelnen Geschlechte aufbürdet.

Unser Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an; aber so groß ist die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünschen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgesinnten verderben am meisten. Jene sehen schadenfroh dem Uebel zu, und thun oft nichts Schlimmeres, als daß sie dessen Verlauf der Natur überlassen. Diese aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwissend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben sie für jedes und für jeden Schmerz eine besondere Heilungsart. Sie sind so toll, daß sie auf den fieberhaften Puls ein Pflaster legen, ihn zu besänftigen, als säße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht so? Kennet Ihr den Blutlauf des Volkslebens, und hätte ich nicht erst um Verzeihung zu bitten, wenn ich von so weit-  
 aussehenden Grundsätzen zu den Juden — hinabsteige, wie Ihr sagen werdet? Von den Hassern jener unglücklichen Menschen rede ich nicht; sondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Diese Judenverfolgung, mögen sie denken, daß sey keine vaterländische Sache, eine Kleinigkeit. Freilich,

eine häßliche beblätterte Lippe mag jungen Mädchen nur nicht küßenswerth dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.

Will man reden von dem unverföhnlichen Haffe, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen, für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Aze dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist sein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhrend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all' das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern, das Daseyn verpestet, und sie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Keger verbrannt; aber weil dieses, unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt? Sonst, dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und

darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerrische Behauptungen, mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben können, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven, und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmern und schwirren, wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüther nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sähen sich die Feinde nicht, und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Nordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eignen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird

begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß sie keiner Freiheit würdig seyen, und daß man sie zu Gefängnißwärtern der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

## 2.

In dem letzten Jahrzehent vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden, menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt, und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widerseßlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel, und Deutschland wurde frei. Also bald erhoben sich im nördlichen Deutschlande einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und



die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen (denn es ist ein verführerischer Traum an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen), schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen, hier und dort, die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen gedrückt, doch sie allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer Leiden Vorthail schö-

pfen — ich meine, es ist eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht herstellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geist, gleiches Herz, und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urtheilten sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen seyn, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung, erschienen ihnen zu selbstständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimilirt werden zu können, sie dünkten ihnen eine harte, unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, ein unisones und uniformes Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich alle das Streben und Kämpfen des deutschen Volks gegen die Aristo-

fratie gerichtet seyn müsse, dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von Seiten der Großen entbehrlieh mache, damit Letztere zu keinen jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können, und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines Allen kenntlichen, Allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutsche wissen, um was sie kämpfen, und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß, und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja, freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ärndten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half.

Es lehrt uns, was wahre Freiheit sey, und wie man sie verdient, und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenthums verstummt, und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrthum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit ist nie zu theuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

---

## XV.

### Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur.

(1819.)

---

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust, und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entzückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geschäftsmann willkommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung, selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und

wer nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern, daß er gelobt werde — so urtheilen sie. Aber was mich jetzt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflüßt? Gewiß ist es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer mein Inneres hervorge stellt. Aus einer reinen Quelle entspringt meine Besorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu belustigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens seyn, es ist schwer, ja es ist unmöglich, keine Satyre zu schreiben!

Zensur! Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer, in Trübsinn, ernstes Nachdenken, in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächer-

lich, erhaben und läppisch, bewunderungswerth und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt, und nicht einmal dieses erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit, in hohen und stolzen Wellen daher, und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ozean entgegen setzt, das ihn mit eisernem Strande abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur so viel in's Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig ist. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück, als dessen sie theilhaftig werden können. Nun giebt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneebällen gegen Kanonenschüsse wehren, und beim Nordlicht=

schein mit Sprüzen zu Hülfe eilen, weil sie die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzener Speisen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen. . . . Es ist klar, daß ich von der Oestreichischen Zensur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verstand. Die inländische Zeitungszensur hat nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die in's Land kommen, einer Zensur unterliegen, und weil bei der Beschränkung der Pressfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerichtig, und daher mit Erfolg durchgesetzt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zensur unterworfen, alle ausländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffee- und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Zensur, die solche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern ste-



hen? Frankfurt, dessen Gebiet nur wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches seyn sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Heerd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite; sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu seyn, die den freisinnigen Ansichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutschlands, oder zurück, den Weg versperre? Kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen jeden, der sie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder bestünde die Freiheit unserer Verfassung etwa nur darin, daß abwechselnd jeder Bürger dazu kommen kann, diese Freiheit beschränken zu helfen?

Man sucht die Ausübung einer so strengen Zeitungszensur, mit der Anwesenheit der Bundesversammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feig-

heit durch Furcht beschönigen wollen. Wie, die Bundesversammlung, die Stellvertreterin aller deutschen Mächte, von denen die meisten Pressfreiheit, manche Zensurfreiheit in ihren Staaten haben, sollte verlangen, daß in einem fremden, unabhängigen republikanischen Staate, nicht geschehen dürfe, was bei ihnen selbst zu Hause geschieht? Welche Gesandtschaft könnte sich über eine freimüthige Sprache in den hiesigen Tagesblättern beschweren? Wir wollen sie alle herrrechnen, und man wird sehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie sie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oesterreich hat zwar eine sehr beschränkte Pressfreiheit und eine strenge Zensur; allein, es ist nicht sein Vortheil diese Grundsätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeist schon eine gewisse Festigkeit angenommen hat, und mündig geworden ist. Es ist nicht das System der österreichischen Regierung, die öffentliche Meinung für sich zu stimmen, sondern sie erkennt gar keine solche an, und sie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgesprochen, eben so unwillig zurückweisen, als einen Tadel. Dieses ist sehr folgerichtig. Die öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst buhlen, das

heißt sie anerkennen, und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es gibt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr bestehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch sie anerkennen, und wenn man in einem solchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, so verliert man mit dem Besitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oesterreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg so gefährlich ist als Niederlage. Seinen starken Einfluß den es auf die deutschen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Pressfreiheit gebrauchen wollen, dieses um so weniger, je mehr ihm daran gelegen ist, das in seinem eigenen Staate bestehende Regierungssystem, unangefochten fortbestehen zu lassen.

Preußen kann der Pressfreiheit keine Fesseln anlegen wollen; es würde sein Lebensprinzip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den innern Schwerpunkt den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Achtung deut-

scher Bürger. Die Preussische Regierung täusche sich nicht; sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutschen Hofe vergeblich; man ist ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des Deutschen Volks ausgegangen ist; man wird sie verlassen in der Noth, und dann würde ihr das Deutsche Volk allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schützt.

Von der Bayerischen Regierung läßt sich am wenigsten erwarten, daß sie durch ihre Gesandtschaft in Frankfurt, die dortigen Zeitungen ängstlich sollte bewachen lassen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Pressfreiheit geduldet wird; auch wird sich finden, daß die meisten Artikel die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, aus Bayrischen Blättern entnommen waren.

Württemberg hat unumschränkte Pressfreiheit und keine Zensur; also von dieser Seite kann nie ein Deklamationen-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. s. w. ist eben so wenig zu besorgen.

Die Gesandten von Frankreich und England, werden sich wohl nie herablassen über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten selbst die sie vertreten, völlige Pressfreiheit herrscht, und es lächerlich wäre, wenn sie fürchteten, der Meinung die man von jenen Ländern in Deutschland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falsche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmsten Dank des Deutschen Volkes sich erworben, weil es ihm so treulich beistand den Tyrannen zu stürzen. Um so mehr läßt sich von ihm erwarten, daß es den Deutschen auch behülflich seyn werde, alle Tyrannei zu zerstören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Aristokratie nämlich, die nicht durch Tausende von Bajonetten, sondern nur durch die Freiheit der Presse, durch die Oeffentlichkeit besiegt werden kann.

Man sieht, daß es kein Interesse irgend einer der Mächte, die sich in Frankfurt durch einen Gesandten vertreten lassen, seyn kann, die hiesigen Zeitungen unter strenger Zucht zu halten. Es ist hier nämlich von einem wirklichen Staatsinteresse die Rede; denn was etwa sonst die ministerielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatische Kanzleiverfahren, und der zarte Hofston, dabei ei-

genmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräsentirten Staaten oder Fürsten angesehen werden, und verdient nicht die geringste Berücksichtigung. Man darf sich keine Artigkeiten auf Kosten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Gesetzgebern und Regierungsbeamten eines Freistaates stünde ein gewisser Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt sich nur für große Staaten, weil sich diese hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen seinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten seit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von seinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unsere epidemischen Feinde, die Franzosen, weniger Millionen Brandschatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die schonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hiesigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unsere Köpfe flogen und unsere Häuser anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unsere Selbstständigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig stolze Sprache die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener schönen Leichenrede unserer Freiheit, nicht die größte Bürgschaft ihrer einstigen Auf-

erstehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken lassen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuströmen; jeder gute, jeder nachsinnende deutsche Bürger zürnt und weint, wenn er sieht, welchen Jammer ungeschickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die sich der Freiheit des Volks entgegensezte, dann könnte man sagen: wir wollen sie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir sagen: wir wollen sie bemitleiden und belehren. Aber die Philisterei ist's, diese widerliche abgeschmackte Mischung von Engherzigkeit und Geistesflachheit, der nicht beizukommen ist als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner der sich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leser des bisher Gesagten werden erwarten, ich hätte meine Forderungen an die Pressefreiheit in Frankfurt, hoch gestellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu schreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrücke der Constitution die Hoheit in der ganzen Bürgerschaft ruht, nicht geringer seyn könne als in monarchischen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein so ist es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hiesigen Bundesstadt

obwaltende gesellschaftliche Verhältnisse billige Rücksicht genommen, und keine größere Pressfreiheit verlangt, als sie in solchen deutschen Staaten besteht, wo noch Zensur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumessen wie viel bei der Zensur wie sie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Zensor und wie viel der Behörde zuzuschreiben sey, welcher derselbe für seine Amtsverrichtungen verantwortlich ist; aber nach welchen Grundsätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundsätze diese Zensur verfahren sey, wird man aus nachfolgendem ersehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einsichtsloser wird wohl in ganz Deutschland keine Zensur verwaltet als die hiesige. Ihre Strenge hat mich nie so erbittert als es ihre Nachsicht that, weil sich aus dieser ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkühr war. Es wurden Zeitungsartikel gestrichen, die in den Residenzen der Regierungen oder Fürsten, von denen sie handelten, selbst gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Ist es nicht die billigste Forderung von Pressfreiheit, daß sie für jeden Staat von welchem die Zeitungen sprechen,



in einem solchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate selbst über ihn gesagt werden dürfte! Also (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abstrakte Sprache versteht nicht jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen gesagt werden dürfen: über Bayern, so viel in München selbst, über Frankreich, so viel in Paris, über Württemberg, so viel in Stuttgart, zu sagen erlaubt ist, und ist es nicht die größte Feigheit, die Rücksicht für eine Regierung so weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen sie in ihren eigenen Staaten freien Lauf lassen muß. Die meisten Artikel die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, waren aus Deutschen, schon einmal zensirten Blättern entnommen. Da die Deutschen Zeitungen sich wechselseitig abschreiben und die meisten derselben unter Zensur stehen, so giebt es nichts spaßhafteres, als dieses vielfache Destilliren eines Artikels, und wie solcher bis er dem durstigen Leser zu Munde kommt, durch zwölf Zensurkolben wandern muß, und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geist herausgearbeitet ist, nicht um ihn zu trinken, sondern um ihn wegzuschütten, und nichts als das lymphatische Wasser übrig zu behalten.

Wo die Zensur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut sie was ihr obliegt, und man weiß woran man ist; aber das Recht zu begnadigen sollte sie nicht haben, dieses macht ihre Gewalt nur noch tyrannischer, indem es ihr die Freiheit giebt nach Willkühr zu verfahren, und zu tödten oder leben zu lassen wie es ihr beliebt. Dieses Begnadigungsrecht, hat die hiesige Zensur zuweilen, und unter sonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot sich manchem Zeitungsartikel einen Reisepaß auszustellen, doch müsse er sich legitimiren woher er käme, das heißt die Quelle des Artikels müsse angegeben, es müsse bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen sey. Man denke ja nicht, daß hier von Thatsachen die Rede gewesen sey, wo die Zensur, wenn die Thatsachen auffallend sind, vielleicht manchmal mit Recht, nach einer authentischen Quelle fragen dürfte, sondern Meinungen, Ansichten betraf es. Waren sie aus einer andern Zeitung genommen, ließ sie der Zensor stehen, erschienen sie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerst, oder waren sie aus französischen Blättern übersezt, dann wurden sie gestrichen. Darf ein Frankfurter nicht so gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum soll hier die Geistesfabrikation unterdrückt,

der Activhandel mit Geistesprodukten verboten, und nur ein Ideen=Expeditions=Handel verstattet seyn? Der Zensor hat mich mit seiner Vorschrift: *Angabe der Quelle*, oft in Verzweiflung gesetzt. Wer gab mir *Wünschelruthen* genug alle die *Quellen* zu entdecken? *Quelle, Quelle*, hieß es jeden Abend 10 Uhr wenn ich den Zensurbogen bekam; ich träumte von *Quellen*, ich hörte sie rauschen. Hatte ich eine Pariser Nachricht, die dem Zensor etwas gespenstisch aussah, so schrieb er vor: *gute Deutsche Quelle oder d.* (der Tod). Wie ist es nun möglich, daß eine französische Geschichte eine deutsche *Quelle* haben kann? Und was heißt eine *gute*?... Das ist eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß sie wännen, Meinungen die sie fürchten, hätten eine *Quelle*, die man nur zuzustopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine *Sündfluth* bilden, aber nur zum Verderben der Gottlosen; die Gerechten werden sicher ihre *Noahs=Arche* finden.

Ich will die losesten Zensurstreiche in chronologischer Ordnung erzählen, und dadurch jeden in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, wie sehr meine Beschwerden über den erlittenen Druck gegründet sind.

## Erster Fall.

In einem Artikel von der niederländischen Gränze, 22. Dez., worin von der in Brüssel vorgefallenen angeblichen Verschwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle gestrichen:

„Unter den Verhafteten will man selbst fremde Agenten bemerken, die wohl nur so pro forma verhaftet wurden. Bei der, bei dieser Gelegenheit vorgenommenen, Verhaftung einer Anzahl Franzosen hat man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke seyenden Verschwörung nur dazu benutzt worden sey, Personen, denen man übel wollte, verdächtig zu machen. Es scheint im Interesse gelegen zu haben, einen großen Verschwörungsplan, der von den Niederländern aus über Frankreich und Italien bis nach St. Helena verzweigt seyn sollte, wahrscheinlich zu machen, und dieß ist auch für den Augenblick gelungen.“

Dieser Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wissen, im Königreiche Bayern. Wenn die Vorzüge eines Freistaates gegen eine Monarchie, nur in einer strengeren Zensur bestehen, so werden wohl viele Jene wünschenswerther finden. Was lag in diesem Artikel gefährlicheres, was im geringsten das zu einer Beschwerde Anlaß hätte

geben können? Alle deutsche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es ist gut, wenn man den Fürsten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Aristokraten so oft benutzt worden, um sie im wechselseitigen Mißtrauen zu erhalten, so viel als möglich entlarvt.

### Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar, war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfrischen, aller deutschen Schnürbrüste ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutschen hätten bis jetzt noch nicht gelernt etwas bestimmt „und nachdrücklich“ zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zensur ausgestrichen. Es ist traurig, wenn ein Zensor eine dichterische feurige Einbildungskraft hat, und bei den Worten nachdrücklich fordern, gleich an die Stürmung der Frankfurter Bastille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier diese Aengstlichkeit? So viel bekannt, beschäftigt sich der Bundestag damit, den Deutschen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zensur hätte wissen sollen, daß hierbei nur vom typischen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede ist, und seyn konnte.

## Dritter Fall.

Ich bitte meine Leser, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und sie nachzulesen, um zu verstehen wovon hier die Rede seyn wird. Dieses Blatt war fast ganz durchstrichen. Ich, der ich mir dieses Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die gestrichenen Artikel doch stehen zu lassen. Ich bitte meine Frankfurter Leser noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzusehen, um sich zu überzeugen auf welche Art die Zensur hier verwaltet wird. Da ist zuerst ein Artikel aus Paris. Daß ihm vorgesezte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung ist. In diesem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dieß in vielen Pariser Zeitschriften mit weit stärkern Ausdrücken geschieht. Dem Artikel wurde von der Zensur das Todesurtheil gesprochen, und das Leben sollte ihm nur dann geschenkt werden, wenn er nachweisen könne, daß er eine gute deutsche Zeitung zur Mutter habe. Nun, sagt mir Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariser Nachricht ursprünglich in einer deutschen Zeitung stehen, und was heißt eine gute Zeitung? Also die Zensur in Frank-

furt wäre auch eine Staatszensur, von deren Ausspruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten sey, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre schrecklich-spaschhaft, wenn in dem bevorstehenden Pressegesetz für die deutschen Bundesstaaten, die Bestimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was schon in einer andern guten Deutschen Zeitung gestanden habe, und als gute wären anzusehen: der Oestreichische Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum soll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen über französische Angelegenheiten, was die Pariser Zeitungszensur selbst zu sagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatte, beide aus der in Augsburg erscheinenden allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch gestrichen. Die darin herrschenden Grundsätze sind freilich gefährlich, durch die Wachsamkeit der hiesigen Zensur wird aber dem bösen Geiste der Zeit, leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederursel, der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederursel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspest fortwüthen. Darum

alles vergebens. Man vergesse doch nicht, daß Revolutionen konzentrisch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Hessenkassel, im nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß gestehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von dessen Verbreitung war, daß an dem Tage wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutschlands seine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weise am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde alles in blutige Verwirrung gekommen seyn. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer ist ein Stück Franzosenland gewesen, und kann nie mehr selig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten von der Zensur gestrichenen Artikel dennoch stehen gelassen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation, auf 10 Rthlr. herabgesetzt wurde.

#### Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correspondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:



„Vom Main, 3. Januar. Von der deutschen Bundes-Versammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgesetzt wird, erwartet man in diesem Jahre noch weit erfreulichere Resultate, als in dem vorhergehenden Jahre.“

Geftrichen. — Es ist hart, daß einem Freunde seines Vaterlandes verboten seyn soll, der deutschen Bundesversammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen Venetianischen Staatsinquisition streng bestraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zensor hat sich unmöglich dieses Beispiel zum Muster nehmen können, ohne sich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutschen Fürsten, schuldig zu machen, und ohne seine Unbekanntschaft mit dem deutschen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftsteller in Deutschland gestraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil es giebt Fälle genug, daß solche wegen tadelnder Aeußerungen, bestraft worden sind.

#### Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweist dieser, welche eine schreck-

liche Sache es um die hiesige Zensur ist, welche Willkühr dabei herrscht und wie man der Leidenschaftlichkeit unbarmherzig hingegeben ist. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfassungsmäßiger gesetzlicher Regierung sich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie sich die Beamten dieses Staates in kleinen Fällen betragen. Sind sie zur Willkühr geneigt, pflegen sie sie zu üben, dann kommt es bei solchen kleinen Anlässen an den Tag; weil sie sich dabei nicht scheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu lassen, was sie bei bedeutenden Sachen, die Aufsehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unsinnigen! Sie messen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beschädigen, um einen Schritt den Weg versperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähen sie, sey bedeutungslos. Da ist keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Gesetze wie eine Million genießt, und wo in streitigen Sachen, der Richter über einen schmalen gedruckten Papierstreifen nicht eben so ernst und nach den Gesetzen Recht spricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar stand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht aus welchem Blatte entlehnt:

„Vor einem guten Flaschenstöpsel (schreibt Jemand) habe ich immer allen Respekt, und er verdient ihn. Denn ein solcher Stöpsel ist ein ordentlicher Vorgesetzter, Leib- und Halsherr der Flaschen, ein Kunst- und Stuhlmeister, ein Festungscommandant und Grandmaiter, der um so mehr auf unsere Achtung Anspruch zu machen hat, je mehr er nach seinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit besitzt, allen Druck geschmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorsteht oder oben sitzt, alle champagnermäßige, luftige Auf- und Ausbrausungen zurückzuhalten; daher auch, sobald ein zuverlässiger, wohlgeschmizter und gescheiter Stöpsel seine Schuldigkeit thut, aus seinem gläsernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geist oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpseln!“

Diesen Artikel . . . . hatte ihn die Zensur gestrichen? Nein, sie hatte Schlimmeres gethan als das; sie hatte dabei bemerkt: „Passirt ohne Anstand.“ Der Zensor glaubte wahrscheinlich, dieser Artikel sey darum aufgenommen worden, weil er auf Zensurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte sich daher gedrängt, einen Beweis seiner Hochherzigkeit zu geben, und merken zu lassen, daß er zwar die Beziehung verstanden habe, sich aber darüber hinaussetze, und dem Artikel freien Lauf lasse. Nie hat mich ein Druckverbot so sehr em-

pört als diese Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die Zensur ein Amt sey, das ohne Leidenschaftlichkeit, oder wenigstens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

### Sechster Fall.

Da die Aengstlichkeit und Strenge der hiesigen Zensur, wie es die Behörde, die sie ausübt, offen erklärt, nur die Anwesenheit der Bundesversammlung zur Quelle hat, so mag es erklärlich seyn, warum man einem Journalisten in Frankfurt verbieten mag, freisinnige, der Aristokratie mißfällige Ansichten aufzustellen. Wenn aber diese Ansichten aus andern deutschen Blättern entnommen sind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen sie nicht haben? Werden Artikel aus der allgemeinen Zeitung, welcher doch Zeder, Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen, aber doch nachsagen muß, weniger verbreitet, wenn sie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnehmen? Aus welchem, ich will nicht sagen, rechtlichen und vernünftigen, aus welchem Grunde überhaupt, sey er auch aus einer falschen Ansicht hervorgegangen, wird Stellen wie folgenden, von der Zensur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar, wurden von einem der allgemeinen Zeitung entlehn-

ten Artikel: Aus Deutschland 7. Jan. die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte gestrichen:

„Wir eben so wenig, wie die Franzosen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — sofern wir sie noch nicht haben — vorenthalten lassen! Volksvertretung, Pressfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre, auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finsterniß religiöser und aristokratischer Vorurtheile, Anmaßung der Privilegirten auf der andern Seite — das sind die Lockungen, die auch unsere Nation auf dem Scheidewege zu schöner, kräftiger, heilbringender Entwicklung und gesetzlicher Ordnung führen, oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen stürzen können! Wir fürchten dieses Schreckbild nicht, wo es durch weise Regierungsanstalten, durch offenes Fortschreiten mit der Kultur und den Bedürfnissen des Volks frühzeitig gebannt wird.“

Weise Regierungsanstalten, Fortschreiten mit der Kultur, Bedürfnisse des Volks, sind das Schreckbild, welche die Zensur einer freien Stadt bannen soll?

— In dem nämlichen Blatte, ward in dem Artikel Stuttgart 9. Januar, welcher von der

Presßfreiheit im Königreiche Württemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erscheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle gestrichen:

„Der kategorische Imperativ in der Philosophie eines Mandeville „nach der Gunst der Staatsregierer, als nach dem Höchsten zu trachten,“ und so nicht nur mit Regenten, sondern auch mit Ministern u. oder gar mit Mätressen Abgötterei zu treiben; diese feine Religion soll noch heute viel Anhänger haben.“

Beim Himmel, man kann es bei tausend Gelegenheiten erfahren, wie wahr es ist, was Lessing irgend Einen sagen läßt: „Wenn man über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, so hat man keinen zu verlieren.“ Alle Bürger und Beisassen der vierzehn Quartiere unserer Vaterstadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Minister noch Staatsmätressen giebt, nicht obige Stelle soll drucken lassen dürfen, da es doch in einer Königsstadt geschehen durfte? Aber da ist die alles zerstörende Beamtenwillkühr, die sich auf der Wachtparade des bürgerlichen Dienstes im und am Kleinen übt, um bei ernstern Treffen, gewandt und fertig da zu stehen. Da ist der unselige alles verwirrende Geist der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Gesetze zum vermeintlichen

Guten zu leiten, sie väterlich zu regieren, und die so oft die schlechte Regierungs=That mit dem guten Willen beschönigt. Zu so unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen ist, wähnt man keine Vorschrift der Gesetze nöthig zu haben, und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als sey in der bürgerlichen Freiheit etwas unbedeutend, und als sey es nicht eben so verdammlich, wenn ein Beamter, der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers unberechtigt sich in den Weg stellt!

— In dem nämlichen Blatte steht folgender Artikel:

Frankfurt, 16. Jan. — Die heutige Ober=Postamts=Zeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker, über die Beschaffenheit des hiesigen Irrenhauses, welcher mit folgenden Worten schließt: „Im Irrenhause wird Niemand in den Sack gesteckt, oder ihm der Mund gestopft, völlige Redes und Gewissensfreiheit herrschet da. Das Haus ist demnach vor oder hinter dem Zeitgeiste.“ O trauriges Geschick, daß man den Verstand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Ich möchte sehr gern einmal den Verstand verlie-

ren, um dem Herrn Zensor sagen zu dürfen, was ich von seiner Zensur denke; aber dann freilich, fände ich wahrscheinlich nichts zu sagen, sondern würde alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demselben Blatte, freilich ironischer Weise, von dem verdorbenen, verstockten und verdamnten Frankreich gesprochen. Diese Worte wurden gestrichen. Wahrscheinlich hatte der Hr. Zensor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris selbst, täglich in weit härteren Ausdrücken, von Frankreich und seiner Regierung gesprochen wird, sonst hätte er wohl dem Einwohner einer Deutschen freien Stadt, diese Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre sehr gut, wenn der Hr. Zensor zuweilen nach dem Datum seiner Instructionen sähe. Es scheint manchmal, daß er die aus den Napoleonischen Zeiten zur Richtschnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies so viel Geld kostet, so sollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden, für Pariser Journale, nicht scheuen, und den Zensor verpflichten sie zu lesen, damit er den Geist der französischen konstitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hiesigen französischen Gesandten, Artikel streiche, die in Paris selbst nicht unterdrückt werden dürfen.



## Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel vom Rhein 9. Jan., aus der allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Partheienkampfe in Frankreich, und von den Umtrieben der Ultra's, spricht. Am Schlusse desselben heißt es:

„..... es handelt sich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konstitutionell-monarchischen Institutionen Frankreichs, an welche sich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergestellt und erhalten, oder ob der Volksgeist niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückschnellen dieser ewig elastischen Feder, mithin neue Revolutionen, verbreitet werden sollen. Die Völker wollen sie nicht, aber halbe Maaßregeln und Unterdrückung der Pressfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin sie führen, hat Napoleons Beispiel gezeigt.“

Die herausgehobenen Worte sind gestrichen worden. Alle europäischen Minister können ruhig schlafen, die Frankfurter Zensur wacht für sie; sie len auch dieser einst die Augenlieder zu, dann stünde es schlimm um die Ruhe der Welt.

## Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wissen, ob das Verfahren der Zensur in der Willkühr, Laune

und in den eigenthümlichen Ansichten des Zensors gegründet sey, oder ob derselbe nach Vorschriften der oberen Behörden handelte. Um dieses ausfindig zu machen, versuchte ich einige Male, bei dem Vorgesetzten des Zensors, Abhülfe gegen die Bestimmungen des letztern zu erhalten, und fand sie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich, ließ, so oft ich mich bei ihm beschwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zensur gestrichen hatte, freien Lauf. Allein macht diese Erleichterung den Druck nicht nur noch schmerzlicher, da sie beweist, daß der Druck unnöthig, ungesetzlich war, und daß der Zensor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben diese Bemerkung machte: Der Herr Zensor habe nicht gewagt, diesen oder jenen Artikel auf sich zu nehmen. Allein ist denn, um des Himmels willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zensor sich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um sicher zu seyn, daß, was er seine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als seine Pflicht, und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beschränken? Soll der Grad der Pressfreiheit in Frankfurt, von den stärkern oder schwächern Nerven des Zensors, und von

seiner daraus hervorgehenden, größern oder geringern Mengstlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zensur der zweiten Instanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan., war ein Artikel aus den Rheinischen Blättern, die Bittschrift des Grafen Las Cases an das brittische Parlament, wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena, betreffend, aufgenommen. Die Zensur strich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Cases, für seinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrscheinlich richtete sich der Zensor nach den Instruktionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich gesagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeschrieben worden seyn, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu lassen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutschen eine Richtung nach Außen zu geben, und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne sich gegen die Erben seiner Grundsätze zu versündigen. Dieß hätte der Herr Zensor bedenken sollen, und dann würde

er jenen Artikel nicht gestrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector dessen Verfahren nicht zu billigen, und schrieb auf das Zensurblatt: „Kann gedruckt werden, außer den durchstrichenen Zeilen.“ Die gestrichenen Zeilen lauteten also:

... „so sehr man auch einen großen Theil seines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln.“

Was dieser Satz für die Ruhe der europäischen Monarchien Gefährliches enthält, ob dessen erster oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich sage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbe Galiani aufgenommen:

„Die moderne Theokratie fängt damit an, daß sie die Menschen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Ist man an das Höchste von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Pabst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem so zahm gemachten Wesen kann er alles machen, was er will.“

Diese Stelle strich die Zensur unbegreiflicher Weise, da wir in Frankfurt weder einen Pabst, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen

Novizenmeister, noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch sah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zensors ein, und begnadigte den verurtheilten Artikel.

### Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Missionäre im südlichen Frankreich, und von den Wundern, die sie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen gestrichen:

„Die Barmherzigkeit Gottes beschränkte sich aber nicht auf die Katholiken allein; selbst die Protestanten konnten sich des allgemeinen Eindruckes nicht erwehren. Es haben sich wenigstens 25 bekehrt.“.....

„Am nämlichen Abende kamen 5 Protestanten, worunter einer von 22 Jahren sich zu meinen Füßen warf, und sagte: Mein Vater, ich bin Protestant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken.... Man segnete 47 Ehen ein.“

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar, aus dem Opposi-

tion'sblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zensur erzählt war. Die Frankfurter Zensur strich den Streich ihrer lieben Schwester. Auf Beschwerde darüber beim Herrn Polizeidirector, erlaubte dieser die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zensurblatt schrieb, dem Artikel vorausgeschickt werden:

„Das Oppositionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch seine lächerliche Uebertriebenheit sich selbst widerlegt, und den wir nur deshalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entsteht.“

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zensur gelesen hat, wird nicht sagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beschuldigung, lächerlich übertrieben sey, auch hat sie sich weder selbst widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es ist weiter nichts daraus entstanden, als daß die Redaction des Oppositionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main, die Artikel ihres zuverlässigen Berliner Korrespondenten berichtigen zu wollen. Indessen habe ich später den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verschaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung voraus-

geschickt. Es ist höchst wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebsamen Handelsstadt, jeder seine schlechte Waare lobt, um sie gut zu verkaufen dort ein Zeitungsschreiber seine gute Waare tadeln muß, um ihr Absatz zu verschaffen. Den schönsten, besten, edelsten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeschickt, und dieses Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Passe gedient.

### Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar stand von Paris aus: „Das Ministerium, sagt man, ist gut, aber schwach.“ Aber schwach, wurde gestrichen, und nur der Bordersatz blieb stehen. Beim Himmel, wenn erst der hiesige Zensor die zu Paris erscheinende *Minerve Française* und den *Conservateur* zu streichen hätte, da blieb kein großes und kleines Ubc darin stehen, so viel als man braucht, um Kinder lesen zu lehren. Diese Sachen klingen alle so fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht, und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zensur schreiben wollen, und darum das Gemälde karrikirt. In der freien Stadt Frankfurt soll man nicht sagen dürfen, daß französische Ministerium sey schwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die

Pariser Zeitungsschreiber es nur dann bewenden lassen, wenn sie höflich seyn wollen, und eine Anstellung suchen!

— In dem nämlichen Blatte stand:

„Auf den Pariser Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werther's parodirt. Man sieht, daß die Franzosen um 40 Jahre in der Geschichte der Deutschen zurück sind, sonst würden sie ganz andere Leiden zu parodiren finden.“

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Allein indem der Zensor dieses that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

#### Filfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutschen Blättern folgenden Artikel nachgeschrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannoversche Bundes-Gesandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darstellung der vorigjährigen Ereignisse unter den Studirenden zu Göttingen an die andern Herren Gesandten vertheilen lassen, und denen, die solchen Staaten angehören, worin Akademien sich befinden, in einer Note den Wunsch ausgedrückt, daß man



sich über allgemeine Grundsätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen.“

Gestrichen. Der Iß-Schleier der Bundesversammlung wäre durch diese Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

### Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 2. Februar, hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„Nordamerikanische Freistaaten.

Die Emigranten, so aus Europa ankommen, belaufen sich im Durchschnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen.“

Der Zensur unterdrückte diese Nachricht. Meine Leser sind wohl müde geworden zu fragen, warum? Wer kann das errathen! Über diesen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Postamtszeitung aufnehmen. Man sieht, wie die Censur nur nach Umwandlungen verfährt; denn, enthielte jener Artikel etwas, was ihn nach irgend einer Ansicht schädlich machte, wie konnte diese Schädlichkeit dem Zensur in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe diesen Fall wegen seiner Merkwürdigkeit

schon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht, und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da, so viel ich weiß, meine liebe Vaterstadt in keinem Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt ist, in welchem Falle sie das Preisen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht untersagen würde; so kann der Zensor bei seinen Ungedankenstrichen keine andere Absicht gehabt haben, als dem Geschichtschreiber von Kubschnappel etwas Unangenehmes in seinen Zettelkasten zu werfen, und Jean Paul, liest er dieses, nimmt gewiß eine saubere Feder, und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte, und mit verdienter Zierlichkeit.“

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Nawa, ja sogar des Manzanares, mir zu sagen, was sie vielleicht sonst denken von der Sache. Hat sich aber jeder satt erstaunt über diese wahrhaftige Geschichte, dann wird noch ein kleines süßes Wunder als Desert aufgetischt. Es besteht in folgendem: An dem nämlichen Tage, nämlich am Dienstag, dem zweiten Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zensor die angeführte Stelle gestrichen hatte, stand diese nämliche Stelle gesund und frisch in der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung. Da nun alle Zeitungen in derselben Stunde und

vom nämlichen Zensor durchgesehen werden, so müssen nothwendig binnen fünf Minuten, als so viele Zeit zwischen der Zensur des einen und des andern Blattes verflossen seyn kann, die auswärtigen Verhältnisse der Stadt Frankfurt sich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehrere Beständigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen lassen."

### Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei sogar auf das bekannte *Champ d'Asile* in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der *Minerve Française* entlehnte Nachricht von der, zur Unterstützung jener französischen Flüchtlinge, zu Paris eröffneten Subscription, durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieser Nachricht sorgfältig dabei setzte; die Zensur schrieb mir dieses ausdrücklich vor.

### Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zensur gestrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht selbst willkommen gewesen seyn, da ja ihr Dienstleister hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen schien? Es ist mir unerklärlich,

warum ihr dieses zuwider war, und warum sie bei dem Polizeiamte das Verbot, solche Punkte zu setzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine schriftliche Verordnung zugeschickt, worin mir, bei Strafe, alles Punktiren untersagt worden. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen solchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da später mehr hiervon geredet werden soll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

### A c t u m

bei dem Polizei = Amte der freien  
Stadt Frankfurt, Mittwochs den  
20. Januar 1819.

„Von Seiten der hiesigen Zensur geschah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden seit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zensur gestrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchschossen, um dadurch das Publikum aufmerksam zu machen, daß an dem durchschossenen Raum eine Stelle von der Zensur gestrichen worden. Da nun dieses Verfahren gegen alle Ordnung verstöße, so halte die Zensur sich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um

weitere Resolution darüber zu veranlassen, worauf beschlossen wurde:

u. s. w. u. s. w.

- 4) Die etwa durch die Zensur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen werden, vielmehr muß der Satz so zusammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes sichtbar wird.
- 5) Sollte, nachdem dieses befolgt worden, am Ende des Blattes selbst, ein leerer Raum übrig bleiben, so muß solcher entweder mit Advertissements, welche schon die Zensur passiert sind, oder mit solchen politischen Artikeln, die kurz zuvor in andern hiesigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion ist verbunden, zu dem Ende stets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Advertissements oder Artikeln zu sorgen."

Bald darauf trat auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorschrift zur Untersuchung gezogen und mit einer Geldbuße geächtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutschen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, ent-

haltenden Artikel, überschrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle gestrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beispiel von der . . . Zensur erzählen.“

„Ich war im vorigen Herbst in Aachen, und da alle Leute sich wunderten, daß die Aachener Zeitungen so schlecht wären, und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, so schrieb ich im deutschen Beobachter einen Aufsatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsschreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieses rühre lediglich von der Zensur her, welche es sich zum Gesetz gemacht, alles zu streichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinandersetzung mit den andern Kabinetern der Zeitungen wegen habe; denn sobald Zensur vorhanden, sey jede Zeitung offiziell, und daß die Brüsseler Zeitungen alles schreiben könnten, rühre daher, daß sie keine Zensur hätten, und also keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsschreiber die abgeschlossene Konvention früher als die Pariser, sie durften sie aber nicht eher drucken, bis sie im Moniteur gestanden. So seyen heute (so hieß es weiter in dem Aufsatz) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Castlereagh wären gehalten worden, allein ein solches Faktum dürften die Aachener Zeitungen schon nicht berichten, weil die Politiker hieraus schon auf

eine Verlängerung des Kongresses schließen würden, und die Zensur es deswegen nicht durchlasse.“

„Der . . . . Zensor fand aber auch die Sache zu bedenklich, und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zensur stecken, ohne daß sie weiter zum Vorschein gekommen wären.“

„Im Juni 1817 strich er die Kabinettsordre des Königs von Preußen, in welcher die scharfe Untersuchung wegen der Verspätung des Ostseegetreides befohlen worden, obschon diese sichtlich zur Bekanntmachung bestimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch stand sie nachher in allen Zeitungen.“

„Um dieselbe Zeit strich er einen Aufsatz über die Kornlieferungsgeschichte, der ganz zu Gunsten des preuß. Ministeriums geschrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten gesehen. Der Zensor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüsse verborgen liegen möchten, und fand es am sichersten, ihn zu streichen.“

„In einem Aufsatze von Westphalus Eremita strich er neulich so viel, daß dieser ihn im Herrmann aufs neue abdrucken ließ, und die gestrichenen Stellen mit Cursivschrift. Der Bürgermeister von Hagen (der Zensor des Herrmann), obgleich ein preuß. Unterthan, hatte also mehr politischen Muth. . . . . Der Artikel betraf nämlich Preußen.“

„Die Ursache hiervon liegt aber bloß und

allein in den fremden Gesandten. Diese glauben, daß sie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn sie die Zeitungen, so in dem Orte erscheinen, wo sie residiren, nicht gehörig lesen, und auf alle Kontrebande merken, da sie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn diese nun so etwas finden, so bescheiden sie den armen Zensor zu sich, ad audiendum verbum, und den andern Tag streicht er die halbe Zeitung, um nur seinen guten Willen zu zeigen."

„In Darmstadt hatte auch neulich ein Gesandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm sehr anstößig schien, und wegen dessen er bei Hofe eine scharfe Verfügung verlangte. Abgeschlagen und zur Justiz verwiesen."

Das überraschte mich nun weiter nicht; denn schon war ich an den türkischen Druck ganz gewöhnt, und davon abgestumpft worden, und ich hätte so geduldig, wie ein Lamm, selbst meinen Hals dem Zensor hingereicht, um mich aus dem Verzeichnisse der Lebenden zu streichen. Auch ließ ich die gestrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorschrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgestrichenen Stellen entstandenen Lücken, mit mehreren schönen Bekanntmachungen aus, so daß, besonders scharfsinnige Leser wohl entdecken konnten, daß das Wehngericht der Censur wieder einige den Landfrieden störende Redensarten



habe hinrichten lassen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei fand dieses gar nicht lustig, und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zensur Genugthuung zu geben, zur Untersuchung und Strafe, wie sich aus nachstehendem Polizeigerichts-Protokolle ergibt:

Auf Anzeige der Zensur, daß die Redaktion der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40. dieser Zeitung unter der Aufschrift „Bremen“ enthaltenen Artikel, welcher zum Theil gestrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelassen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieses Artikels eingeschoben habe, wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beschluß sub membr. 4. verstoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieser Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm bestimmt gegebene Weisung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er sich genöthigt gesehen, die zwischengeschobenen Artikel, von welchen schon der Satz fertig gewesen, als der Bremer Artikel von der Zensur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo sie wirklich sind, stehen zu lassen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug ge-

wesen, diese zwischengeschobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu setzen, indem er selbst bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei gewesen wäre; endlich habe er in der Meinung gestanden, daß solche Einschiebungen dem 4ten und 5ten membr. des polizeiamtlichen Beschlusses vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissemens nur an das Ende des Blattes zu setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.

In Untersuchungssache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zensur-Vorschriften ist der

### B e s c h e i d :

Da dieses wiederholte Zensurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weisung membr. 4. und 5. untersagt ist, mithin die angeführte Entschuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, so wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthälern und Bezahlung der Untersuchungskosten belegt, auch angewiesen, sich in vorkommenden Fällen streng an die amtliche

Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung  
scharferen Einsehens zu halten. Decretum Polizei-  
Gericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieses Urtheil verletzt fühlte,  
ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres  
Gericht. Ich lasse die bei dem Appellationsgerichte  
eingereichte Beschwerde=Ausführung hier nachfolgen.

„Die hier lebende und wirkende Zeitungs=  
zensur, in rechtlicher Beziehung als ein Findel=  
kind zu betrachten, dessen Name, dessen Herkunft,  
dessen legislative Urheber man nicht kennt; weit  
entfernt durch ein kluges, sittliches und bescheidenes  
Betragen ihre Herkommen vergessen zu machen,  
und nach der Achtung zu streben, die der Bürger  
sonst nur den auf offenem Wege erzeugten und  
vom Staate anerkannten gesetzlichen Einrichtungen  
gewährt, ist stets bemüht, der Weise jeder usurpa=  
torischen Herrschaft gemäß, das, was ihr das Recht  
versagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die  
Liebe und Achtung, die sie niemals findet, sich  
durch Furcht, die sie einzulösen sucht, schadlos zu  
halten.

Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die  
Handlungsweise der Zensur bisher gemacht habe,  
und die das oben ausgesprochene Urtheil nur darum  
nicht ganz rechtfertigen, weil sie es als zu gelind  
hervorstellen, nicht zur Unterstützung der Klage, die

ich führen werde, mittheile, so geschieht's, weil ich erst verstärkt durch tausend Stimmen der öffentlichen Meinung, meine Beschwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beschränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

Die Zensur, wie sie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt, seit dem ersten Tage ihres Erscheinens, ausgeübt wurde, liegt außer aller Beschreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmet werden. Sie befolgt keine Grundsätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; sie hat keine Regel, weder erhaltene Vorschrift, noch Konvention, noch eigene Ansicht. Es ist nichts dauernd an ihr als ihr Wechsel, nichts beständiges als ihre Unbeständigkeit. Hätte sie nur wenigstens ihre eigenen Vorstellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtschnur für den Redakteur gegeben. Aber so wurde gestrichen, was 24 Stunden später stehen bleiben durfte; ja, es ist geschehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels untersagt wurde, der am nämlichen Tage in der Postzeitung stand. Heute wurde ein Nadelstich mit der größten Uengstlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zensur geschehen, daß man die empfindlichsten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte.

Bald suchte sie Gift, wo keines war, und versperre allen Regierungen sehr willkommenen Grundsätzen den Weg; bald ließ sie den vermeintlich verderblichsten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Censur war eben so überraschend, wo sie gewähren ließ, als wo sie dazwischen trat; eben so bewundernswürdig in ihren Druckerlaubnissen, als Druckverboten. Mit dem bisher Gesagten soll keineswegs über das regellose Verfahren der Censur eine Beschwerde beabsichtigt (dieses wird an einem andern Orte erschöpfender geschehen), sondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundsätze oder Launen der Censur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem besten Willen zur Folgsamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderstehliche Uebermacht nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Censur die Druckerlaubnis untersagt wurde.

Das zensirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was schwer scheint) das Drückende dieser ganzen Zwangsanstalt nur noch schmerzlicher macht, erst Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen ist, wird sie so spät noch dem Redakteur ins Haus gebracht, der sie gewöhn-

lich beim Auskleiden erhält. Es ist alsdann nicht möglich, die durch das oft so freigebige Streichen entstandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchstrichene Artikel sind die herausgerissenen Sätze und Worte, wodurch der Zusammenhang verlegt, unsinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betäubte Lage versetzt wird, in die Regalien mancher Polizeistelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines schlechten Styls sich anzumäßen.

Der Redakteur der Zeit. d. fr. St. Frankfurt hat, wenn solche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsschreibern, wo Zensur ist, offen gelassen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenstriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelassen werden müssen, und so die Ehre seines Verstandes und seiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch frei genannten, Stadt Bremen beweisen, daß die erwähnte Befugniß den Redakteurs nie versagt war.

Die Zensur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht stehen bleiben zu dürfen: sie verfolgte die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie sie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie

schlug meine Gedanken todt, und untersagte mir zugleich, ihnen Leichensteine setzen zu lassen. Daher erwirkte sie bei dem Polizeiamte, mit welchem sie so eng verbunden ist, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der censirten Artikel zu setzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu lassen.

Wenn die hiesige Polizei berechtigt ist, Gesetze zu machen, dann vereinigt sie alle Gewalten, die im Staate vertheilt sind, und getrennt bleiben müssen, wenn nicht die persönliche Freiheit zu Grunde gehen soll. Nach der bestehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugnisse: 1) Sie macht den Antrag zu einem Gesetze. 2) Sie entwirft dieses Gesetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufsehende verhindernde Macht aus, daß das Gesetz nicht übertreten werde. 4) Sie untersucht ein Ueberschreiten desselben. 5) Sie setzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollstreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht erdacht werden! Auf diese Weise ist die hiesige Polizei eine wahre Encyclopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unsere studirende Jugend, statt sie auf Universitäten zu schicken, wo sie über zehn verschiedene Zweige der Jurisprudenz und der

Politik Vorlesungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibureau's auf dem Römer Sitz nehmen lassen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civilistischer und staatsrechtlicher Lehren praktisch beizubringen.

Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktiren der von der Zensur gestrichenen Stellen zu untersagen, und ob sie zwar um so mehr hätte eingedenk seyn sollen, daß im Staate alles, was nicht verboten, erlaubt ist, da sie sich selbst sogar erlaubt, was verboten ist; so hatte ich doch die mir zugekommene Weisung befolgt, geschreckt durch die schrankenlose Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um so furchtbarer erschien, da sie, wie es in der erwähnten Zensurverordnung der Fall ist, die Strafe, die sie auf die Uebertretung derselben setzte, nicht einmal bestimmt angab, sondern nur äußerte, daß diese Uebertretung „unfehlbare Ahndung nach sich ziehen werde.“ Ohnfehlbare Ahndung! Ist das die Sprache eines Strafgesetzes? Wenn die Gesetzgebung selbst die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht bestrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes, die Strafe bestimmt ausdrückendes Gesetz vorhanden, wie ist es möglich, eine unbedeutende



Uebertretung zu bestrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

Aber die Polizei, sich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeschränkt zu haben, wie sie nirgends durch keine Zensur in Deutschland eingeschränkt ist, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Untersuchung genommen und bestraft.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, vom 9. Februar, war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerstörung durch den feindlichen Einfall der Zensur übriggeblieben waren, noch zu sehen sind. Das zensirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Bunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähneter Verordnung mir vorgeschriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zensur veranlaßten Lücken „nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen“ und nach Nr. 5. „am Ende des Blattes“ keinen leeren Raum übrig gelassen, der auszufüllen gewesen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke

entstand, füllte ich sie mit „Advertissement s, welche schon die Zensur passirt hatten,“ aus. Diese Operation hatte mich bis Mitternacht beschäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorschriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehere. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchstaben der Verordnung befolgt, und die Polizei selbst wird wohl nicht sagen können, daß ich den Geist derselben verletzt habe. Ich wurde zur Untersuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweist. Aber Manches, wovon es nicht spricht, muß ich hinzufügen.

Ich wurde zum Herrn Senator \*\*\* vorge- laden, der freundlich und lächelnd (wie ich es dank- bar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler sprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Absicht gewesen, die Verord- nung der Zensur zu übertreten, noch auch, daß ein absichtloses Vergehen Statt fände. Wir setzten un- ser Gespräch freundschaftlich fort, und erst spät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Sena- tors die Unterredung zu Papier brachte. Dieses beunruhigte mich um so weniger, da der Herr Senator stehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd meine Entschuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretär ausdrücklich vorschrieb, er möchte Dieses und Jenes, was mir zur Rechtfer-

tigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernstes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden sollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In diesem Falle hätte die Untersuchung von einem Polizeigerichts-Assessor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müssen.

Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und administrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'schen Unter-Unter-Unterherrschaft noch bekannt war, und ich scherzte einverstanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geschlossen war, und ohne daß es mir vorgelesen wurde. Dieß war am 16. Februar geschehen.

Wie groß war nun mein Erstaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Assessor \* \* \* geladen und mir der dem Untersuchungsprotokolle als Fortsetzung desselben beigefügte polizeigerichtliche Bescheid, der mich zu 10 Thlr. Geldstrafe und in die Kosten verurtheilt vorgelesen wurde.

In diesem Vernehmungprotokolle, dessen Inhalt ich bei diesem Anlasse zum erstenmal erfuhr,

heißt es am Schlusse: „Herr Doktor Börne wurde  
 „hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte  
 „Beschuß ausdrücklich die Vorschrift enthalte: Ueber-  
 „tissements nur an das Ende des Blattes zu  
 „setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle  
 „zu beobachten.“

Diese in Form eines Bescheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erst die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun also jetzt schon, wegen Uebertretung eines Gesetzes, dessen Undeutlichkeit der Gesetzgeber selbst einräumte, bestraft werden? Wie konnte dieses so spät hinterdrein geschehen? Da nach der Organisation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächsten oder höchstens zweiten Bescheidstage, deren wöchentlich wenigstens zwei zu halten sind, unmittelbar auf die Untersuchung folgen muß; hier aber zwischen der Untersuchung und dem Bescheide 14 Tage, also wenigstens 4 Bescheidtage vorüber gegangen waren? Die wohlthätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen

Polizei auch anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weise, eine wahrscheinliche Absicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande seyn, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und wahrscheinliche Absichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

In dem Vernehmungsp<sup>r</sup>otokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Zensurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen.“ — Kann man seinen Augen trauen, wenn man dieses liest? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngste des allwissenden, allmächtigen Gottes selbst ist, eine wahrscheinliche Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre

früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete, war sie oft nicht im Stande, die klarste verbrecherische Handlung zu deuten, und sie ließ sich franke, das Bett hütende Menschen, husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jetzt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen und beurtheilt und bestraft dessen wahrscheinliche Absichten bei einer unschuldigen That!

Der Polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen, „sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärfern Einsehens zu halten.“ Wenn ich recht verstehe, was schärferes Einsehen heißt, und dieses nicht etwa schärfere Einsicht bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgibt,

schon in 4 Wochen wegen wiederholter Zensurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erste Strafe nur 3 Bagen betragen hätte. Das ist sehr traurig!

Wenn jede Polizei aller Orten, wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes, nach Willkühr, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Bitterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Formlichkeit handeln möge, wenn etwa das Daseyn einer solchen sogenannten *Konvenienz*, im gegenwärtigen Falle, zwar auf keine Weise für eine obrichterliche Stelle, ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, — so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei, wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht, in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand, um den es sich hier handelt, der gestrichene Bremer Artikel, dessen weltgeschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts sagen, denn mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Pressfreiheit in monarchischen Staaten,

aber nicht in Republiken ersprießlich sey. Indessen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unsere hiesige Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator \*\*\* an den ich mich, noch Abends als das Zensurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß den Artikel aufzunehmen gebeten hatte, bewilligte mir es, und schickte dem Herrn Zensor die schriftliche Weisung den Artikel passieren zu lassen. Dieser aber blieb bei seinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hiesigen Zeitung (nämlich im deutschen Journale) bereits gestrichen hätte. Also weiß die Polizei ein geschenees Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem sie es wiederholt. Also weil die Zensur einmal gewaltsam in das Geistes-eigenthum eingegriffen hat, mußte sie es noch einmal thun. Ist das Recht? Ist das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil der durch den Preßdruck für alle Bürger entspringt, nicht einmal zu reden, ist es nicht wirklich eine strafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftstellers, wenn man den Ertrag seines Nachdenkens und seines Fleißes böshaft zerstört? Die hiesige Zensur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geistes-eigenthum besitzen könne; diese ihre Unwissenheit wird jedem der sie kennt, er-



klärlieh seyn, aber sie wird dadurch nicht verzeihlich.“ — — —

Diese Berufung hatte aber keinen günstigen Erfolg; es wurde mir vielmehr, wegen meines schlechten Styls, eine weitere Strafe von 5 Thlr. zuerkannt.

---

## XVI.

### Der E s t ü n s t l e r .

Ein artistischer Versuch.

---

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht: denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sey, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockener Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Unrede, .. bald war ich düster, bald lachte ich laut auf, .. ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisiren, und ihre Locken in eine

liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physionomie ein ausgezeichnete Mensch seyn müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eskünstler, der mit seinen herrlichen Gaben, auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeltliche öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtseyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Essen etwas viel

erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines bloß thierischen Triebes, wurde mir klar, durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Anderer Konzertgeber warten gewöhnlich bis sich das Orchester versammelt hat, und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber, verschmähte den kleinlichen Kunstgriff durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht bloß zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterrung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert: er untersuchte das Messer, ob es keine Scharfen habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend wie viel auf diesen Resonanzboden des Es-Instrumentes ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich

später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses alles geschehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die andern verwirrt ihre Plätze suchten, und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sey, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eskünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hülfleistung der Gabel nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner,

die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exerzitionen und gymnastische Uebungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beieffen, von welchem das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkensalat u. s. w. nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beieffen Simultan-Speisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes, zeugte von dessen Richtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffel, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigscheiben, Senf und Salz, brachte er sämmtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beieffen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises,

daß diese Ansicht falsch sey, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versetzte, und er schwazte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schlüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Uermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirths: sie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei

der Herrschaft. Einen neuen Häring, der noch sehr schüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor so vielen Gästen zu erscheinen ansah, munterte er auf, und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Unstandes, aber unser Künstler lachte dazu, und fragte einen österreichischen Grafen, ob nicht der älteste Häring auch einmal neu gewesen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich = vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, versparte er seine meiste Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüssel Apfelpompott als langathmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechsels und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unser Eskünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichniß ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagios der Tisch = Symphonien; aber passend oder nicht,



unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Hallers Physiologie gelernt, sondern an mehreren europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo sie nur wenige Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hofaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter, seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie und seine Brust ward frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Continentalsystem übel nehmen, und um diese

zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Fluth empor. Während dem Essen der Mehlspeise war er nachdenkend und in sich gekehrt, und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Drittheil der Puding=Portion verzehrt, (denn er theilte seine Speise=Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen) dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er List, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bißchen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutsche Philister sind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehreren schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: jetzt nicht, aber später, mein Freund! Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender:

Eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert, noch einmal Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirths zu ersparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch. . . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre steckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht. . . . Einen Prachthecht von seltener Größe, nahm er ungetheilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller seines rechten, und mit dem Schwanz

über den seines linken Nachbarn hinaus reichte welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratenarten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehen stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andere nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unseres Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehills Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungernöth bedacht, und ließ, als guter Staatsverwalter, Borrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der National-

ökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rachel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden, und traf seine Maaßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe, die wahre Ansicht vom Dom zu Cöln, das Hup Hup, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam, und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück, und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeu-

tung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher gleich den übrigen Gästen sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an, und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter sich zusammen, und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus, und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter das Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem

solchen Mann ließ sich nichts anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Essens herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam und die anderen Gäste ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es traf wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor, und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Sorte aß. Er ließ das Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche, und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupf-

tuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art practicirte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfälle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sey eine Frau „noch so fluge Wirthschafterin, sie versteht nur die „Küche; der Keller ist — um mich artig und archi- „tektonisch auszudrücken — unter ihrem Verstande.“ Diese Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzengüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte fränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und



fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen, und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

---

## XVII.

# Der Narr im weißen Schwan.

oder:

## Die deutschen Zeitungen.

(Die ersten Kapitel eines größern Werkes.)

---

### Erstes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem südlichen Deutschland, sollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geschwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, also schädlich überhaupt wären. Er übernahm dieses Geschäft mit dem größten Vergnügen und als er auf seiner Reise durch Frankfurt kam, wo ich wohne, besuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reisen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog gewesen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Aristokraten=Kur gebrauchen. Kurz, er kam,

und erzeugte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntschaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verstehe die Kunst, weniger zu gefallen, als sie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei sich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das Luftleermachende Talent eines Pumpenstiefels, und er pumpte so fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr sprach, als ich in einem Tage hätte beantworten können. Ich war sehr unterhaltend, lehrreich, fast liebenswürdig. Als es zehn Uhr geschlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenstand, über den wir fünf Stunden gesprochen, noch zu keiner Entscheidung gebracht, und wir riefen beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung gelesen, wie aus einem Munde aus: die Fortsetzung folgt. So leicht begegnen sich schöne Geister, und so viel leichter ist es, seiner Ketten zu spotten, als sich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in seinem Gasthause zu essen und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da sie auf einen Donnerstag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan des Sauerkrauts wegen, die ausgesuch-

teste Gesellschaft findet. Das Sauerkraut ist ein ächt deutsches Essen; die Deutschen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher sie fähig sind. Wenn Luden in seiner vortrefflichen deutschen Geschichte von unserm Vaterlande sagte: es gehöre „zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe. - Köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, bringt Deutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung, und zur Förderung des Geistes“ — so dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus sagen sollen; denn weil er es nicht gethan, haben Viele diese Stelle gar nicht verstanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Essen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn sehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer gestört, die ganze Nacht nicht schlafen können. Dieser habe bis nach Mitternacht geschwätzt, geschrieen, geseufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel besessen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römische Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Bestimmungen enthalte, worauf ein deut-

scher Reisender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenossen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbstgespräche im Schlafe gestört? Er antwortete: Zehn für eine. Diese Antwort war mir nicht unerwartet, und sie sollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römische Recht lustig zu machen, sowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur subsidiarisch gebraucht wird. Die Deutschen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subsidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege sich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer sich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd, im Zimmer auf und ab, lachte und stöhnte, und sprach so laut mit sich selber, daß wir manche Worte und Redensarten, die schlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüßelloch der Thüre zu schlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimrath's = Waise!.. ach, Ihr gemüthlichen Bären! .. Garteninspector . . . Hofrath . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Bieh, dummes blödes Bieh! . . .“ Die letztern Worte sprach er mit bewegter, fast mit weinender Stimme. Darauf schmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Tasse oder Flasche zur Erde herab. Herr v. Pieberchen gerieth außer sich vor Zorn, sprang auf,

und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich suchte ihn zu besänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte sich nicht abhalten lassen und war schon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich bestürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund, und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verstehen, wir sollten leise sprechen und der Fremde sey nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich sey, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne schon sechs Wochen im Hause und sey reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erstaunen. „Sie sind wohl nicht von hier?“ — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr spräche selten und mit Wenigen, fing er aber einmal zu reden an, so geschähe es laut und anhaltend. Er sey freundlich, gutmüthig, betrage sich überhaupt wie jeder vernünftige Mensch, nur zuweilen bekäme er seinen Anfall. Dieses ereigne sich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittagessen und sehr oft Abends, wenn er aus dem Casino nach Hause

käme. Ich war sehr begierig, einen Menschen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig sey, und bat den Kellner, uns bei Tische in seine Nähe zu setzen. Der Kellner sagte, er thue dieses gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünschten, denn er wisse gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn setzen solle, weil viele Gäste sich seine Nachbarschaft verboten hätten. Er begriffe nicht, warum? da doch der Fremde keinem zu nahe träte. Es müsse aber etwas Besonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fistel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiserliche Dukaten in die Hand gedrückt, und ihm gesagt, der Fremde sey ein gefährlicher Mensch, und er solle achtgeben auf Alles, was er spreche und thue und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich seyn.

Der Bericht des biographischen Kellners bestand aus zwei unterschiedenen Theilen, aus einem klassischen und einem romantischen. Der klassische Theil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närrischen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerksamkeit des Hofraths, der romantische aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir

hierdurch auf ganz entgegengesetzte Gedanken=Begegeriethen, wollte, nachdem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen, wir sprachen mehr mit uns selber, als mit einander. Ich benutzte diesen Umstand, nachzuholen, was ich den Tag vorher versäumt hatte; ich war sehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein, und verfiel bald in einen sanften Schlummer. Dieser vormittägliche Schlaf war nach einer so unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und sehr zu verzeihen. Er schläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanschreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit sie lernen, wie ein Mann von Erfahrung sich beträgt, wenn eine Hauptperson der Geschichte eingeschlafen ist. Sie aufzuwecken, damit die Geschichte fortgehe, wäre nicht bloß in diesem Falle gegen alle Menschlichkeit, sondern auch in jedem andern Falle, gegen alle epischen und dramatischen Gesetze. Wenn der Held einer Heldengeschichte und eines Trauerspiels schläft, so hat er seine Ursachen; er ist schläfrig; die Natur hat gewisse Absichten mit ihm; die Kunst also, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeschlafen. Freilich ahmt jeder Künstler die Natur nach, wie sie ihm erscheint, und sie erscheint ihm, wie er fähig ist, sie nachzuahmen; aber nachahmen muß er sie



immer. Wenn Herr von Lieberchen acht Tage schlief, ich wäre viel zu ästhetisch, daß ich ihn störte; sondern ich ginge unterdessen leise im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und schriebe sie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taschenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Lesern mittheilen; nicht so, wie ich sie damals niedergeschrieben, sondern wie ich sie später aus dem Bleistifte in Dinte übertragen. Leser, die mich nicht kennen, und nicht wissen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwischenspiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber sie irren sich. Zwar ist mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erst mit dem zwanzigsten Bogen mündig wird, weil man in der politischen Toxicologie annimmt, daß die litterarische Substanz, gleich den homöopathischen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geschah nicht deswegen. Ich fürchte die Zensur nicht; denn ich wäre im Stande, so schreckliche Dinge zu schreiben, die jeden deutschen Zensor dergestalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Also nicht aus Hinterlist theile ich im folgenden Kapitel meine

Gedanken mit, sondern weil ich sie wirklich gehabt. Über der erste Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken lassen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken? Ich habe die Wahl, ich kann sie nennen: Gedanken, Miszellen, Efdota, Apophthegmen, Häckerling, gesammelte Blättchen, Hobelspäne, Collectaneen, Wißspiele, Potpourri, Auß Leben, Kunst und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedanken-späne, Lesefrüchte, eingemachte Lesefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverse, Anschauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoscop, Fragmente, Myriomorphoscop, Einschiesel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannichfaltiges, Mosaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denksprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideen-spiele, Glossen, Blüthchen und Blätter aus dürrer Holz und frischem Meiß, Arabesken, Erlesenes, rhapsodisches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Ungeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsprosa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus sich selber, — aber alle diese Namen sind schon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eignen Fehlern, als geschmückt mit fremden

Berdiensten erscheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

### Zweites Kapitel.

Schrecklich ist die Eifersucht eines Liebenden, aber die einer Regierung ist schrecklicher. Eine eifersüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, versagt sich die nöthige Ruhe, und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meister zu werden, täglich stärkere Reizmittel. Dieses macht sie schwach, verdrüsslich, zänkisch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank sind, müssen die Völker das Bett hüten. Eine seltsame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beispiel ist. Man kann im Diosdor lesen, daß, wenn auf der Insel Corsica die Weiber niederkommen, sich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbesuche annehmen. Wie klassisch sind Minister!

Die Bibel ist die Constitution des christlichen Staates; daher der Widerwille der geistlichen Oligarchie, sie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen sie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten sie zusehen, wie sie mit dem Himmel fertig werden, wir Menschen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir so Vieles verlieren und sie so wenig gewinnen, daß sie uns mehr

Brod nehmen, als sie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß sie unsere schönsten theuersten Güter zerstören, nur daß wir nicht froh werden; daß sie uns den Frühling mit seiner Lust, den Sommer mit seinem vollen warmen Leben, den Herbst mit seinen Früchten rauben und durch bösen Zauber den Winter ewig bannen, und dies alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das schmerzt zu tief, das empört den Friedlichsten, das macht uns unversöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis Du Sie gewinnst, und ergiebt sie sich endlich, seyd Ihr beide alt geworden, und Ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutschland sind die Menschen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und schweren stehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß sich bücken, einen Foliomenschen, man muß steigen, eine Duodez=Seele zu fassen. Die deutschen Oberen sind schön gebunden und haben goldene Titel, die Untern sind auch gebunden, aber wie die Schweine, und haben kein Ansehen.

Das Geheimniß jeder Macht besteht darin: zu wissen, daß Andere noch feiger sind, als wir.

Der Deutsche liebt bescheidenes Nechten, mäßiges Fordern, sanften Tadel, stille Vorwürfe. Darum muß man, um auf sie zu wirken durch Rede und Schrift, anmaßlich streiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweisen. Denn mäßigt Euch, wie Ihr wollt, der deutsche Leser mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilschen nicht lassen, man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen alles übertreiben, sie haben eine Elephantenhaut, zarten Kiesel fühlen sie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen stoßen.

Armuth ist eine Sandbank, Reichthum ein Felsen im Meere des Lebens. Die Glücklichen schiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben ist ein Strom, und der Schlaf ein jenseitiges Leben. Hätte ich eine himmlische Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menschen im Schlafe belohnen oder strafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Neue zu spät.

Ueber vieles habe ich aufgehört mich zu verwundern; aber daß sich zwei Diplomaten ansehen können, ohne zu lachen, darüber erstaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordschein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kassirer eines Bankiers: er hat den Schlüssel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung so lange, bis es Schaum giebt; dann meinen sie, sie hätten ein volles, überströmendes Herz. Es ist aber nichts als Luft.

„Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, stehen blieb — sonst wär' er Gott.“ — So spricht der fecke Aetius in Werners Attila. Wäre ich Minister, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verstand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath, und eine Gans zu rupfen, für Vorbereitung zum Hochverrath.

Duldsame Menschen sind die Ungeduldigsten, und geduldige die Unduldsamsten.

Ministerialismus wird Royalismus genannt, und Priesterherrschaft Theocratie, und wer die

Bettdecke von der schlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruhestörer.

Die Geschichten der Völker und Staaten haben den Geschichtschreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was sie sonst noch genützt, das weiß ich nicht.

Der gefährlichste Mensch ist ein furchtsamer; er ist am meisten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geschworen, hielt er seinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich gesehen, daß die Sonne am ersten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt naht der vierte, den sie noch nicht erlebt, und da meinen sie, daß sey doch ein ganz anderer Fall, und weil sie das meinen und so flug unterscheiden, halten sie sich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlorenen Einsatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinnst steigt nicht mit der Gefahr des Verlustes, und am folgenden Tage kommt er doch wieder, und geht endlich mit leeren Taschen weg.

Wenn das Schicksal ruft: le jeu est fait messieurs! so achten das die Wenigsten, erst

wenn sie hören: rien ne va plus! bekommen sie Lust, aber zu spät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinetts in Europa, — ich würde freilich horchen, aber nicht aus Neugierde, sondern nur um mich zu belustigen.

Es giebt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert sie für alle, der Ungerechte nur für sich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für asthenische erklärt, und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speisen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für sthenische, und man giebt ihnen Wasser, Essig, nimmt ihnen Blut, oder kühlte sie auf eine andere Weise. Das ist das Brownische System der Politik, weiter haben sie es noch nicht gebracht, und zu der Falschheit des Grundsatzes gesellt sich zum größern Verderben noch die Falschheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Asthenie.

Wer das Naturgesetz auch in der Geschichte kennt und anerkennt, der kann prophezeihen; wer nicht, weiß nicht, was morgen geschieht, und wäre er Minister.

Dem Sturme, und kommt er noch so plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher,



aber wie schützt man sich gegen die Launen der Weiber?

Unsere Zeit ist der Wissenschaft nicht günstig; man hat so viel mit Lichtpußen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur so viele Gesetze, als der Staat, Gott selbst könnte sie nicht regieren.

Es läßt sich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Gesellschaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie spielen Politik und wissen nicht, was Trumpf ist. Die Jesuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf ist; die Andern fragen gar nicht darnach und sind ganz verplüfft, wenn der Bube den König sticht.

Man weiß recht gut, daß es sie friert; aber die alten Gecken meinen, weil sie Sommerbeinkleider tragen, werde man sie für jung halten.

Um zu erproben, welch' ein lästiges Geschenk des Himmels der Verstand sey, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen, und am Ende des Jahres die unvorhergesehenen Regentage zählen.

Hätten sie die alte Zeit in Zucker eingemacht, statt in Essig, welches ganz dieselben Dienste geleis-

stet, man ließ sie sich vielleicht schon gefallen. Aber gut, daß sie dumm waren, und daß schon früher der Geschmack zurückweist, was später das Urtheil verwirft.

Die meisten Menschen sind unzufrieden, weil die wenigsten wissen, daß der Abstand zwischen Eins und Nichts größer ist, als der zwischen eins und tausend.

Es geschieht nichts neues unter der Sonne. Unsere heutigen Staatsmänner, die so seltsame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beschwichtigen, ahmen hierin nur die französische Geistlichkeit des Mittelalters nach, die einst, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Fasten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt lebt das schöne unsterbliche Leben; die Alten zählt man und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich seyn? Bist Du glücklich, wenn Du Dein Glück gemacht? Das ist zu unterscheiden. Ueberlege. Kannst Du nicht gut seyn, sündige — noch im Hohlspiegel der Sünde erscheint der Zug Gotterschaffenen Geschlechts — doch sündige für Deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verschwelge Deine Tage, spiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der

Frechheit den Uebermuth anstaunen. Ergebe Dich dem Teufel, daß er Dir zugleich Sättigung und Unerfättlichkeit der Sinne gewähre, daß er Dir die Quelle öffne, die den unauslöschlichen Durst des Wissens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geister und führe sie an, erstürme das Heiligthum frommer Gesetze; werde ein Straßenräuber, wenn Du arm bist; bestehle Dein geiziges Schicksal, deine Mutter, die Natur, wenn sie mit Affenliebe Deinen schlechtesten Bruder umschlingt, und Dich verströft. Gebrauche Deine Kräfte, mißbrauche, vergeude sie — Gott ist ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrt Du reuig zurück, vielleicht verzeiht er Dir und stattet Dich von neuem aus. Aber gebrauche Deine Kraft, verschmähe, zerstöre sie nicht, Deine und andere. Sey kein Lohnmörder, kein schnöder Giftmischer. Wie! Du schlägst einen Gedanken nieder, um so viel Thaler, mordest Deine eigene Empfindung, die schöne Geburt der schönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthst den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf silberner Schüssel, um einen goldgestickten Rock, um eine Achtel-Elle seidenen Bandes, das Du beim Krämer könntest um zwei Groschen kaufen? Du bist ein Thier, aber kein Löwe, kein Tiger, kein

Wolf, Du bist ein Hund. Und was gewinnst Du? Zeige mir den Bettler, der sich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürstenhut auf dem Kopfe eines verrätherischen Schurken. Und Du taumelst nicht im Uebermaße edlen Weins, und wankst und fällst, und verwundest Dich, und gehst weiter, ruhig und singend Deinen Weg — Du bist vergiftet und weißt, daß Du es bist; Du stammelst, wenn eine offene Frage Dich überrascht; Du möchtest Dein Herz bändigen und vermagst es nicht; Du athmest schwer; Du erblaffest, wenn das klare Auge eines fleckenlosen Menschen Dir Dein verzerrtes Bild zurückstrahlt; Du hast Gott verlassen und fürchtest den Teufel; Du . . . .

### Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Personen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunstrednerei — daher das stille natürliche Sprechen in unsern guten deutschen Musterromanen, wo der Held furchtsam ist und die Welt eine Bestie — und ich hätte gewiß das ganze Gasthaus zusammendeclamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöse meiner Consonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausschwei-

funken Einhalt gethan. Er sprang in die Höhe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt sich der Narr wieder? Nein, antwortete ich sanft, ich war's. Darauf setzte er sich nieder und gähnte sehr.

Lieber Leser! Sollte Dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe so etwas — und Du wolltest mir es aus Artigkeit verschweigen, wahrlich, ich danke Dir für diese Schonung nicht; denn dieses wäre eine Gefälligkeit, die ich Dir nie erwidern könnte. Laß uns immer offen gegen einander seyn. Ich gestehe es Dir frei, daß mir selbst der Hofrath aus dem mittäglichen Deutschland sehr lästig ist; denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen soll. Er gehört zu den Menschen, von welchen man zweifelt, ob man sie in den Fasten genießen darf, oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn gesäugt, wie uns auch; aber sein rothes Blut ist kalt, und statt Knochen hat er Gräten, die sehr biegsam sind, aber auch sehr stechen. Ich wage es nicht, ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen schon wegschicken, und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reisen lassen. Wie gut ist es den Romanschreibern geworden! Wer ihnen gefällt,

den rufen sie her, wer ihnen lästig ist, den schicken sie fort. Brauchen sie Geld — mit einem einzigen Federzuge schaffen sie sich Millionen; sie machen schönes Wetter, belohnen treue Liebe, und schaffen sich einen Nebenbuhler auf die schönste Art vom Halse. Bei allen Festen finden sie sich ein; Jammer und den grausesten Schlachten sehen sie sicher und bequem aus ihrem Fenster zu. Daraus lerne, lieber Leser, daß, um glücklich zu leben, man sein Leben als einen Roman betrachten müsse. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken sie dich weniger; dann haben selbst die Thränen ihre Lust, selbst die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch so schlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten Blatte, das dir diese Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Essen, und mein Vorschlag die Börse zu besuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, sah ich vor mir, aus dem Gasthose kommend, eine lange hagere Gestalt schreiten, die mir bekannt schien; sie machte große Schritte und ich mußte eilen, sie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unver-

geßlicher Eselsritter, aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an sein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den seinigen schimmerte etwas; aber wer mochte entscheiden, was es war? Die herben und die sanften Züge dieses sonderbaren Menschen waren wie Essig und Oehl immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung sie einmal vermischte, so dauerte es keine Minute und sie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in seiner großen versteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ — rief er aus. Heinrichs erstes und letztes Wort ist der Teufel, und in der Mitte seiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen, als er. Er wunderte sich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genossen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterstadt gefragt. So oft ich aber diese Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutscher, und erst spät merkte ich, daß er damit sagen wollte: ein platter Deutscher. Ja, als der Orientalist Langles in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er sey, hörte ich ihn antworten: *Je suis du pays de philistins*, und der artige

Franzose lächelte, als hätte er ihn verstanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und staubigem Pflaster, das keine Gießkanne erfrischte — die Polizei . . . war zu blöde, darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener schönen frischen Tage, in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutscher Säure, französischem Zucker und englischem Geiste uns ein Gespräch bereitet, das uns, wie Punsch erwärmte und belebte. Wir sprachen von andern Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börse ist schon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und sie hielten, wie Räder (Räder sind sie auch, nur nicht am Wagen, sondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlassend. Welch' ein liberales Volk, wie es die Deffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das sie nicht auf freier Straße vor aller Ohren verhandelten. Und Welch' ein gründliches Volk! Nichts ist belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Neden begleiten. Ich be-



merkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen; und wünschte ihnen Glück. Sie dankten, schmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaschen. Waller wollte wissen, was den Hebräern Gutes wiederfahren, daß ich ihnen Glück gewünscht. Ich erzählte ihm, sie hätten gestern die lang ersehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. „Wie — fragte Heinrich — wollten sie denn in verbotenen Graden heirathen?“ Nein, erwiderte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — „Wird ihnen denn diese Erlaubniß zuweilen versagt?“ — Gesetz ist, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur funfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — „Aber das ist schändlich, das ist ja ein wahrer Bethlemitischer Kindermord.“ — Nicht doch! Freuen wir uns vielmehr, daß die Menschlichkeit so große Fortschritte gemacht; selbst die Henkerkunst hat sich veredelt. Gibt es denn eine sanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es sind noch keine viertausend Jahre, da hatte ein Aegyptischer Pharao auch den staatswirthschaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Christenthum hat sanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — „Das Christenthum? Seyd Ihr Menschen, seydt Ihr Chris-

sten?“ — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Protestanten, die, weil sich unsere Bürger im Baughall belustigen, alle Stunden für diese Stadt, das Schicksal von Sodom und Gomorha fürchten, und welche die katholische Kirche mit der Babylonischen Hure vergleichen, weil sie gestattet an Feiertagen Kirschen zu verkaufen. Auch sind fromme Katholiken unter uns, die sich für Heilige halten; weil sie sich von der Vernunft erlöst fühlen. — „Und das Recht, die Menschlichkeit?“ — Recht und Menschlichkeit, guter Waller, sind weltliche Dinge, von denen sich ächte Christen, die nach himmlischen Gütern streben, nicht zerstreuen lassen. — „Und die Juden, dulden sie diese Mißhandlung ohne Murren?“ — „Ihre Metalliques und Bankfactions werfen ihnen fünf Prozent ab, und die unverzinsliche Ehre ist ihnen ein Wisch.“ — Wie der Herr so der Diener — sagte Heinrich, ballte die Faust und rief: o Gott, o Gott! — Ich kannte dieses bewaffnete Gebet. . . Wir hörten die Tischglocke läuten. Alexh, Beth, Lammet, Ruf, und noch viele andere Juden, fanden sich mit im Schwane ein, sie kamen auch, des Sauerkrauts wegen. Diese edlen Gäste lieben das Solperfleisch sehr; sie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, sie verzehren das veräurte Schweinefleisch für ihre

frommen Voreltern mit — ein schöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freue mich sehr auf das Essen, das war ein langer Vormittag! Ich setzte mich bei Tische zwischen Waller und den Rechtsgelehrten, beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich, hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwissenschaft studiert, und sich zum geschicktesten Polizei-Künstler ausgebildet. In weniger, als einer Stunde, hat er von Wallers Lebensverhältnissen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen, wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ sich nicht dadurch vom Ausforschen abhalten; denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlaueit, ihre Schätze in unverschlossenen Schränken am sichersten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als flug war. Darum störte ich das Frag- und Antwortspiel. Uns gegenüber saß der Legationsrath von Fistel, den ich sehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßstunde, hundert verschiedene und bestimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu sa-

gen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller schienen sich zu kennen, und grüßten sich freundlich; doch Heinrich grinste etwas dabei. „Der Teufel soll ihn holen“ — murmelte er mir ins Ohr, und setzte dann nach und nach, vermischt mit mehreren Gläsern Wein, folgendes hinzu. „Ich sollte ihm zwar gut seyn, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, so drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch aussieht, wie ein Mensch. Ist er denn Einer? Ein gewöhnlicher Lafai trägt einen rothen oder gelben Kragen, steht hinter dem Stuhle seines Herrn, macht sich hinter seinem Rücken über ihn lustig, und hat seine eigenen Gedanken. Aber so ein diplomatischer Lafai! Alle seine Eingeweiden stecken in Livree, wie er selbst; sein Kopf und sein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verschweigen soll, alles ist ihm vorgeschrieben. Wenn er niesen will, muß er nachsehen in seiner Instruction, was darüber bestimmt ist. Gestern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothschild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt sprach von dem Kourier. „So! ist ein Kourier angekommen?“ fragte der Legationsrath. Daß

war seine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie gestern bei dem schrecklichen Donnerwetter? — er hätte, statt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und sein Sprechen! Wie er es nur anfängt die Consonanten so weich zu bekommen! Er spricht so leise, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er gesagt hat. Ce language desossé macht mir ganz übel; das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute schöne Wort: Donnerwetter. Ich war erstaunt, erfreut und versöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtstich, der ihn außer Fassung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tische, und er mußte acht Tage das Bett hüten.“

„In welchen Diensten steht der Herr Legationsrath?“ fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem letztern gegenüber liebte ich selbst zu diplomatisiren, und ich antwortete ihm: in Ehen = Diensten — ich brachte nämlich nur die adjective Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verschluckt hatte. — „In welchen Diensten.“ — In Ehen = Diensten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erscheinung eines ungeheuren Rehbratens, allgemeines

Erstaunen erregte, und am ganzen Tische alle Gespräche in Stocken brachte. Während der Ferien=Minuten, da ich nichts zu hören, nichts zu sprechen, und nichts zu essen hatte, fiel mir der fremde Narr von diesem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei, und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da sizt er ja, antwortete er mir leise. Ich sah umher und gewahrte nur bekannte Gesichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen. — Wie! rief ich erstaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich Herr Waller ist's. — Das ist himmlisch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Wallers Jubel, wenn ich ihm seine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht stören, ich sah ihn im Lesen der Postzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufsparen bis zum Nach=tische.

Der Kellner, der mir den Narrenbescheid gegeben, war gerade mit Abräumen beschäftigt, als ich ihn hergerufen, und so geschah es, daß er durch meine Fragen zerstreut, eine der sechs Schüs=feln, die er unerklärlicher Weise in einer Hand getragen, vorwärts neigte, und ihren Inhalt, den Rest einer köstlichen Puddings=Sauce von Urrak, über Wallers Kopf ausgoß; sie strömte auf die Postzeitung herab und würzte diese ungewöhn=

lich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Sauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo ist naß, der ganze Popo ist naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie so? Selbst der Legationsrath lachte und fragte. Wie Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernsthaftesten Miene von der Welt — und daß wissen Sie nicht? Sie wissen nicht, daß der russische Kaufmann Popo, Commerzienrath geworden. Da lesen Sie. — v. Fistel, nachdem er gelesen, legte sein Gesicht in ehrerbietige Falten, und sagte: freilich, daß ist wichtig, daß ist sehr löblich; zur Ermunterung des Handelsstandes ist der Kaufmann Popow — so heißt er, nicht Popo, — zum Commerzienrath ernannt worden. — Nun, Popow oder Popo, erwiederte Waller, die Gläser vollschenkend, er soll leben! Der Semipalatinskische Stephan Popow soll leben! Und der Schewskische Jacob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, soll auch leben! Jetzt noch eine Gesundheit meine Herren! Der Gerbergeseß aus Cassel soll leben, der die Frau von Mußig aus dem Wasser gezogen. Heil ihm! — Frau von Mußig, von Mußig? — sagte der Legationsrath, sich die Stirne reibend — die Familie sollte mir bekannt seyn. — Bemühen Sie sich nicht — bemerkte Waller — es ist keine

Frau von, sondern eine aus Müzig, nur eine Wäscherin. Da lesen Sie. — „Eine Wäscherin zu Müzig ist in die Brausch gefallen, und wäre unfehlbar ertrunken, wenn sie nicht ein Gerbergeselle aus Hessen=Cassel aus dem Wasser gezogen.“ .. Und was sagen Sie dazu, daß der Garten=Inspector in . . . wo steht es doch? .. nein es stand gestern darin. . . . Nun gleichviel; ein Garten=Inspector ist Hofrath geworden. Er soll leben meine Herren! Über welche schöne Neuigkeiten liest man alle Tage in Euerer Postzeitung, wie belehrend ist sie! Ja wohl — sagte der Legationsrath — sie ist mit großer Umsicht geschrieben. — Mit Umsicht und Einsicht, und Nachsicht und Vorsicht und Rücksicht bemerkte Waller. Gestern stand darin. . . . Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf, mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schloßchen von Messing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäste (die Tafel war aufgehoben) stellten sich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdischen Gäste waren gespannt. — „Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen



sagen, wie hoch die Darmstädter Loose stehen?" — Fünf und dreißig, antworteten sieben Juden zugleich, mit seltener Uebereinstimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten spöttisch die Achseln und gingen fort. Waller setzte sich nieder, breitete die Zeitungen vor sich aus, und sprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

#### Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerspruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruhestörer, und, nach Umständen, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich sehe, Sie sind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich selbst wundert, daß ich noch nicht Minister geworden bin. Sie sind auch ein Mann von Verdienst, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchste Stufe der Ehre noch nicht erreicht, so weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt schon verachten und meiner besonderen Meinung sind, daß am Tacitus nicht viel ist, ob ihn zwar alle Welt

lobt. Sie kennen keine Germania — wie wird sie gepriesen! Nun was ist's? Hier, meine Herren, hier die Postzeitung, das ist die wahre Germania. Besser und schöner als Tacitus unterrichtet sie uns von der Deutschen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfassungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Postzeitung hat die wahre kurze Kürze. Sener brauchte viele Kapitel, sein Deutschland zu beschreiben, diese braucht oft nur ein Wort dazu. Gestern erzählte sie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verstorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen Vater- und Mutterloß gewesen, nicht, daß ein edler Mann ihr sein Vermögen hinterlassen, bewegte die Postzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimrathswaise ist, entlockte ihr Thränen. Geheimrathswaise! Liegt nicht Deutschland, wie es war und ist, in diesem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen theile: in Hofräthe und in solche, die es seyn möchten. Aber es ist betrübt; wie Wenige sind Hofräthe und wie Viele möchten es seyn! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Hofräthen ernennen; wenigstens zu Hofräthen. Und ohne

Unterschied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geschlechts, der Bildung und des Alters: sie müßten alle Hofrätthe seyn. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohé, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen einer stirbt, — und es geschieht oft, daß Einer nur darin stirbt, wie er nur darin gelebt — und der Berewigte war Doctor, und hatte sonst noch einen und den andern Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel, seit Carl's des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt, und ein Zeitungsschreiber insbesondere, für ein sündliches, gebrechliches und vergeßliches Wesen ist, und setzt darum in seinen Todtenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menschen haben Titel? In Deutschland höchstens der zehnte Mensch. Wenn ich aber Fürst wäre, dann sollte es anders werden, dann müßte es eine Lust seyn, in Deutschland zu leben und zu sterben. Dann würde man im Wochenblättchen lesen: „Am 13. dieses, starb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes, nach kurzen Leiden

am Hängen im 36. Jahre seines thätigen Lebens.“  
 Wie würde dieses zur Vaterlandsliebe anfeuern  
 Welches andere Volk verdiente mehr, als das  
 deutsche, daß man ihm wohlthue nach seinen Wün-  
 schen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht,  
 daß es ein braves, treues, gehorames Volk ist,  
 das mehr, als Reichthum und Schönheit, und  
 Tugend und Weisheit und Stärke, das höher  
 als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott  
 und der Natur bekommen, diejenigen schätzt, die  
 es seinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß  
 in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis  
 zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und  
 Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht,  
 Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung=  
 Stilling gehört — er war ein Schwärmer —  
 doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm ge=  
 hört, so wird Ihnen doch sicher bekannt seyn,  
 daß er Hofrath gewesen. Dieser Schwärmer und  
 Hofrath Jung=Stilling wurde einige Jahre  
 nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Uni=  
 versität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde  
 aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhe=  
 stätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte  
 sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Tod=  
 tengräber auf den Grabeshügel der längst Ver=  
 storbenen und sagte feierlich: „Hier ruht die selige

Frau Hofrätthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“ Einen so schönen Zug der Vaterlands-  
 liebe und hohen Gesinnung — sucht ihn in einem  
 Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste  
 mit der Post durch Leipzig, und während man  
 die Pferde wechselte, vermiste ich meine Nachtmü-  
 ße. Ich brauchte eine andere und erkundigte  
 mich bei einem Dienstmädchen nach einem Laden.  
 Diese führte mich in's Passagierzimmer und sagte  
 einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging:  
 Frau Oberpost = Kofferträgerin, der Herr  
 da wollen eine Nachtmüße. Ich brauche nur  
 eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in  
 eine Residenz, wo ich mehrere Tage verweilte.  
 Bei einem Kaufmann zu Tische gebeten, stellte  
 ich mich etwas zu frühe ein, und beschäftigte mich  
 unterdessen, die Namen der Gäste zu lesen, die  
 auf Karten geschrieben, auf den Tellern lagen.  
 Wir saßen, wie folgt, von meiner Rechten an-  
 fangend und zu meiner Linken endigend: Ich,  
 Frau Ober = Kriminalrätthin, Herr Finanzrath, Frau  
 Oberzahlmeisterin, Herr Hoftheater = Intendant,  
 Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeister, Frau  
 Geheime = Legationsrätthin, Herr Obertribunal-  
 Rath, Frau Geheimerätthin, der Wirth, Frau  
 Stempeldirectorin, Herr Ober = Kriminalrath, Frau  
 Finanzrätthin, Herr Obersteuereinnehmer, Frau

Hoftheater = Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalrätthin, Herr Stadt = Director, Frau Staatsrätthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadtdirectorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei = Gerichts = Assessorin, Herr Stempeldirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen = Inspectorin, Herr Salinen = Inspector, Frau Obersteuereinnnehmerin. Die Polizeigerichtsassessorin war Wittwe, ich aber saß himmlisch zwischen zwei schönen Frauen. Die Frau Oberkriminalrätthin war das sanfteste lieblichste Geschöpf von der Welt, und die Frau Obersteuereinnnehmerin war sehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, so liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen ansehen, sie waren die einzigen ohne Titel; doch tröstete ich mich damit, daß sie geborene Franzosen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum giebt — doch als Christ, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — so giebt es nach der deutschen Naturkunde keinen titellosen Raum. Die feine, unsichtbare, ätherische Titular = Substanz durchdringt alle geschaffene Wesen, sie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unseres Seyns, Geist und Herz, Denken und Empfinden, Wünsche und

Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unserer Sprache, man findet sie in Hauptwörtern und Hilfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpositionen, in Declinationen und Conjugationen. Man nennt das deutsche Volk breit, man sollte es ein hohes nennen, es erhöht alles. Es dehnt sich zwar auch in die Breite aus und sagt: allverehrt, allgeliebt, doch nur erst, wenn es bis in den höchsten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber so lange als möglich erhöht es das Wirthschaftsgebäude seiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menschen, hohe, höchste und allerhöchste Personen . . . Es hat hochpreislliche Gerichte und ein hohes Ministerium; es hat eine hochlöbliche Theater = Intendanz und es spricht von hochderselben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzessin nimmt den Eisenhammer in hohen Augenschein. Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse, und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's Jubeltag geschlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wissen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Göthe eine hohe

Person genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, sondern weil er Minister ist. Die Oberpost = Amts = Zeitung — sagen Sie nicht, meine Herren, daß ich spät zu ihr zurückkehre, denn ich habe sie keinen Augenblick verlassen; konnte ich sie schöner loben, als indem ich Deutschland lobte? — die Oberpostamts = Zeitung nennt sich nur so aus Bescheidenheit, sie ist aber eigentlich eine Oberamts = Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt sie in einem schönen breiten Strom, der den Deutschen heilig ist und den sie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liste von Standeserhöhungen ist ihr eine Genesis, das erste Buch Mosi's; ein Steckbrief ist ihr eine canonische Schrift und sie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inseratgebühren, in ihren Text auf. Was aber sonst gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menschheit, das erzählt sie, wenn sie Lust und Laune hat, in wenigen apokryphischen Zeilen. Wird die Oberpostamts = Zeitung versäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menschheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, sie kennt zu gut ihre hohe und schöne Bestimmung. Hier, meine Herren,



lesen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liste von sieben und achtzig Ruffen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liste von sieben und sechsßzig Namen. Wie schade, daß alle diese Namen so unaussprechlich sind, und dem Gedächtnisse zarter deutscher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger liest: der Fähnrich Tschawatschawadsew, der an der persischen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde liest, der Podolier Prscherafowfskji habe „für seine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuschrecken“ den St. Annen-Orden dritter Klasse erhalten, so freut sie das gewiß, es entzückt sie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß sie nicht wissen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuschrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeister auch nicht sagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtschule zu Linz zum Direktor des Gymnasii in Doren ernannt worden; hier, daß ein Parmesanischer Baron den Leopolds-

Orden, und hier, daß der Oberstkammerjunker eines kleinen deutschen Staates das Prädikat „Excellenz“ bekommen. Die Oberpostamtszeitung erspart den Leuten von Stande das Porto, und sie brauchen sich ihre Familienergebnisse nicht brieflich mitzutheilen wie wir. Ach! ich wollte ich wäre ein Courier, dann würden meine Freunde aus der Postzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereist und sie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpostamtszeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, so umgiebt sie ihn mit einem so großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie sie geheißen, als sie noch lebte. Wir lesen: „Heute Morgens um 6 Uhr starb dahier der Königliche Kämmerer, Ritter des Civilverdienstordens, Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise, Abgeordneter zur Ständeversammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften &c. &c., Freiherr von“ . . . jetzt halten wir am Namen, wir sind gespannt; aber ehe wir zu ihm gelangen wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Besuch in's Zimmer treten und uns stören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich gestorben. Das mildert freilich die Trauer.

Es giebt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung, bürgerlich-romantisch begraben lassen; aber die beleidigte Natur rächt sich immer, man soll nie gegen seinen Genius, gegen die Stimme des Gewissens handeln. In solchen Fällen bekommen wir zu lesen: „Den 6. November nahm uns Gott in Raßeburg, während einer Besuchsreise zu seinen Geschwistern, den treuen liebevollen Vater“ — so schnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpostamtszeitung berichtet uns treu, ein neugeborener Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangelist, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzessin den Namen Maria, Auguste, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen sich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Seherlehrlinge, die ihnen in solchen häufigen Fällen wird, wo sie viele Zeilen sparen können, und kürzere Zeit eingesperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpostamtszeitung mit Unrecht vor, sie verbreite manchmal sogenannte liberale, nämlich revolutionaire Nachrichten und Grundsätze; doch wenn es auch wahr

wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe sich das verhüten! Wäre ich ein Fürst, so ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzessinnen, das ganze Land Gevatter stehen, so daß der neue Prinz und die Prinzessin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, sechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, fünfzig, ja wenn ich Kaiser von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürsten würden meinem Beispiele folgen, und dann wollte ich doch sehen, wo die Postzeitung Raum fände, revolutionaire Grundsätze zu verbreiten. Auf diese Art könnte eine weise Staatsverfassung die Presse lenken, ohne zur verhassten Zensur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, scheint Ihnen nicht auch, daß hier unser Postgaul vorwärts möchte, der Postillon aber immer zurückhält, sichts und bläst? So ist es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus schließen wollten, daß Pferd habe mehr Verstand, als sein Reiter, so würden Sie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verstand haben, als sein Reiter, und ein geschickter tüchtiger Reiter will seinem Pferde nicht allen Verstand rauben, sondern nur den größten Theil davon. Ist es nun auch ganz offendar, daß unser Gaul in die Zukunft gallopiren, unser Postillon

aber sich in die Vergangenheit retiriren möchte, so ist dieses doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, sondern — von Seiten des Pferdes, ein Phantasiren, und von Seiten des Reiters, ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antistimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch lassen wir uns zu keinen Ausschweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menschheit vergißt die Oberpostamts = Zeitung die kleinen der Menschen nie; denn sie schreibt nicht bloß für Thron und Altar, sondern auch für die Küche. Nachdem sie uns mit den Namen aller neu geborenen Prinzen und Prinzessinnen, nachdem sie uns mit allen neu geschaffenen Ordensrittern, mit allen frischgeprägten Hofrathen, geheimen Hofrathen, Finanzrathen und Justizrathen, nachdem sie uns mit den Reisen aller Kouriere, und mit der Zahl der Postpferde aller hohen Reisenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem sie alle Revuen aller stehenden Heere, Compagnie nach Compagnie vor unsern Augen vorübergeführt; nachdem sie alle Hof = Feierlichkeiten erzählt und zwar zu besserem Verständniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beschreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, so Hoffnung und Genuß,

Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem sie dieses alles gethan, erzählt sie auch die mikrokosmischen Ereignisse der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schlesiſchen Barons ein Kürbis wachse, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt, und  $78\frac{1}{2}$  Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächſiſchen, weil ſeine Henne auf die Gaſſe gelaufen, 21 Groschen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhardſchen Truppe in Cöln die Deſertion überhand nehme, der Tenoriſt Ulrich, die ſolideste Stütze der Oper, ſich entfernt habe, und ſelbſt die liebliche Mamsell Pecher, was faſt unglaublich ſcheine, ihm untreu geworden ſey. Aber am liebſten und wärmſten verweilt die Poſtzeitung bei Jubelfeſten. Wenn ein Ehepaar ſeine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzeliſt, nachdem er funfzig Jahre abgeſchrieben, ſeinen Dienſtjubeltag feiert und ein Belobungſchreiben erhält, erzählt uns dieſes die Poſtzeitung mit Thränen, und ſie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine ſolche Feierlichkeit „gewiß eine ſeltene“ zu nennen; aber ſie ſpricht nur ſo aus Beſcheidenheit, ihr eigenes Verdienſt zu ſchmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß ſie uns nicht eine ſolche ſeltene Feierlichkeit erzählte.

Was nun die sogenannten Original=Artikel und Privat=Correspondenzen betrifft, mit welchen sich andere Blätter eitel schmücken: so hat die Oberpostamts=Zeitung sich von solchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie ist vorsichtig, sie nimmt nur bewährte Nachrichten auf, und sie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn sie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch giebt es allerdings Fälle, wo die Postzeitung schaffend hervortritt, und alle europäischen Zeitungen, bei welchen sie das ganze Jahr zu Gaste geht, selbst bewirthet. Dann ist ihr Gastgebot reich und prächtig, und sie zeigt, was sie könnte, wenn sie wollte. Solcher wichtigen Fälle sind vier an der Zahl. Sie ereignen sich, erstens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürstlicher Personen, dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt, officiel mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die englischen und französischen Posten in Frankfurt ausgeblieben; diese Nachricht theilt die Postzeitung zuerst mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Postzeitung, als erste Beisitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen sie erscheinen, sind wahre Feiertage für den Zensor, denn er

braucht sie gar nicht zu lesen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entstehen werden, daß er nichts darin gestrichen. Als die vierte Originalität ist die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten, die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchst originellen Berichte von den Fässern, die auf dem gefrorenen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein solcher Frostjubiläum sich in jedem Jahrhunderte nur einmal begiebt, so verdienen diese Säkularfässer, ob es zwar Jubelfässer sind, keine Berücksichtigung. Die leichten Franzosen verflüchtigen alles, und machen alles beweglich; wir standhaften und vollwichtigen Deutschen aber, verdichten alles und machen alles nagelfest. Die Franzosen können auf Pfänder borgen, sie haben Mobiliar-Vermögen; wir Deutschen aber können hypothekarische Schulden machen, wir haben Grundbesitz. Doch baares Geld ist leider selten bei uns. Unsere Wechsel à Dato hundert und funfzig Jahre sind die besten Effecten von der Welt; unsere Wechsel à Dato drei Monate aber, sind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich sehr ausschweife und mich verirrt habe, und es thut mir leid, daß ich Ihnen so streng untersagt, mich zurecht zu weisen. Aber Ordnung muß seyn. Den Fran-



zosen ist ein Buch fast nur ein Ereigniß, eine politische Schrift ist ihnen eine politische That; den Deutschen ist jedes Ereigniß ein Buch, und eine politische Handlung eine politische Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten war eine französische Schlacht; die Ermordung Kogebue's durch Sand eine deutsche Rezension mit Blut geschrieben. In diesem schönen vaterländischen Geiste denkt, fühlt und handelt — nämlich schreibt — die Oberpostamtszeitung. Eine geschehene Geschichte ist ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geschichte ist ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtausende, alte, mittlere und neue Zeit; sie theilt die Geschichte nicht in Epochen, Völkergeschichte, Staatengeschichte, Kriegesgeschichte, Kirchengeschichte, Handelsgeschichte, sie theilt die Wissenschaft nicht in Mathematik, Politik, Aesthetik, Theologie, Philosophie; sie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüsse, Meere — sondern sie theilt Welt, Zeit, Geschichte, Wissenschaft, und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geschehen, wann, wie und wo es geschehen, und ob es wirklich geschehen, oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort

heißt, wo die Zeitung erscheint, in welcher der Bericht des Geschehenen steht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermüthe, daß Sie nicht sehr bei Verstande sind, und diese Theorie der Postzeitung gar nicht fassen mögen. Ich will darum Ihrer Fassungschwäche mit einigen Beispielen zu Hülfe kommen. Wenn die allgemeine Zeitung eine amerikanische Geschichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, so schreibt die Postzeitung: Augsburg den 12. März 1827. und unter dieser Rubrik berichtet sie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie schreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuisen in München habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde, und aus Franken: Mamsell Sontag habe in Berlin ein Concert gegeben, und Madame Vespermann sey in München gestorben. Warum schreibt sie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erscheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, lesen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London gestorben, unter Aachen; hier unter Berlin 9. November den preussischen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe

und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollwesen, was die Liebe mit dem 9. November gemeinschaftliches? Sie verbindet der vaterländische Geist, der die Postzeitung besetzt, und den sie allem einhaucht, was sie berührt. Hier finden Sie unter Darmstadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Altheffen in Neuhessen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung gesetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die sich durch warmes Wasser von der Sicht heilen wollte, an dem Versuch gestorben sey. Hier lesen Sie: Berlin — „der bisherige Oberlehrer am Gymnasio zu Wezlar ist zum Director dieser Anstalt ernannt worden,“ und gleich darunter: „In dem bei Boigt in Ilmenau erschienenen: Geheimniß sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, seine Gunst und den Sieg über dasselbe zu erlangen, wird als das vorzüglichste Mittel ein aufwärtsstrebender Leibeschnitt empfohlen.“ Hier können Sie lesen: Augsburg, 16. August. „Ein russischer Courier, der in Bukarest angekommen, hat ausgesagt: Ibrahim Pascha sey gefangen“... „Der Einsiedler giebt es wohl mehr, als man glaubt.“ Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Gesetzentwurf über das Gewerbswesen verworfen. Dann folgt: ein humoristi-

scher Aufsatz über die physiologische Bedeutung der Füße. Hier Cöln: Die alten Landesscheidemünzen von Cöln, Trier und Aachen sollen aus dem Cours gesetzt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitschrift Merkur, die in Dresden erscheint. Hier: Bonn... Was wird uns die Postzeitung aus Bonn berichten? Wird sie von der Universität sprechen? Vom botanischen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von solchen Dingen berichtet sie nichts. Sie schreibt: „Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfasser der *Stapelia mixta* hält dem Tanze folgende Lobrede... „Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Postzeitung, meine Herren, auf diese Weise, ein schönes Band um Alles schlingt, um Gott, Natur, Geschichte, Menschheit, Staat, Wissenschaft, Kunst, Ernst und Scherz; indem sie Alles in Einem sieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt sie jenes gottselige Leben, welches Thomas a Kempis so schön in den Worten schildert: *Cui omnia unum sunt, et omnia in uno ridet, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et paciscuis in Deo permanere*; welchen Satz, Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flassau's Geschichte der

französischen Diplomatie umständlich erläutert finden. So meine Herren, ist die Oberpostamtszeitung! Soll man sie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der sie geschrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem diese Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in diesem Lande wohnt? Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?" ... Nach diesen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menschenhand, er sah nicht, wem sie gehörte, er hielt sie für die Meinige — und sprach mit leiser flehender Stimme: „O Carl, gieb mir eine Geliebte, gieb mir einen Gott, gieb mir ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig; gieb mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!" ... Dann warf er sich auf einen Stuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte heftig. Alle Anwesenden sahen mit Bewunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere sagte, es ist doch Schade . . . Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

### Fünfteß Kapitel.

Unter den nachzuehenden Gästen, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein stattlicher alter Mann, der sich uns schon bei Zi-

sche bemerklich gemacht hatte. Er aß und sprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte seinen blühenden Kopf, und man hätte nicht zu unterscheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die frische Jugendkraft sich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und schweren Arbeiten gewinnt, und das Maaf und die Ordnung in allen seinen Bewegungen, ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren stand. Der Rechtbewaffnete, sonst unbekümmerte Waller, hatte seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und seinen Beifall zu verdienen gesucht; denn so unbedacht er auch sprach, so besonnen sprach er doch zugleich, und wenn er auch seine wilde Phantasie nicht einzuhalten vermochte, so wußte er sie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte alles, was sich rechts und links auf seinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ sich nicht prüfen. Doch einmal geschah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es sey, und als dieser geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal, und strich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkasten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihm dem Spotte der Anwesenden, und seinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich schlug

ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechfaßten unter den Arm, ihn auf sein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu lassen, und sich die Treppen zu ersparen, fragte er bitter: soll ich unser theures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geschähe dieses denn das erstemal? erwiderte ich: so ließ er sich lenken und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher, wie finstere Wächter, unsere schöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirthe an deren Eingang stehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten süß, und mit ihren Blättern buhlte die schmeichlerische Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unsere Freude störte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards wo mehr Kutschen fahren, als hier Fußgänger sind, wird man vom Staube nie belästigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Wasser begossen. Hier aber, wie überall in Deutschland, wendet die Polizei ihre Aufmerksamkeit mehr auf Personen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgefallen, die Dienstboten, die Schriftsteller, die Reisenden, beauf-

sichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß, und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, daß käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erscheint. Jetzt fühlte sich Heinrich auf die Schulter geklopft; er sah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, sprach er, Ihr thut wohl euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiderte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm ist das Leben. — Der freundliche Mann schloß sich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte sie wohin er wollte. Eine Nachtigall im nahen Gebüsch sang ihr schönes Lied. Wir blieben stehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jetzt, dem Gesange einer Nachtigall gelauscht, und wie die vielen tausende Franzosen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeste gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle so von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tausende, unbekümmert vor dem grünen Häuschen der süßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deut-



sche allein, ihren süßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche ansahen, und wie sie neugierig waren, was uns so fest gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unser Begleiter, die Nachtigall singt dem Deutschen am schönsten, sie singt deutsch, sie ist ein deutscher Vogel. Heinrich bemerkte: sie ist ein Zugvogel und sie kommt aus Asien. — Das hat sie mit jener Freude gemein, erwiderte der Alte, und aus Asien kommen die Deutschen auch. — Heinrich sagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht, als die Kastenliebe, und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, sprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieser fromm gestorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geschieden, in die thierische Hülle eines Bürgers ohne Titel. — Der Alte sagte mit Lächeln: ich bin auch ein Hofrath; doch, lieber Freund, ich wünschte sehr, daß sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath; Sie sind zum rechten Ziele aber auf falschem Wege. Doch — es scheint mir, daß Sie dieses Land der Hofräthe, und diese Stadt, worin die hochedle Postzeitung erscheint, nicht gar zu sehr hassen; ich sehe Sie

ja schon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris, und reise nur jährlich auf wenige Monate nach Deutschland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu stärken. Daran thun Sie sehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er sich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu seinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte sich bald verzogen, und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und sprach: Ich bin ein Deutscher und bin stolz darauf es zu seyn; doch immer erröthe ich dessen, wenn ich höre, daß Deutsche selbst ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geschichte so ernst und heilig knüpften, und, um die schöne Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das süße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe einschloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird seinen Vater schelten; und kann er ihn nicht lieben, so wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, so wird er ihn doch ehren, und wird jeden streng zurechtweisen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich stellte sich mit verschränkten

Armen vor den alten Prediger und sagte: Vaterland! Vater! Wir? Unsere gute Mutter, sagen böse Leute, wäre sehr zerstreut gewesen und wir hätten viele Väter. Sollen wir sie alle oder welchen sollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwissenden Kinde erzählte man, ein Erzbischof sey sein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er sey ein freier französischer Bürger. Dem Jünglinge schlug hoch das Herz, wenn die Heere seines großen Kaisers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann sein Herz verschloß, und seinen Verstand aufthat, und umherblickte, sah er sich im Darmstädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterstadt spazieren, bin ich rechts ein Oestreicher und links ein Preuße. Wen, was soll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein stolzer Republikaner seyn? Soll ich nach Frankreich hinüber schauen? Soll ich als braver Darmstädter, eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags sprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwischen Stadt und Festung theilen? Soll ich östreichische Gesinnungen, soll ich preussische Gefühle hegen? Oder soll ich ein deutsches Bundes=Herz haben? Ja, ein buntes Herz müßte ich haben, sollte ich alle meine Väter ehren, sollte ich alle meine Vaterländer lie-

ben! — Wir mußten über Wallers Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, so wollen wir alle lieben, die unsere Mutter geliebt, und sie gewiß, denn sie ist gewiß nur eine. Sie hat uns gesäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns, Vater, Mutter, Gott lassen und alle die schönen ernstesten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unsere kleinen Wünsche kund thun, unsere Nahrung fordern, unsere Schmerzen klagen und unsere Freude jubeln. Sie beantwortete die ersten Fragen unserer jungen Wißbegierde, erzählte uns vom Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachsenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die süße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmey, die frohen Tage unserer Heimath zurück, und flötend begleitet sie uns durch das ganze Leben, über Lust und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat sie auch sich vergessen, doch nie uns vergaß — die Sprache sie ist unsere Mutter, wir wollen unsere Muttersprache lieben. Sie

vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke, und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache; wenn auch geschieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, sammelt auch nie ein gemeinschaftlicher Saal uns zur ernstesten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder sind. Welche Sprache darf sich mit der Deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und so mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kofende Liebe tänzelt, was der lärmende Tag schwätzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille

Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpfet und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — alles, alles, übersezt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwazt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutsche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unsere Sprache ist herrlich! Aber — sezte er leiser hinzu — wir dürfen sie nicht gebrauchen. — Wir dürfen sie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das starke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen schrecken. Die Sprache ist die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man sie Kindern in die Hände giebt. Man belustigt sich an unserm Spielen, lacht über unsere heiße Kampfbegierde; doch

wenn wir es zu ernst treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patscht unsere Tapferkeit und stellt uns hinter den Ofen. Wir sind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellern, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht sich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann küssen wir. Nein, nie wird mir dieses Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in diesem Lande, mit seiner launischen Luft, seinem zänkischen Himmel, seinem weinerlichen Frühlinge und seinem verdrießlichen Herbst. Wo sind unsere Alpen zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens, flach und sandig sind? wo ist der Neigen, der im Gefreische der Welt uns zurückflutet in frohe stille Tage? Wo ist der heimathliche See, der in unsere Schmerzen lächelt? Wo ist der Puls des Volkes, an dem man die Schläge seines Herzens fühlt? Wo sind die Denkmähler unserer Geschichte? Welche Großthaten haben unsere Voreltern hinterlassen? Das wenige was sie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erstgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürstet, nach so vielen gesalzenen Tagen, und wir suchen einen frischen Trunk an der Quelle unserer Zeit; wenn uns heiß ist in der durren

Gegenwart, und wir suchen Schatten unter den Bäumen deutscher Geschichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In sandiger Mark „trockenes Brod und saures Bier“ und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen“ steht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel, falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze rascheln. Wir suchen Wein und finden Bier, suchen kühlen Wald und finden Stammbäume nackt und fahl. Diese Herrenhuterstille des Volks, diese Magisterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenstolz der Reichen, der düstere Hochmuth unserer Großen, das linkische Wesen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo sind die Liebeszeichen vergangener schöner Stunden? Säuselt ein einziger Wohlklang verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, seht Ihr eine Harfe stimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart freischt, und die Zukunft gellt. Wir waren nichts, wir sind nichts und wir werden nichts. Wir sind ein schwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, sagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut, unserm so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der letzte als der ungerechteste erschienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutsch-



land; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserm Vaterlande. . . . Und an Schornsteinen — fiel ich ein; darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück. . . . Zank ist der Rauch der Liebe. . . . Ja, doch nur die Wärme soll man festhalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse seyn; doch sie als Unterthan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Noth und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein meine Freunde, Ihr tretet euch selbst zu nahe. Wollt Ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder. So vieles Gute was euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermissen, und selbst des Schönen das euch in der Fremde neu erscheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutsche seyd, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte ist nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch, ist der Deutsche allein. Shakspeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, sie sind unsere Landesgenossen, sind unsere Brüder. — Gerechtige

feit, bemerkte Waller, ist die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meisten daran, daß sie geübt werde, der Starke schützt sich selbst. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein bescheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde... Unser Land ist herrlich, seine Luft ist mild, uns allein ward der schöne Wechsel zwischen Entbehren und Genuß, der der menschlichen Natur so wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längsten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen sind die Begehren eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutschen gegeben. Fragt nicht nach unserer Geschichte, nach den Denkmählern unserer Vorzeit; wir sind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer ist glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geschichte seines Lebens — er sieht euch mit seinen großen blauen Augen an, hüpfst fort und spielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechseln, würden wir nicht froh, unsere sichere Vergangenheit

für seine unsichere Zukunft geben? Wir sind Kinder, und es ist wahr, wir werden streng erzogen; aber wer tauschte nicht gern die Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menschen haben keine Feierstunde — wir sind ein beneidenswerthes Volk. Unsere Hofmeister altern und wir wachsen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutschen Landes wird einst vollendet werden — und dann, auf Jahrtausende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einst haben die Deutschen das Weltreich Rom zerstört, einst werden sie ein schöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden stiften, den edle Fürsten gehofft, und von dem andere geträumt, er sey ein Traum gewesen; und dann wird man die guten Ahnen solcher guten Enkel segnen. — Ja, gut sind wir, sagte Waller; aber ich will nicht gut, ich will besser seyn. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kopf, der zum Frieden führt; unser Herz ist warm, aber es glüht still und düster und schlägt nie in schöne helle Flammen aus. Wir sind keiner Begeisterung fähig, die den Menschen zum Gotte erhebt, das Geschöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhause angeschlagen stehen, daß wir um vier Uhr Nachmittag uns begeistern und jubeln sollen, und dann sind wir begeistert und

jubeln zur bestimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unsere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Weisen, unsere Wohlthäter des Volkes — wir Mundschmeichler nennen sie hoch gefeiert; aber wir feiern sie nicht hoch und lassen sie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgehen, für Webers Wittwe und Waisen eine Vorstellung zu geben, und nur wenige deutsche Bühnen sind diesem Beispiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen gesehen. Er hatte hundert Fürsten, dreißig Millionen Landesgenossen, und er war arm! In der „Kunst und Wissenschaft kräftig fördernden Kaiserstadt“ wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven schon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmonische Gesellschaft in London erfuhr, beschloß sie ihm alles zu geben was er brauche und wünsche, und sie schickte ihm sogleich tausend Gulden. Gerechter Gott! Tausend Gulden schickten sie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier, für die schnöde Lust einer einzigen Nacht, dreißig tausend Gulden verschwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit feidner Schnauze, wie Metastasio gewesen, und er mag wohl ein Rezer seyn, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich schaudert

und mich eckelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht seine Werke liebt! — Waller, bester Waller, rief ich, wie bin ich erstaunt Sie das sprechen zu hören. Der Deutsche ist frei; unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Schriftsteller, sie ertragen kein Joch; nur eines müßten sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seyen wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene ist die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutsche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer sein Herz fesselt, hat seinen Geist gefesselt. Laßt uns darben und frei seyn. Göthe schrieb seinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweisen, woran sein Herz gestorben — denn seine Jugend hat seine Freiheit nicht überlebt — so weiß man es doch. — Und was ist jene Begeisterung? setzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den spärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutsche liebt das ganze Jahr, mäßig aber immer satt. Die Britten, die Franzosen, sie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutsche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht alles lieben was wir bewundern, nicht jedem wohlthun den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben eins, das uns alles ersetzt: die Freiheit des Gedankens . . . Heinrich

lachte. . . Ja die Freiheit des Gedankens! Was nützt den Franzosen ihre freie Presse? Sie dürften es sagen, daß deutsche Wissenschaft und Kunst, hoch über französischer stehe, daß Shakspeare mehr sey als Corneille; aber sie sagen es nicht, sie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Zensur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beschränkt; aber so gewiß der Schatten dem Lichte folgt, so gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein ist. Was wir wollen wird geschehen, früher oder später, wenn wir das Rechte und wenn wir es standhaft wollen. Das englische Volk, so edel es auch ist, magt nicht gerecht zu seyn; wir haben den Katholiken Irlands schon längst Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbst mächtige Fürsten bedenken sich, was sie über Griechenland beschließen sollen; Wir haben sie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrüßlich aus: Und sey dieses alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunst und Wissenschaft in verschlossenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienst ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh seyn, ich will es genießen. Ich will sagen, was ich denke, thun, was mir recht scheint, abwehren, was mir mißfällt, und ärndten was ich gesät. Wie langweilig sind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo un-

ter uns, ist die schöne Geselligkeit der Franzosen, wo bei uns, vereint sich Kunst und Wissen, Herz und Geist, Gefühl und Wiß, uns eine schöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verschaffen? — Beneiden wir sie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köstlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verschwendung wohl gefallen lassen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wissen vergeudet der Franzose in dem Gespräche einer Stunde; aber weil er alles spricht, was er weiß, sagt er mehr als er weiß, und macht Geistesschulden. Der Deutsche denkt mehr, als er spricht; aber er reicht aus und man sieht nie den Boden seines Wissens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jetzt. Wir müssen heimkehren, sagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend ist so schön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran? bemerkte Walsler. Denken wir, wir gingen noch länger spazieren. — Ja das wollen wir denken: erwiederte ich; und wir wollen denken und immer denken: diese Trommeltyrannei ist hart und lächerlich — dann endet sie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu sagen, daß er sich unserer Bekanntschaft freue, und wir ihn auf seinem Zimmer Nr. 13. morgen besuchen möch-

ten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und sprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hause gekommen, erkundigte sich Waller, wer in Nr. 13. wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er laß: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präsident. So! murmelte er. — Baron! Präsident! Hofrath! Darum also so zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!





